



Bodleian Libraries

UNIVERSITY OF OXFORD

This book is part of the collection held by the Bodleian Libraries
and scanned by Google, Inc. for the Google Books Library Project.

For more information see:

<http://www.bodleian.ox.ac.uk/dbooks>



This work is licensed under a Creative Commons Attribution-NonCommercial-
ShareAlike 2.0 UK: England & Wales (CC BY-NC-SA 2.0) licence.

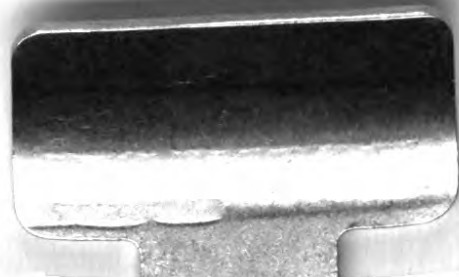


J 86



~~MP 117 A.1~~

REP. G. 13 929



Engelhorn's Allgemeine Romanbibliothek.
Eine Auswahl der besten modernen Romane aller Völker.
Vierzehnter Jahrgang. Band 7.

Die Heimkehr.

Roman in zwei Bänden

von

Dssip Schubin.

La morale n'est qu'une partie de
l'esthétique mais sa condition foncière.

G. Flaubert.

Erster Band.



Stuttgart.
Verlag von J. Engelhorn.
1897.

Alle Rechte, namentlich das Uebersetzungsrecht, vorbehalten.



Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Ihrer Durchlaucht

der Frau

Erbprinzessin von Hohenlohe-Schillingsfürst

geb. Prinzessin Ypsilanti

in herzlichster Verehrung.

Bonrepos 1897.

Erstes Buch.

Erstes Kapitel.

Der Meister hatte sie soeben verlassen; von allen Schülerinnen war sie allein noch in dem Atelier zurückgeblieben.

Das Licht, welches durch das breite, beinahe die ganze Gassenfront des Raumes ausfüllende Fenster brach, hatte bereits seit längerem begonnen, glanzlos und blaß zu werden — jetzt wurde es grau.

Sie warf einen letzten Blick auf ihre Studie, zwinkerte, legte die Hand schützend über die Augen, seufzte und wendete sich ab.

Die Studie stellte eine alte Italienerin vor mit einem gelben Tuch um den Hals und großen, goldenen Ringen in den Ohren.

Der „Meister“, Armand Sylvains, hatte ihrer Leistung heute Lob gespendet.

„Nicht schlecht — gar nicht schlecht — je ne déteste pas cela du tout,“ waren seine Worte gewesen — „es hat race — continuez — continuez! Sie werden es noch zu etwas bringen!“

„Sie werden es noch zu etwas bringen!“ — Was das wohl zu bedeuten hatte?

Daß sie nächstes Jahr würde im Salon ausstellen können, daß sie vielleicht — vielleicht jemanden finden würde, der ihr ein Bild abkaufte! — Bei dem Gedanken atmete sie auf, in ihrer Brust lockerte sich etwas, das ihr Herz

zusammengepreßt hatte. Sie empfand eine Art physischer Erleichterung.

„Zu etwas bringen! . . .“

„Es zu etwas bringen! . . .“ das hieß bei ihr eine Abnahme von Nahrungsorgen, einfach das. So weit war sie im Leben gekommen, daß ihr Wünschen und Hoffen nicht den Mut hatte, über dieses Ziel hinaus zu streben.

Man sah ihr an, daß sie ursprünglich zu einer so kümmerlichen Auffassung der Dinge nicht bestimmt gewesen, sondern daß der natürliche Lauf ihrer Existenz und infolgedessen ihrer psychologischen Entwicklung durch eine spät in ihr Leben eingreifende Grausamkeit des Schicksals gehemmt worden war. Sie machte den Eindruck einer Blüte, die, eigentlich geschaffen, sich in warmem Sonnenschein zu entfalten, anfang, in der Kälte eines sich schwarz und unentrinnbar über sie breiten Schattens zu verkümmern.

Etwa fünfundzwanzig Jahre mochte sie zählen und war von ausnehmender Schönheit. Ihr üppiges, dunkelblondes, zu einem einfachen Knoten im Nacken verschlungenes Haar war natürlich gelockt, das Oval ihres lieblichen Gesichtchens fein gerundet, die von breiten Lidern eingefassten, von dunkeln Wimpern beschatteten Augen waren groß und schön, die dunkelroten Lippen reizvoll geformt, Mund und Augen hatten denselben zugleich verträumten und angstvoll erstaunten Ausdruck — den Ausdruck eines plötzlich durch einen jähen Schrecken aus dem Schlaf geweckten Kindes. Ihre Hautfarbe war auffallend bleich, wie die Hautfarbe derjenigen, welche, von Jugend auf an frisch streichende Landluft gewöhnt, sich erst spät der dumpfigen Engigkeit eines sparsamen Stadtlebens haben fügen müssen. Anstatt ihrer Schönheit Eintrag zu thun, trug diese Blässe dazu bei, den rührenden und traurigen Liebreiz ihrer ganzen Erscheinung zu erhöhen.

Man fragte sich, was denn das Schicksal bewogen haben mochte, gerade dieses auserlesene Geschöpfchen zu quälen.

„Zu etwas bringen! . . . Zu etwas bringen! . . .“

Immer wieder murmelte sie es vor sich hin, während sie sich damit beschäftigte, ihre Palette abzuspachteln.

Mit einemmal zog's wie ein Sonnenstrahl über ihr

bleiches Gesicht. „Vielleicht wird doch noch alles gut!“ murmelte sie vor sich hin, und dabei fing sie an, ein Lied zu summen, ganz leise, wehmütig und zärtlich — das schöne, traurige Lied von Grieg:

Gott grüß dich, so lang' du zu Füßen ihm kniest —
Gott grüß dich, so lang' du die Sonne noch siehst —
Ich hab' es dir versprochen, ich harre treulich dein . . .

Immer dichter wurde die Dämmerung, immer leiser das Lied. Der letzte Vers war verklungen, die Palette war rein. Die junge Malerin wickelte ihre Pinsel in eine herumliegende Nummer des „Figaro“ (das Atelier befand sich in Paris auf dem Boulevard Clichy), steckte das längliche Bündel in ihren Muff, schlüpfte in ihr Tüchchen, das augenscheinlich von einem guten Schneider herrührte, aber von außen abgetragen und innen vielfach geflickt war, befestigte ihren Hut mit einer langen Nadel auf dem Kopfe, zog ihre Galoschen an die Füße und verließ das Atelier.

Nachdem sie den Schlüssel bei der Portiersfrau hinterlegt, trat sie auf die Straße.

Es war im Februar und kalt, ohne zu frieren. Ein scharfer Wind rüttelte an den Platanen des Boulevards und segte heulend um die Straßenecken herum. Das Macadam war schlüpfrig und noch nach Schlamm. Um die Laternen zog die Feuchtigkeit große, regenbogenfarbig schillernde Ringe. Die Luft war undurchsichtig vom Nebel und grau von der Dämmerung.

Sie ging rasch wie die Menschen, die ihren Gedanken davoneilen möchten, hinunter durch die Rue des Martyrs, über die Place de la Trinité in die Chaussée d'Antin. Die Läden wurden hier immer glänzender und lockender. Mitunter warf sie einen Blick hinein. Der Gedanke durchzuckte sie, daß sie in früheren Zeiten wohl vor einer dieser Auslagen stehen geblieben wäre, um zu prüfen, was sie von dem Land gerade notwendig brauche. — Sie lächelte — das war vorbei! Was hatte nicht alles aufgehört, für sie notwendig zu sein! Die schönen Dinge hinter den breiten Glasscheiben, über denen die Firma des Inhabers, in Gaslämpchen ausgeführt, schimmerte, betrachtete sie so wunsch-

los, wie sie die Sterne am Himmel betrachtet hätte, wenn diese momentan überhaupt sichtbar gewesen wären.

Dennoch verlangsamte sie mit einemmal ihren Schritt, wurde nachdenklich und trat endlich in einen vornehmen Konditorladen, wo sie ein halbes Duzend kleine, grüne Pistazienkuchen verlangte.

„Es steht heute keine süße Speise auf unserm Menü,“ überlegte sie, „und Mama entbehrt sie immer.“

Während die Ladenmamsell damit beschäftigt war, einen roten Bindfaden um das kleine Päckchen zu schlingen, trat ein Herr, der indessen an einem Tischchen Sandwiches gegessen hatte, auf sie zu, und sich mit etwas übertriebener Höflichkeit vor ihr verbeugend, sagte er deutsch: „Fräulein von Glimm . . .“

„In der That“ — erwiderte überrascht das junge Mädchen.

„O, verzeihen Sie, daß ich Sie so spät erkannt habe,“ entschuldigte sich, ihr die Hand entgegenstreckend, der Fremde.

Sie zuckte zusammen, sah ihm voll ins Gesicht und errötete. Dann, nicht ohne einen gewissen abweisenden Stolz, erwiderte sie ihm: „Es ist nicht zu verwundern, daß Sie mich nicht erkannten, Herr Zoller, da ich mich in den letzten Jahren ziemlich stark verändert haben mag — viel mehr zu verwundern ist's, daß es mir so schwer wurde, Sie zu erkennen, der Sie doch gänzlich unverändert geblieben sind.“

Er runzelte die Brauen — sie hatte ihm zu verstehen gegeben, daß er eine Dummheit gesagt habe, und das verdroß ihn. Seiner Ansicht nach war es in ihren Verhältnissen — er streifte sie mit dem Blick eines amtlichen Schätzers — gänzlich unstatthaft.

Er war ein mittelgroßer, breitschulteriger Mann, mit einem mächtigen, dunkeln Schnurrbart in einem regelmäßig geschnittenen Gesicht — dem Gesicht des reichen Kaufmanns, der sich nichts versagt hat, was sein Geld ihm verschaffen konnte, und in dem sich zugleich Verwunderung und Zorn melden, wenn einmal das schöne, mächtige Geld nicht im stande war, ihm gerade das zu verschaffen, was er sich am brennendsten gewünscht. Seine aufgesträubte Haltung drückte Gertrud gegenüber die Empfindlichkeit eines abgewiesenen

Freiers aus, bei dem das Herz nie im Spiel war und die Eitelkeit infolgedessen doppelt verletzt worden ist.

Der Umstand, daß er Bildung genug besaß, um sich seiner unritterlichen Regungen zu schämen, trug dazu bei, die Empfindlichkeit seiner Stimmung zu erhöhen.

Er versuchte sich in der Großmut — die Großmut war zwar meistens Zeitverlust, und ein sehr kostspieliger dazu, aber sie war auch eine fleidsame Charakterzierde, und er durfte sich dieselbe leisten.

„Sie haben sich in der That einigermaßen verändert,“ bemerkte er, einen mitleidigen Ton anschlagend; „Sie sehen etwas angegriffen aus — ich hoffe, daß Ihre Gesundheit nicht gelitten hat!“

„Nein, Herr Zoller,“ entgegnete sie ihm trocken, „gesund bin ich gottlob vollständig, aber das Leben ist nicht glimpflich mit mir umgegangen. Das wissen Sie ja am besten.“

„In der That,“ murmelte er, verlegen werdend, wie alle Millionäre, wenn sich jemand vor ihnen erlaubt, eine Anspielung auf seine Armut zu machen. Für Leute, wie Herr Zoller, ist die Armut eine Schmach — für Leute, wie Gertrud von Glimm, ist sie nur eine große — sehr große Unbequemlichkeit.

„Ich kann gar nicht sagen, wie sehr ich . . . Ihre . . . Ihre traurige Lage beklage. Erlauben Sie mir, Ihnen zu versichern, daß ich trotz . . . des kleinen Mißverständnisses, welches unsre Beziehungen eine Zeitlang getrübt hat — auf das Innigste an Ihrem Schicksal teilnehme,“ beteuerte Herr Zoller. „Der Beweis davon ist, daß Ihre Frau Mutter die erste war, welche ich in Paris aufsuchte, um ihr . . . meine junge Frau vorzustellen.“

Wenn Herr Zoller erwartet hatte, daß Gertruds Miene anlässlich dieser Mitteilung ein Gefühl unangenehmer Ueberraschung verraten würde, so erlebte er eine Enttäuschung. Sie zog nur kaum merklich die Augenbrauen empor und sagte ruhig: „O, Sie sind verheiratet — ich gratuliere. Es thut mir leid, den Besuch Ihrer Frau Gemahlin ver säumt zu haben.“ Damit wollte sie sich von dem Millionär verabschieden, als sich die Thür des Ladens öffnete und eine auffallend schöne, junge Frau in einem mit Straußen-

federn besetzten grauen Samtkleid eintrat und, auf Herrn Zoller zueilend, in etwas nasalem amerikanischen Englisch ausrief: „Ich habe dich doch nicht warten lassen, Nando dear?“

Worauf „Nando dear“ alias Herr Ferdinand Zoller erwiderte: „Ein gutes Viertelstündchen, liebes Kind — ich wußte schon nicht mehr, was für Pastetchen ich essen sollte, um mein Hierbleiben zu rechtfertigen. Aber einer so süßen Kaze wie du nimmt man nichts übel, nicht einmal, daß sie unpünktlich ist. . . . Gestatten Sie, gnädiges Fräulein, daß ich Ihnen meine Frau vorstelle,“ sagte er, auf Gertrud zugehend — „Frau von Zoller . . .“ als neu geadelter Parvenü verwischte er das „von“ ein wenig, aus Angst, zu verraten, wie wichtig es ihm war. — „Frau von Zoller — Fräulein von Glimm!“

„Freut mich sehr, Ihre Bekanntschaft zu machen,“ versicherte die schöne Frau und reichte dem jungen Mädchen die Hand. „Ich habe bereits viel von Ihnen gehört.“

Gertrud von Glimm zuckte ein klein wenig zusammen. Es berührte sie sonderbar, daß die Frau Herrn Ferdinand Zollers, oder vielmehr — er mußte ja nach dem, was er ihr zu verstehen gegeben, geadelt worden sein — die Frau Herrn Ferdinand von Zollers diesen fast herablassenden Ton ihr gegenüber anschlug. Die Zeiten hatten sich geändert — das mußte man über sich ergehen lassen wie manches andre, das sehr viel bitterer war! So nahm sie denn die dargebotene Hand in die ihre und sagte Herrn von Zoller die Liebenswürdigkeit über seine schöne Gattin, die er erwartete, worauf sie den Laden verließ.

Draußen stand eine korrekte kleine Remise. Gertrud von Glimm streifte die vornehme Equipage flüchtig mit dem Blick, während sie, die Röcke schürzend, an derselben vorbei in ihren Galoschen über das schlüpferige Macadam schritt.

Es hatte angefangen zu regnen. Sie mußte ihren Schirm aufspannen.

Zweites Kapitel.

In einem neuen, schönen Haus mit teppichbelegten Marmortreppen am Boulevard Malesherbes fand ihr Weg sein Ziel.

Im Mezzanin blieb sie stehen, steckte den Schlüssel in eine Thür und trat ein. In dem kleinen Vestibül lag ein Dachshund auf einer mit den Ueberbleibseln eines alten Brokatstoffes bedeckten Polsterbank. Schwerfällig sprang er herunter und bellte grüßend an Gertrud hinauf. Er war alt und dick, mit einer grauen Schnauze und Runzeln zwischen den Augen. Gertrud streichelte ihn zärtlich und murmelte: „Armer Dachs!“ Er sah melancholisch aus und hatte auch Grund dazu. Er war das Stadtleben nicht gewöhnt, so wenig wie seine Herrin.

Von ihm gefolgt, verfügte sich Gertrud in einen kleinen Salon, dessen Thür auf das Vestibül mündete, und der, von einer rot verhüllten Lampe beleuchtet, im ersten Augenblick einen ungemein anheimelnden Eindruck machte. Neben dem Kamin saß eine schwarzgekleidete alte Dame, mit einem Spitzenhäubchen auf dem Kopfe und einem Shawl um die Schultern. Ein Strauß von Rosen mit sehr langen Stielen stand zwischen allerhand Büchern und Säckelchen neben ihr auf einem Tischchen, das mit einem japanischen Priesterhemd bedeckt war.

In ihrer ganzen Erscheinung verriet sich die Vornehmheit eines beinahe verschollenen Frauentypus. Ihre Füße, von denen der eine mit einem weißen Strumpf und tief ausgeschnittenem schwarzen Atlassschuh bekleidet, auf einem Polster ruhte, waren so klein, daß man ihnen unmöglich Gebirgstouren oder auch nur längere Spaziergänge zumuten konnte, und ihre Hände stammten aus einer Zeit, in der es noch nicht Mode geworden war für Damen, sich von allen Männern ihrer Bekanntschaft diese Hände schütteln zu lassen, noch mit denselben Männern um die Wette Lawn-tennis zu spielen. Von gewellten, weißen Scheiteln eingerahmt, zeigte ihr Gesicht die rosigen Farben und feinen Züge eines Kindes — die Augen aber waren müde und lichtlos. Es waren die Augen einer alten Frau, die das

Leben nicht mehr begriff, einer alten Frau, deren Denken sich, von der Zukunft geängstigt, von der Gegenwart abgestoßen, in die Vergangenheit geflüchtet hatte, wo es sich nun festklammerte und nicht mehr herauszubringen war.

„Wie geht's, Mütterchen?“ fragte Gertrud, indem sie die alte Dame auf die Stirn küßte.

„Ach, wie's eben geht,“ erwiderte diese etwas verdrießlich. „Nimmst du eine Tasse Thee? — Er steht dort verwahrt, er wird noch warm sein.“

„Danke, Mütterchen, ich habe keinen Hunger, ich will lieber gleich mein Zeug ablegen und mich zum Diner umkleiden.“

Gertrud hatte die Gewohnheit beibehalten, sich zum Diner umzukleiden, obzwar sie seit langem der Mutter fast alle Abende allein gegenüber saß und die Schüsseln von der Köchin, dem einzigen Pfeiler des Haushaltes, aufgetragen wurden. Es wäre ihr ebenso unmöglich erschienen, sich nicht zum Diner umzukleiden, als auf die Straße hinauszugehen, ohne Handschuhe anzuziehen.

„Wie bist du zu den schönen Rosen gekommen?“ fragte sie die Mutter, indem sie, vor den Kamin niederknieend, ein Scheit Holz auflegte.

„Ich habe Besuch gehabt,“ erwiderte, sich die Augen reibend, die alte Frau.

„Richtig, die Zollers!“ meinte, rasch aufblickend, Gertrud.

„Ja, Herr Zoller war hier — dein alter Verehrer.“ Die Mutter stockte etwas verlegen — „er heißt jetzt übrigens von Zoller, ist geadelt worden.“

Gertrud schwieg. Frau von Glimm hub von neuem an. Je länger sie sprach, desto gereizter klang ihre dünne, hohe Stimme. „Es war sehr aufmerksam von ihm, uns sofort einen Besuch zu machen, trotz . . . trotzdem, was vor-gefallen ist . . . sehr aufmerksam. Ich habe es ihm hoch angerechnet. Er hat mir die Rosen gebracht und . . . und . . . mir seine junge Frau vorgestellt — er . . . hat sich verheiratet.“

Gertrud setzte sich der Mutter gegenüber und begann an einem Wäschestück zu nähen, das sie aus einem großen, hinter die Kaminecke geschobenen Arbeitskorb hervorgezogen

hatte. Verstohlen, fast ängstlich, blickte die alte Frau sie an, um den Eindruck zu prüfen, welchen ihre vermeintliche Neuigkeit auf sie gemacht haben mochte.

Aber Gertrud zog den Faden ruhig und regelmäßig, nicht zu rasch und nicht zu langsam, und zuckte mit keiner Wimper. Als sie merkte, daß die Mutter eine Antwort erwarte, sagte sie: „Ich weiß, daß er verheiratet ist, ich bin ihm begegnet beim Konditor, wo ich mich aufhielt, um eine Kleinigkeit zu besorgen, er hat mich mit seiner jungen Frau bekannt gemacht. Ich versichere dir, daß er sein Möglichstes that, mir in Kürze zu beweisen, welchen Schatz seine Frau an ihm gewonnen. Ein wenig grämen sollte ich mich ja doch über mein verscherztes Glück! Noch oben-drein kann er sich mit der Ueberzeugung freuen, daß seine Frau viel schöner ist, als ich es je war.“

„Schöner — schöner!“ murmelte ärgerlich Frau von Glimm. Sie hatte jetzt eine derbe, graue Wollstrickerei hervorgezogen und klapperte unmutig mit den dicken Holznadeln. „Wenn du seine Frau geworden wärst, und anstatt dich abzuquälen, dich hättest pflegen können, so wärst du jetzt um nichts weniger hübsch als sie. Zu was daran denken . . . es ist vorbei! — Sie waren sehr artig, die Zöllers, beide waren sehr artig. Ich schämte mich so vor ihnen! Sie kamen herauf, ohne sich durch den Diener anmelden zu lassen. Lieschen machte ihnen die Thür auf in der nassen Küchenschürze. Es ist sehr unangenehm, wenn man von einem weiblichen Diensthoten die Thür aufmachen lassen muß — aber mit einer nassen Schürze . . . das ist gräßlich! — Und trotzdem waren sie artig. Sie forderten uns auf, einmal mit ihnen zu speisen im Kontinental, wo sie abgestiegen sind.“

„Ich hoffe, daß du abgelehnt hast, Mama,“ rief Gertrud lebhaft.

„Wie sollt' ich, sie waren so dringlich . . . ich schob die Entscheidung hinaus, ich sagte, ich wollte dich fragen.“

„Mich? — Nun dann, wenn sie noch einmal mit ihrer Einladung kommen, so wollen wir einen Vorwand finden, uns herauszuschrauben,“ erwiderte Gertrud. „Zu was diesen Verkehr, der uns nur peinlich sein kann! . . . der uns an Dinge erinnert, die — nicht zu ändern sind,“ setzte sie leise hinzu.

„Ja . . . ja . . . nicht zu ändern sind!“ wiederholte Frau von Glimm. Plötzlich fing sie an zu weinen, wimmernd, kindisch, wie alte Menschen weinen.

„O Mutter!“ rief Gertrud heftig, „Mutter, du glaubst doch nicht, daß ich mich darüber gräme — darüber . . . daß ich seine Werbung ausgeschlagen habe? — Mutter! wenn mir heute noch die Wahl frei stünde, ich zweifelte keinen Augenblick!“

„An was für andre unangenehme und unabänderliche Dinge erinnert er dich denn?“ fragte, die regelmäßig geschweiften Brauen in die Stirn schiebend, die alte Frau.

„Und du fragst?“ Gertruds Stimme brach. „An was? . . . Daran, daß wir die Heimat verloren haben! . . .“ Sie beugte sich über die Arbeit in ihrem Schoß und begann von neuem zu nähen. Ihre Thränen fielen rasch und dicht — der Faden riß. Der alte Dachs kroch teilnehmend knurrend an sie heran und stützte seine beiden Vorderpfoten auf ihre Kniee. Die Thür öffnete sich — ein junges Mädchen mit einem vollen, frischen, gutmütigen Gesicht und einer weißen Schürze, die es über ein abgelegtes Kleid der jungen Herrin trug, trat ein und meldete: „daß angerichtet sei“.

Drittes Kapitel.

Es war schon spät. Die Mutter hatte sich zu Bett gelegt. Auch die Köchin schien sich zur Ruhe begeben zu haben. Man hörte sie nicht mehr in der Küche draußen mit dem Geschirr hantieren.

In einer kleinen Wohnung hört man alles, weiß von allem, was vorgeht, riecht alles, was gekocht wird. Frau von Glimm klagte oft darüber.

Gertrud saß an ihrem Schreibtisch und rechnete. Sie hatte die Stehlampe ganz nahe an den Schreibtisch gerückt und ihr den roten Schirm abgenommen, um besser zu sehen. Der Eindruck, den der kleine Salon machte ohne die rosige Dämmerung, war wesentlich verschieden von dem, welchen er mit Hilfe dieses beschönigenden Umstandes auf den Beschauer hervorbrachte. Die Möbel waren alle zu groß und

einige zu schön für den bescheidenen Raum. Man merkte, daß sie, viel geräumigeren Gemächern entnommen, etwas unorganisch zusammengeschoben waren. Es war, als ob man sich aus einem vertragenen Krönungsmantel eine bequeme Hausjacke zusammenzuschneiden versucht hätte. Zwischen den Spuren vergangenen Glanzes meldeten sich überall die Zeichen gegenwärtiger Dürftigkeit. Der Teppich war vertreten und die Schäden der Lehnstühle waren durch das Auflegen alter Brokatlappen notdürftig versteckt.

Der Zeiger der Raminuhr deutete auf halb Zwölf. Gertrud saß noch immer an ihrem Schreibtisch und rechnete. Sie suchte nach einem Löschblatt in ihrer Mappe, hastig kramte sie zwischen alten Papieren, von denen sie den größten Teil zerriß. Dabei geriet ihr ein Notenheft in die Hände — ein vergriffenes Ding in einem rosa Umschlag.

Das Lied war's, welches sie in der Malerwerkstatt vor sich hingesummt. Auf dem Titelblatt stand in einer weit ausfahrenden, regelmäßigen Männerschrift — der Schrift eines Menschen, der seine Schulkalligraphie nicht durch nachträgliche, anstrengende, schriftliche Arbeiten verdorben hat:

„Fräulein Gertrud von Glimm.

In herzlicher Verehrung

Wilhelm von Stolzling.“

Sie hielt das Blatt zärtlich zwischen den Fingern, als ob es etwas Lebendes gewesen wäre; dann streifte sie die geschriebenen Worte mit ihren Lippen und verschloß das Lied in einem Fach ihres Schreibtisches.

Wieder tauchte sie die Feder ein, versuchte weiter zu rechnen — sie sah die Ziffern nicht mehr auf dem Papier. Allerhand andre Bilder huschten über das vor ihr aufgeschlagene Wirtschaftsbuch. Die Gegenwart versank in der hoch ansteigenden Flut der Erinnerung.

Sie sah einen gesegneten Landstrich; zwischen dem schattigen Grün der Waldungen Felder, die von Fruchtbarkeit strotzten, mächtige Apfelbäume, deren Äste sich unter der Last überreichen Obstsegens neigten, lang hingestreckte Dörfer mit hochgiebligen, wunderlichen Häusern — träumerisch girrende Brunnlein, die aus dem grasdurchwachsenen Pflaster

altväterischer Marktplätze emporragen, dazu eine kerngesunde Bevölkerung, der das Feuer des kräftigen Landweins auf den roten Lippen brannte und aus den braunen Augen heraus leuchtete, Erntewagen, unter deren Last die langsam vorwärts strebenden Räder freischten. Ach, wie deutlich sie das alles sah! Sie atmete sozusagen die alte Luft, die herrliche, würzige, nach Heu, Rosen, Waldmoder und frischem Getreide duftende, Leib und Seele erquickende, unvergleichliche, unvergeßliche Luft — die wundervolle Luft der Wetterau!

Und aus der üppigen Fläche tauchte etwas ganz besonders Liebes empor, etwas, nach dem alle ihre Gedanken hinstrebten, bei dem sie stehen blieben, in dem sie sich festnisteten — Lindenheim — die Heimat!

Das Schloßchen, nicht von besonderer Bauart, nichts als ein gewöhnliches Wohnhaus mit einem altväterischen Spruch auf dem Giebel, dazu ganz in wilde Wein- und Clematisranken eingehüllt, inwendig winklig, wunderbar, mit den merkwürdigsten Treppenbiegungen, mit plötzlich zwischen traulich-grauer Dämmerung schräg einfallenden Sonnenstrahlen — Stuben — wie viele! und alle von derselben verwöhnenden Gemütlichkeit, und in allen derselbe Geruch von altem Holzwerk und getrockneten Rosenblättern — jener süß altväterische Geruch, der ebensowenig in neuen Häusern künstlich zu erzwingen ist, wie in neuen Kirchen der spezifisch katholische Wachskerzen- und Weihrauchsdunst, der den alten Gotteshäusern als charakteristisches Merkmal anhaftet.

Um drei Seiten des Schlosses ein Blumengarten, der teilweise an den Küchen- und Obstgarten angrenzte, teilweise in einen schattigen Park sich verlief, und vor der vierten Schloßseite ein Hof mit Gebüsch in den Ecken und einem Springbrunnen in der Mitte. Und über allem eine große, heilige Stille, nichts zu hören als Blätterrauschen, Vogelzwitschern und von ferne das Brüllen der Röhre aus der abseits gelegenen Meierei.

Lindenheim . . . die Heimat! Was das Wort nicht alles in sich schloß! Sorglosigkeit . . . Sonnenschein . . . Rosenduft und noch irgend etwas andres, einen geheimnisvoll beruhigenden, zärtlich schirmenden Zauber, den keine Worte wiederzugeben vermögen.

Wenn Gertrud aus der Fremde nach Lindenheim zurückkehrte — sei's von nah oder fern, müde vor Vergnügen oder wund von einer kleinen Enttäuschung — immer umfing sie das warme, wohlige, jede Last abstreifende Gefühl eines Kindes, das man in seine Wiege zurückgebracht hat.

Damit war's vorbei! Warum hatte es so kommen müssen? Wie war es eigentlich so gekommen?

Auch jetzt noch war sie sich nicht klar darüber. Andre aber, die mit nüchternen Blicken zugehören, hätten es ihr genau sagen können.

Viertes Kapitel.

Die Glimms hatten immer über ihre Verhältnisse gelebt, das wußte die ganze Wetterau. Die ganze Provinz wußte es, die einzigen, die es nicht wußten, waren die Glimms selbst, zum wenigsten ein Teil der Glimms, die Gattin und die beiden Kinder des berühmten Verschwenders Hugo von Glimm.

Armer Hugo von Glimm! Er war wie die meisten Verschwender kein schlechter, sondern nur ein schwacher Mensch — ein deutscher Landjunker, der das Unglück gehabt hatte, auf einer Reise nach Paris sich in ein sehr schönes, sehr vornehmes, sehr verwöhntes und ganz armes Mädchen, die Gräfin Kathi Jablonska, Tochter eines hochgestellten österreichischen Diplomaten, zu verlieben und durch seine breiten Schultern und sein treuherziges deutsches Wesen ihre Gegenliebe zu erwecken. Trotz heftigen Widerspruches von seiten der Verwandtschaft seiner hochgeborenen Herzenskönigin führte er sie als Gattin heim.

Allen, sich auf nüchterne Wahrscheinlichkeiten stützenden Voraussetzungen gesellschaftlicher Propheten zum Trotz fühlte sich Kathi Jablonska in ihrer Ehe sehr glücklich, was daher rührte, daß sie bis an den Tod ihres Mannes von Illusionen über denselben befangen blieb. Sie sagte immer, er sei wie ein deutscher Eichenbaum, so stark, gerade und verläßlich.

Er segnete ihre beglückende Täuschung und verfluchte

sie zugleich, sie legte ihm so außerordentlich unbequeme Verpflichtungen auf. Wenn einer der beiden Gatten sich weniger glücklich fühlte als der andre, so war es der Mann — aber er vermied es bis zum Schluß, sich das einzugestehen. Ein solches Eingeständnis wäre ihm als ein Armutszeugnis erschienen, das er sich selber ausgestellt hätte. Der Gemahl eines so herrlichen, von ganz Europa bewunderten und gefeierten Geschöpfes mußte glücklich sein.

Und schließlich wäre er es vielleicht auch gewesen, wenn ihm nicht eine beständige Furcht, auf seinem persönlichen Ungenügen und der Unzulänglichkeit seiner Vermögensverhältnisse von ihr ertappt zu werden, das Leben vergiftet hätte. — Auf diese Furcht allein war seine Verschwendung ebenso wie die unvernünftige Nachgiebigkeit, welche er seiner Gattin in allem und jedem bewies, zurückzuführen. Um mehrere Jahre älter als er, beherrschte sie ihn vollkommen. Sie richtete sich ihre Existenz danach ein, wie sie es in ihrer Familie und ihrer Umgebung immer gewohnt gewesen war; er fand alles, was sie veranlaßte, wunderschön, und gewann es nie über sich, ihr in ihren Ausgaben Einhalt zu thun, noch ihr einen Einblick in seine geschäftlichen Verhältnisse zu gewähren.

Von den beiden Kindern, welche dieser Ehe entsprossen waren, wuchs der bedeutend ältere Sohn in einem preussischen Militärinstitut auf; die Tochter blieb bei der Mutter, verbrachte die Sommermonate in Lindenheim, die Winterseason jedoch immer in ausländischen Hauptstädten, wodurch ihre Erziehung einen stark erotischen Anstrich erhielt. Die Mutter hoffte für sie eine glänzende Heirat. Aber Gertrud war nicht heiratslustig; sie schlug einen Freier nach dem andern aus. Die Männer fingen an, sich vor ihr zu fürchten — da starb Hugo von Glimm. Seine Hinterlassenschaft bot seinen Erben eine gründliche Ueberraschung. Barvermögen fand sich fast gar nicht vor, und Lindenheim war tief verschuldet. — Die Erben waren zu anständig, um einen Toten mit Vorwürfen zu beschimpfen, die zu nichts mehr führen konnten, und zu geschäftsunkundig, um die wirklichen Gefahren der Situation ganz zu ermessen.

Als der alte Rechtsfreund ihres Vaters ihnen zögernd riet, das Gut zu verkaufen, wiesen sie die Zumutung als

etwas zugleich Beleidigendes und Unausführbares von sich ab. Hingegen waren sie zu allerhand andern vernünftigen Dingen bereit. — Gertrud und ihr Bruder Kurt überboten einander gegenseitig in ihrer Bereitwilligkeit, Opfer zu bringen. Gertrud verzichtete auf die alljährige Winterreise, Kurt legte seine Offizierscharge nieder, um Lindenheim selbst zu bewirtschaften.

Die Verwandtschaft meldete sich. Ein Hagelwetter von freundschaftlichen Ratschlägen prasselte nieder über Lindenheim. Jeder beeilte sich, dem neuen Gutsherrn sein Scherflein Weisheit zu spenden. Vor allem hieß es, bedürfe er in landwirtschaftlichen Dingen, unwissend wie er war, eines sachkundigen Beistandes. — Binnen kurzem erschien ein neuer, allseitig gerühmter Dekonom auf der Herrschaft, ein Mann von anerkannter Kapazität, der nur deshalb momentan disponibel war, weil ihm sein Gewissen nicht erlaubt hatte, der schmählichen Mißwirtschaft auf den Gütern seines früheren Herrn, des Fürsten K., passiv zuzusehen. Seinen ersten Besuch in Lindenheim verbrachte er damit, abwechselnd auf die gräßlichen Zustände beim Fürsten K. zu schimpfen und Kurt sein Lindenheim über den grünen Klee zu loben.

Herr Schmied — so hieß dieser hervorragende Landwirt — verlangte ein sehr hohes Gehalt. Kurt knauserte nicht daran. Es wäre unvernünftig gewesen, zu knausern einem Manne gegenüber, der sich so bereit zeigte, Wunder zu leisten. Um das im Stande zu sein, brauchte er nur eines — „Betriebskapital . . . Betriebskapital!“

Eines Abends bemerkte Gertrud auf der braunen Truhe in der Vorhalle, wo die Brieffschaften niedergelegt zu werden pflegten, einen dicken Brief, der in Kurts etwas weichlicher Handschrift an Herrn Wilhelm von Stolzing, Lieutenant im X. Garde dragonsregiment in Berlin, adressiert war.

Ihre Augen hafteten etwas länger als nötig auf dieser keineswegs merkwürdigen Adresse.

Wilhelm von Stolzing — gewöhnlich Bill genannt — war ein Nachbarkind, Jugendfreund und später Regimentskamerad Kurts. Gertrud hatte als kleines Mädchen, so gut als es der Altersunterschied zuließ, mit ihm gespielt, und

als er im vergangenen Sommer mit Kurt seinen Urlaub in Lindenheim verbracht, hatte sie ein wenig mit ihm kokettiert.

Sie fragte sich, was wohl Kurt dem Freunde zu schreiben haben mochte? — Lud er ihn vielleicht zu den Herbstjagden ein? Ihr Herz fing an stärker zu klopfen — es wäre sehr nett gewesen, wenn ihn Kurt eingeladen hätte.

Eigentliche Jagden mit Dinern im Schloß und nachträglichen Abendgesellschaften durften natürlich diesmal nicht in Lindenheim stattfinden, da die Geschwister noch in Trauer waren. Aber schließlich, das Wild mußte abgeschossen werden in aller Stille, und — Bill Stolzing war ein vortrefflicher Schütz.

Irgend etwas jedoch — was, hätte sie selber schwer anzugeben gewußt — verhinderte Gertrud, nach dem Inhalt des Briefes zu fragen.

Fast umgehend kam die Antwort, Kurt las dieselbe vor Gertrud durch. Diese beobachtete ihn genau, sein Gesicht nahm einen befriedigten, im höchsten Maße erleichterten Ausdruck an. „Bill Stolzing läßt sich euch zu Füßen legen,“ sagte er, indem er den Brief zusammenfaltete und in seine Brusttasche steckte. Weiter bemerkte er nichts — nur einmal im Laufe des Tages sagte er noch: „Ein famoser Junge, der Bill, ein treuer Freund — er hat sich bewährt.“

Um die Herbstjagden handelte es sich offenbar nicht!

Wenige Tage später hatte Kurt Wichtiges in Frankfurt zu thun, und dann fuhr Herr Schmied nach Tirol und kam mit einer Herde von hundert Kühen nach Lindenheim zurück, die sechzigtausend Mark gekostet hatten, und die Einnahmen von Lindenheim verdoppeln sollten.

Mitte Dezember fragte Kurt, ob seine Damen nichts dagegen hätten, wenn er Bill Stolzing bäte, den Christabend mit ihnen zu verbringen. Der arme Junge fühle sich vereinsamt in Berlin, er habe niemanden, der ihm ein Licht anzünde auf dem Weihnachtsbaum — und er sei sein bester Freund!

Die Damen fanden nichts einzuwenden gegen den Besuch, und so traf denn Bill Stolzing etwa eine Woche vor Weihnachten in Lindenheim ein — munter und vergnügt, nach einer langen raschen Fahrt, mit Säbel und Sporen klirrend, ganz in frische Winterluft eingehüllt. Den

mit Schneeflocken bestreuten Pelz, der ihm lose um die Schultern hing, warf er beim Anblick der beiden, ihn in der Halle vor dem Kamin mit Thee und heißen Kuchen erwartenden Damen als respektwidrig in irgend eine Ecke; denn er war die Höflichkeit und Ritterlichkeit selbst, ohne darum maniert in den Formen zu sein. Auch gab es in seinem ganzen Bekanntenkreis keine zwei Damen, die er so hoch verehrte, wie Gertrud und ihre Mutter.

Es war ein schöner Junge, fast zu groß für einen Reiteroffizier, mit einem energischen, edel geschnittenen, wettergebräunten Gesicht und großen, aber gut geformten Händen und Füßen.

Seine blauen Augen sprühten vor Lebenslust, um seine vollen Lippen zuckten allerhand Schalkereien.

Alles in allem war er der mustergültige junge deutsche Offizier und zwar einer von jenen, die in einem zu üppigen, bequemen, trägen Leben erschlaffen, während sie, sobald sich ihnen eine Anzahl von Schwierigkeiten zu überwinden bietet, eine geradezu erstaunliche That- und Widerstandskraft entwickeln.

In seinem ganzen Wesen verriet sich jenes Uebermaß von Gesundheit, das einen Menschen veranlaßt, in seiner Jugend sehr viele tolle Streiche zu machen, und er hatte auch redlich viele tolle Streiche gemacht.

Seit einem halben Jahr aber war er bedenklich solid geworden, und seine Kameraden behaupteten, dahinter müsse etwas stecken. Sie hatten's erraten!

Wie bei den meisten sehr starken Männern wirkte die Anmut stets dann am mächtigsten auf ihn, wenn sie mit großer Zartheit und Hilfslosigkeit gepaart war.

Die blass, schlanke Gertrud hatte es ihm angethan. Er hatte sich schon zärtlich mit ihr abgegeben, als sie noch ein Kind war; im Laufe seines letzten Sommerurlaubes aber hatte sie ihm ganz und gar den Kopf verdreht.

Von einer Möglichkeit, sie zu erringen, Gegenliebe bei ihr zu erwecken, träumte er anfangs nicht. Das Gefühl, welches er an jenem kalten Dezembertag nach Lindenheim mitbrachte, war ein verschleiertes, fast mystisches, bei dem die Bewunderung zögerte, sich in zielbewußte Neigung zu verwandeln. Das änderte sich aber sehr bald — in der

ersten halben Stunde nach Bills Ankunft in Lindenheim änderte es sich.

Noch ganz schüchtern und andächtig saß er zwischen den beiden Damen in der braungetäfelten Halle vor dem prasselnden Kaminfeuer, trank Thee und bemühte sich, seine Umgebung mit Erzählungen über die jüngsten Vorfälle in der Residenz zu unterhalten — als ihm Gertrud einen Teller mit Kuchen bot. Er langte zerstreut nach dem ersten besten Stück. Da fuhr ihm Gertrud dazwischen: „Nehmen Sie von diesen,“ sagte sie, „die sind besser, die Käsestangen da!“ Seine Hand streifte die ihre — er sah auf, ihre Augen begegneten den seinen, und eine flüchtige Röte stieg ihr in die Wangen, dann wendete sie sich ab.

Das Blut pochte ihm in den Adern. Von einem Augenblick zum andern wußte sein junges Herz ganz genau, was es wollte — und daß es sich von keinem Hindernis würde abschrecken lassen, ehe es sein Ziel erreicht hatte.

Am Abend, als sich bereits alle zurückgezogen hatten, kam Kurt noch auf das Zimmer seines Freundes. Bill hatte bereits den Waffenrock abgestreift und saß auf seinem Bett.

Kurt legte ihm beide Hände auf die Achseln und meinte: „Ich bin froh, daß wir dich hier haben, 's ist gemütlich, beisammen zu sein und . . . und . . . ich dank' dir noch vielmals, mein alter Junge, bist ein wahrer Freund, hast dich bewährt!“

Hierauf erwiderte Bill lachend: „Unsinn, mein Alter — ich begreife dich gar nicht — ob ich mein bißchen Geld in der dummen Bank liegen habe, oder bei dir, ist doch ganz gleichgültig — und daß ich mir höhere Zinsen von dir zahlen lassen sollte, als mir meine Staatspapiere getragen haben, wirst du doch einem anständigen Kerl nicht zumuten!“

„Nein,“ sagte Kurt mit dem Kopf schüttelnd — „aber“ . . . er schwieg nachdenklich. Nach einer Weile fügte er hinzu: „ein andrer hätt's doch nicht gethan. Freilich, ich hätte deine Gefälligkeit nie angenommen, das heißt ich hätte dich nie darum angegangen, wenn ich nicht überzeugt gewesen wäre, daß dein Geld bei mir gut aufgehoben ist. — Aber du bist doch ein famoser Mensch, Bill, 's gibt ihrer wenige wie du — hast dich bewährt . . . hast dich bewährt!“ — Dann schüttelte Kurt den Freund bei beiden Schultern und ging.

Als er fort war, blickte Bill eine ganze Weile die Thür an, die sich hinter seinem ehemaligen Regimentskameraden geschlossen hatte. „Berrückter Kauz! Was fiel ihm denn eigentlich ein, so viel Worte zu machen,“ dachte er bei sich, „das muß er von seiner Mutter haben; 's ist das polnische Blut, die Polen haben alle so eine Neigung zur Ueberschwenglichkeit! Hm! Zu was der Dank — ob mein Geld hier untergebracht ist oder dort . . . Mit einemmal fuhr ihm etwas Nörgelndes, Beunruhigendes über den Rücken. — „Wenn es doch windig aussähe mit der Sicherheit? . . .“

Er schob nachdenklich die dichten Brauen zusammen — „habe ich mich vielleicht doch eines großen Leichtsinns schuldig gemacht?“ fragte er sich. Er zuckte, das Schicksal herausfordernd, die Achseln. Und wenn . . . sei's drum — er gab den letzten Groschen gerne her für einen Abend, wie er ihn heute in Lindenheim verbracht hatte.

Welche Folgen eine Katastrophe, die sein Vermögen verschlang, nach sich ziehen mußte, war er momentan nicht im stande zu fassen. Und wohligh streckte er sich zwischen den kühlen, feinen, nach Iris und Lavendel duftenden Sinnen aus.

Binnen fünf Minuten war er eingeschlafen und träumte von Gertrud. Indessen ging Kurt noch lange in seinem Zimmer auf und ab.

Der Schnee fiel draußen still und dicht, er baute einen hohen, weißen Wall zwischen Lindenheim und der übrigen Welt. Drei Tage war der Postverkehr unterbrochen — einen Tag hatte man sogar in Bezug auf Beschaffung von Lebensmitteln Schwierigkeiten. Dann waren die Schneewehen durchgeschaufelt, die ganzen Unbequemlichkeiten lösten sich in eine prachtvollte Schlittenbahn auf.

Und man nützte die Schlittenbahn ordentlich aus. Bill kutschte Gertrud, Kurt hegte auf dem Reitschlitten nach. Man lief Schlittschuhe auf einem poetischen Weiher, der von Fichten umstanden war, zwischen denen man den Sonnenuntergang glühen sah, und wenn man abends recht durchgefroren ins Schloß zurückkehrte, erwartete einen Kerzenschimmer, eine gemütlich durchwärmte Stube und heißer Thee — und dann bereitete man sich zum Diner vor und des Abends wurde musiziert.

Gertrud hatte eine kleine, aber wunderbar süße Mezzosopranstimme, Bill einen prachtvollen, wenngleich ziemlich unkultivierten Bariton. Bill sang mit Vorliebe den „armen Peter“ von Schumann und schenkte Gertrud „Salvey's sang“.

Dann tranken die beiden Damen Thee und die beiden Männer Bier, und die jungen Herren gaben sich einen „Bierjungen“ vor, wobei Kurt jedesmal den kürzeren zog — und dann ließ man die Hunde springen. Gertruds Hund sprang am höchsten; wenn Bill, sich etwas bückend, die Hände auf die Kniee stemmte, sprang er ihm über den Kopf.

Manchmal reichten sich Bill und Gertrud die Hände, da sprangen die Hunde über ihre ausgestreckten Arme hin.

Draußen fiel der Schnee dicht und glättete die ausgefurchte und ausgefahrene Schlittenbahn.

Zum Weihnachtsabend wurde die Halle mit Fichtenreisern dekoriert — die Bescherung fiel glänzend aus. Sie hatte Kurt, der sich als Haupt der Familie fühlte, nicht wenig zu schaffen gegeben. Herr Schmied erhielt einen silbernen Samowar. Bill Stolz eine sehr geschmackvolle lederne Cigarrentasche mit seinem Monogramm. — Herr Schmied fand den Samowar zu leicht, Bill war entzückt von seiner Cigarrentasche und dankte dafür mit Thränen in den Augen. Sein Freund Kurt hatte ihm verraten, daß Gertrud sie bei Jaquet ausgesucht habe.

Abgesehen von der momentan einseitigen Betäubung seines Denkvermögens war Bill ein scharfer Kopf und gänzlich frei von den schwächlichen Geistes- und Charakterverworrenheiten seines Freundes Kurt.

Sehr bald hatte er den Herrn Schmied für das erkannt, was er war, einen planlosen Schwindler, einen Prahler, der, ohne die Konsequenzen seines Vorgehens fest ins Auge zu fassen, seinem jungen Herrn mit hoffnungsfeligen Vorspiegelungen den Kopf verdrehte.

Er kam zu der Ueberzeugung, daß es seine Pflicht sei, den Freund vor dem Wunderthäter zu warnen. Es war ihm sehr unangenehm, aber er zwang sich dazu. Seine

Warnung fruchtete nichts und beschwor eine große Verstimmung herauf. Jede Möglichkeit einer weiteren zufriedenen Stunde Kurts war eng mit seinem Glauben an Schmied verwachsen. Er wollte an ihn glauben, und — er glaubte an ihn, wie der an den Rand des Abgrunds gedrängte Spieler an die Kartenschlägerin glaubt, die ihm den Gewinn des großen Loses voraussagt.

„Hast du Angst um dein Geld?“ fuhr er den Freund an, als dieser ihn aufforderte, nicht zu fest auf einen sofortigen glänzenden Aufschwung der Geschäfte zu bauen.

Nach einem solchen Ausfall blieb Bill nichts übrig, als die Augen mit einem strafenden Ausdruck auf das Gesicht des Freundes zu heften, aufzustehen und das Zimmer zu verlassen.

Angst ums Geld! — nein, die hatte er nicht; aber er wußte es jetzt ganz genau, daß seine „paar Groschen“ gefährdet seien.

Und wie sollte er um Gertrud werben, wenn er nicht einmal dieses kleinen Vermögens sicher war!

Die Situation fing an, ihn zu drücken, aber einen Ausweg fand er nicht. Und nach wenigen Stunden vergaß er seine Sorgen von neuem. Die Freude, mit ihr beisammen zu sein, füllte sein ganzes Denken und Empfinden aus.

Es ist ja das Merkmal echter Verliebtheit, daß sie über das Nächstliegende nicht hinüberzusehen vermag! Die Leidenschaft wäre nicht das, was sie ist, sie würde nicht so viel edle Menschen veranlassen, unsühnbare Verbrechen, noch so viel kluge, unauslöschbare Thorheiten zu begehen, wenn sie nicht, das Denken und Empfinden derselben in der Gegenwart fest bannend, eine Mauer aufrichtete zwischen ihnen und der Zukunft!

Sylvester und Neujahr waren vorüber, der letzte Abend kam.

Es wurde spät. — Sie hatten eine ganze Stunde miteinander geplänkelt — Gertrud und Bill; was sie sagten, war durrer, inhaltloser gewesen als sonst. Er wollte es aus ihr herausbringen, ob der Abschied von ihm ihr irgendwie zu Herzen gehe und machte es ungeschickt. Sie ihrerseits schien alles daran zu setzen, ihn durch kalte Witzworte und Sticheleien herauszufordern und zu verwirren.

Endlich, mit einem halb ungeduldigen, halb traurigen Seufzer brach er das Gespräch ab, und forderte sie auf, ihm „Salveys Lied“ vorzusingen.

Sie setzte sich an den Flügel und sang das gewünschte Lied, mit gefühlvoller Nuancierung und lachenden Augen. Sie wollte es offenbar nicht gut singen.

„Ach, hören Sie auf,“ rief er endlich, „Sie sollen das Lied lieber gar nicht, als so singen!“

„Singe ich es denn gar so schlecht?“ fragte sie und lachte ihm ins Gesicht.

„Nein, nicht schlecht,“ erwiderte er zögernd, etwas verdrießlich — „ärger als schlecht, ohne Ueberzeugung.“

„Da können Sie allerdings recht haben,“ gab sie ihm ernsthaft zur Antwort. „Aber dafür kann ich nichts, das ist nicht meine Schuld, sondern mein Unglück.“ Sie machte eine komisch verzweifelte Geste, erhob sich von dem Klaviersessel und wollte sich entfernen. Er legte ihr leicht die Hand auf den Arm und sprach, sich zusammennehmend, plötzlich sehr weich und sehr warm: „Sie sagen das im Scherz, aber es ist viel Wahres daran. Es wäre wirklich ein Unglück, wenn Sie nie ... das heißt ... ich will sagen ... ach Gertrud! ... finden Sie denn nicht, daß es wunderschön wäre, für irgend einen Menschen ein so tiefes, heiliges Gefühl zu empfinden, wie das, welches aus diesem traurigen Liedchen spricht — und finden Sie nicht, daß der ein recht armseliger Wicht wäre, der ein solches Gefühl sein Leben lang entbehren müßte?“

Sie wechselte die Farbe, ein unruhiger Ausdruck, der sich plötzlich in einen trozigen verwandelte, trat auf ihr Gesicht. — „Darüber habe ich noch nie nachgedacht,“ erwiderte sie ihm fast herb — „und ... und ich habe auch gar keine Lust, darüber nachzudenken,“ fügte sie hinzu.

Gegen elf Uhr zog sich Bill tief verstimmt in sein Schlafzimmer zurück.

Den nächsten Morgen um halb sieben Uhr früh kam er vorsichtig, den Säbel in der Hand haltend, die Treppe herunter, sehr leise, um niemanden zu stören. Es schlief

noch alles; nur ein Hausdiener in blau und weiß gestreifter Jacke stand in der Halle auf einer Leiter und putzte die Wandlampen.

Bill verfügte sich in das Eßzimmer. Eine blakende Carcell Lampe — Frau von Glimm hatte sich zu Petroleum nie entschließen können — stand auf dem Tisch. Ein Diener mit vorgebundener Schürze stellte das Frühstück auf einem Tablett vor ihn hin.

Da plötzlich hörte er das Rauschen eines Frauen-gewandes . . . konnte das . . . ? Die Thür öffnete sich . . . ja, es war Gertrud.

Ueberrascht, entzündet heftete er die Augen auf sie. . . . Sie wurde feuerrot. Er trat auf sie zu, nahm ihre Hand in die seine und küßte sie.

„Gertrud!“ murmelte er tief gerührt, „sollten Sie es nachträglich doch der Mühe wert gefunden haben, über das nachzudenken, was ich Ihnen gesagt habe?“

Sie entzog ihm ihre Hand, wurde noch röter, machte mit dem Zeigefinger das italienische Zeichen heftiger Verneinung. „Nur keine Mißverständnisse,“ rief sie lachend, aber mit Thränen in den Augen, „ich habe darüber nachgedacht, aber ich habe nichts herausgespekuliert, was Sie freuen dürfte! — —“

„Sie könnten sich nicht entschließen — durchaus nicht?“ — drang er in sie, worauf sie, zu Boden blickend, sehr kleinlaut erwiderte: „Nein!“

„Ich wußte es ja,“ sagte er, die Achseln zuckend — „es war albern von mir, die Antwort herauszufordern — ich habe nichts andres erwartet!“

Das war eine Lüge — er hatte entschieden etwas ganz andres erwartet, was in Anbetracht der Umstände nicht zu verwundern war.

Eine verlegene Pause folgte. — Er hatte sich von ihr abgewendet — sie trat auf ihn zu und legte ihm die Hand auf den Arm. — „Sie thun mir so schrecklich leid,“ rief sie, „und ich kann's nicht über mich gewinnen, Sie mit einem traurigen Gesicht von hier fortreißen zu sehen. Ich bin aufgestanden . . . nur deshalb bin ich aufgestanden, um Sie zu bitten . . . daß . . . daß diese ganze dumme Auseinandersetzung an unsrer Freundschaft nichts ändern soll.“

Nicht wahr, Sie tragen mir nichts nach?" Sie hatte die Hand leicht auf seinen Arm gelegt und blickte treuherzig zu ihm auf.

"Aber Gertrud! Wie sollte ich," entgegnete er ihr. "Sie können ja doch gar nichts dafür, daß Sie mich nicht lieben . . ."

"Nicht lieben . . ." Sie hielt sich die Hand über die Augen — "nicht lieben — das ist es ja gar nicht — ich habe Sie sehr gern, nur . . ."

Sein finsternes Gesicht hatte sich im Laufe dieser Unterredung ganz merkwürdig aufgehellt, er lächelte jetzt, als er ihr erwiderte: "nur . . . könnten Sie sich unter keiner Bedingung entschließen, mich zu heiraten — was, Gertrud?" — Er neigte sich zu ihr nieder mit einer gewissen zärtlichen Schalkerei im Blick — da trat Kurt herein.

"Gertrud schon auf?" rief er, nicht ganz angenehm berührt. — "Ich wollte Herrn von Stolzing noch Adieu sagen," entgegnete sie, ohne im geringsten die Haltung zu verlieren. "Auf gute Freundschaft, wir verstehen uns, nicht wahr, Bill?" sagte sie, und mit einem herzlichen Händedruck verließ sie ihn.

"Bill . . . ist etwas zwischen euch?" fragte Kurt unruhig.

"Nichts — außer daß mir deine Schwester einen Korb gegeben hat," erwiderte Bill nicht ohne Humor. Er war sehr gut aufgelegt.

"Sie ist um halb sieben Uhr früh aufgestanden, dir einen Korb zu geben?" murmelte Kurt. "Sie hat eine eigentümliche Art, Körbe auszuteilen."

Bill runzelte die Stirn und blickte dem Freunde gerade in die Augen. — "Es wäre dir wohl sehr unangenehm, mich zum Schwager zu bekommen?"

Kurt sah verlegen zu Boden, dann den Freund an beiden Händen fassend, rief er: "Bill, du thust mir unrecht — auf der weiten Welt gäbe ich meine Schwester niemandem so gern wie dir, aber du weißt, wie rasend verwöhnt, wie unpraktisch, wie unfähig, einem kleinen Haushalt vorzustehen, sie ist?"

"Freilich — und ich bin entschieden keine gute Partie," meinte Bill herb.

Da wurde der Wagen gemeldet. Ohne ein weiteres

Wort zu wechseln, schieden die Freunde mit einem etwas fühlen und flüchtigen Händedruck. Dann hing sich Bill den Pelz um die Schultern, steckte sich eine Cigarre an und eilte hinaus.

Es war Tauwetter eingetreten, die Räder zeichneten schwarze Kotgeleise in die vom Schnee noch weiße Straße, durch den dichten Nebel schwebten Schneeflocken mit Regen vermischt. Trotzdem Bill beide Fenster aufgerissen hatte, roch der geschlossene Wagen muffig nach Lack und Leder — und Bill hatte vergessen, zu frühstücken, was ihm sonst immer die Laune verdarb.

Dennoch war er sehr fröhlich.

Da plötzlich holte der Verstand seine Freude ein und griff ihr in die Flügel, so daß sie taumelnd zu Boden sank.

„Und wenn sie dich wollte, was könntest du ihr bieten?“ fragte der Verstand.

Ein ödes Mißbehagen wandelte ihn an.

Es schneite nicht mehr — es regnete. Die Regentropfen bohrten schmutzige Löcher in die Schneefelder, die Kotgeleise wurden breiter und breiter — auf dem Bahnhof in Hanau brannten die Laternen, zogen rote verschwommene Ringe in die weiße Finsternis des Nebels hinein. Die Schaffner hatten die Kapuzen über dem Kopf; ein paar Raben mit schwerfälligem, humpelndem Flügelschlag flatterten vor dem fahlgelben Fleck am Horizont hin und her, wo der Nebel der aufgehenden Sonne den Weg versperrte.

Unwillkürlich zählte sie Bill — es waren ihrer dreizehn. Es war ihm unangenehm — er zählte wieder, immer wieder — es blieben dreizehn.

Gertrud mußte von Sorgen nichts. Sie hatte sich nach Bills Abfahrt einfach wieder ins Bett gelegt und schlief fest.

Es war ja alles in Ordnung. Bill war nicht böse, und er bestand auch nicht darauf, daß sie ihn heiraten solle.

Dazu hatte sie nämlich vorläufig nicht die geringste Lust. Sie hatte die rechte, ehrliche Heiratsscheu von fröhlichen, gesunden, unabhängigen weiblichen Naturen. Eine

Angst davor, sich die Flügel stützen und in einen Käfig sperren zu lassen, eine Angst davor, sich fügen, unterordnen zu müssen — eine Angst vor einer regelmäßig eingeteilten Zukunft, aus der kein Entrinnen mehr war, deren Gestaltung der Phantasie keinen Spielraum mehr bot. Sie war so froh, daß Bill sich traktabel gezeigt und sie nicht hatte zwingen wollen, Entschlüsse zu fassen.

Indessen saß Kurt, beide Ellenbogen aufstützend, das Gesicht zwischen den Händen, an seinem Schreibtisch und stöhnte: „Das auch noch ... und es wäre so schön, wenn es sein könnte ... er ist ein so prächtiger, herrlicher Mensch! ... Ach, mein Gott — mein Gott! — Nun, vielleicht wird doch noch alles gut!“

Aber es wurde nichts gut!

Eines Nachts erwachte Gertrud durch eine rätselhafte Unruhe aufgeregt. In der Luft war etwas, wie das Beben eines fernen Gewitters. Ihr Herz klopfte, sie trachtete sich darüber klar zu werden, woher die Unruhe rührte, von was sie ausging. — Vom Wirtschaftshofe zog's herüber. Sie stand auf, trat ans Fenster — schob die Jalousieen auf.

Ja, entschieden ging etwas dort vor. Was war es? ...

Ein Hin- und Herflackern von Laternen, ein Knarren und Scharren von beeilten Schritten, Auf- und Zuschlagen von Thüren und dazwischen trauriges, mit Husten vermischtes Brüllen.

Was war's? — Etwas Unheimliches, Vernichtendes ... was? ...

Den nächsten Morgen fragte Gertrud den Bruder. Er zuckte die Achseln, forderte sie auf, sich nicht über Dinge den Kopf voll zu machen, die sie nichts angingen; man hätte eine Ruh abstecken müssen, die sich überfressen — das könne Gertrud schließlich nicht weiter interessieren.

Im Laufe des Nachmittags kam Gertrud zufällig an Kurt vorüber, der, vor dem Schloß stehend, mit Herrn Schmied verhandelte. Aus dem Gespräche tönte immer wieder das Wort: „Betriebskapital — Betriebskapital, nervus

rerum“ — heraus, und dann — „wo das fehlt, fehlt eben alles — man hätte den Stall frisch anwerfen und die Tröge auscementieren lassen müssen.“ — Kurts finsterer, gequälter Blick traf in die aufmerksam horchenden Augen der Schwester. Ihr wurde eiskalt.

Von da an weckte das unruhige, an ein fernes Gewitter erinnernde Beben in der Luft Gertrud häufig in der Nacht, und auch bei Tag schwebte es über dem Wirtschaftshof.

Fast täglich begegnete Gertrud auf ihren Spaziergängen ein oder zwei Kühen — manchmal waren es mehr, abgemagert, eingefallen, mit glanzlosem, struppigem Fell und mühsamem Flankenschlag, den Kopf tief gesenkt, von einem Fleischerknecht an einem Strick vorwärts gezerrt.

Gertrud lernte es, das Nahen dieser unglücklichen, dem Tod verfallenen Tiere aus der Ferne zu erraten an dem Keuchen, Husten, schwerfälligen Stolpern. Sie bekam Herzklopfen und wich aus.

Ende Juni war der Stall leer. — Man hatte auf eine gute Ernte gehofft. Der Direktor hatte die Felder gestopft mit kostbaren künstlichen Düngemitteln. Seine Komposthaufen waren chemische Laboratorien. Es stand auch alles wunderschön im Frühjahr. Aber am 25. April war der letzte Regen über Lindenheim niedergegangen — bis in den Juli hinein fiel kein Tropfen mehr. Die Ernteaussichten waren trostlos. — Eine grenzenlose Mutlosigkeit verbreitete sich um die Geschwister herum — das Unglück war eingezogen in Lindenheim.

Gertrud empfand es wie eine sich immer höher aufstürmende Gewitterwolke, die sich langsam zu einem großen Felsen verdichtete, der vor der Sonne stand und einen schwarzen, eiskalten Schatten über Lindenheim warf — der Felsen wuchs, seine äußerste Spitze bog sich um — senkte sich.

Fünftes Kapitel.

Der Oktober kam. Jetzt endlich regnete es. Die Rosen blühten — die Schönheit brach sich überall Bahn in der Natur. Aus dem Boden stieg ein wonniger Duft.

Aber Gertrud vermochte sich nicht zu freuen an dem neuen Blühen, sie fühlte, daß etwas zerstört war, das sich nicht mehr aufrichten ließ.

Eines Tages sagte ihr die Mutter, daß ein Gast zum Gabelfrühstück erscheinen würde.

Kurt habe gebeten, man möge ihn freundlich behandeln, selbst wenn er den Damen unsympathisch wäre.

„Wer ist's?“ fragte Gertrud.

„Herr Zoller aus Frankfurt.“

„Ah!“ machte Gertrud unwirsch — dann — „was fällt Kurt ein, den zu Tisch zu laden?“

„Ich weiß nicht,“ erwiderte die alte Dame, indem sie ihre goldgeränderten Patiencekärtchen mischte — „aber ich glaube, es handelt sich um eine Anleihe.“

„Anleihe?“ Gertrud runzelte die Stirn. „Schon wieder eine Anleihe!“ Sie klopfte mit ihrer feinen Fußspitze auf das Parkett.

„Ach, das verstehst du nicht, das verstehen wir Frauen überhaupt nicht. Anleihen sind immer nötig,“ erklärte die alte Frau von Glimm — „ich begreife ganz gut, daß man Anleihen macht, aber ich begreife nicht, daß man sich verpflichtet fühlt, einen Menschen zu Tisch zu bitten, nur weil man in der unangenehmen Lage ist, sich von ihm Geld auszuborgen.“ Sie machte mit ihrer, in einem schwedischen Handschuh steckenden Rechten eine Bewegung, wie um eine lästige Brummfliege wegzuwedeln, die sich zu nah an sie herangewagt hatte. — „Anleihen machte man auch zu meiner Zeit — aber man kümmerte sich nicht weiter persönlich um die Sache — das besorgte — hm! . . . irgend jemand!“

Der Kammerdiener kam melden, Herr Baron ließe die Damen hinunter bitten, die Herren warteten auf die Damen im Salon.

Dort machte Gertrud die Bekanntschaft des Herrn Zoller. Sie war erstaunt, ihn nicht unangenehmer zu finden,

als er war. An den prozigen Parvenü im Lustspiel erinnerte er keineswegs — seine Prokerei war viel feinerer und verlegenderer Natur. Er hatte die selbstbewußte, es ruhig mit jeder Gesellschaftsklasse aufnehmende Haltung des Frankfurter Patriciers, und ein regelmäßig geschnittenes, wenn auch zu stark gerötetes Gesicht. Seine Gestalt war schwerfällig und etwas zu kurz. Im übrigen war er ein kluger, keineswegs ungebildeter Mensch. Er hatte sich lange in Italien aufgehalten und ein Jahr in Oxford studiert. Er sprach gut englisch, leidlich französisch und legte aufrichtiges Interesse für Malerei an den Tag. Während er mit etwas prahlerischer Bescheidenheit von seiner „kleinen Galerie“ erzählte, heftete er die Augen auf eine Aquarellskizze an der Wand. Er setzte seinen Kneifer auf und fragte, von wem die Skizze sei — sie habe einen genialen Zug an sich, eine Feinheit des Kolorits, deren sich deutsche Aquarellmalerei bisher selten erfreue.

Gertrud schwieg, Kurt aber verriet, daß die Skizze von seiner Schwester herrühre.

„Dann gratuliere ich — Sie sind eine Künstlerin, gnädiges Fräulein,“ sagte Herr Zoller — „ich wäre stolz, eine solche Perle in meine ‚kleine Galerie‘ einreihen zu können.“

Da seine Galerie nur die höchsten Spitzen moderner Kunstprodukte enthielt, so fühlte sich Gertrud nicht wenig geschmeichelt.

Sechstes Kapitel.

Er blieb noch lange nach dem Frühstück in Lindenheim, und zwar allein mit Kurt.

Gertrud wurde sehr unruhig — sie konnte den Augenblick nicht erwarten, da der reiche Mann gegangen sein — und sie endlich Kurt würde fragen können, was er eigentlich in Lindenheim gewollt. Wie lange er blieb!

Noch immer fuhr sein Kutscher die dicken braunen Pferde um den Rasenplatz in dem Hofraum — dem Rasenplatz, in dessen Mitte sich eine kleine Sandsteinfontäne befand, auf der bunte Herbstblätter schwammen. Graue

Nebeldünste krochen über den Boden hin, am westlichen Horizont gegen den Taunus zu schimmerte es blutigrot zwischen schweren, blauvioletten Wolken.

Immer noch knirschten die Wagenräder über den grobkörnigen Kies. Dazwischen tönte das traurige „Glu — glu — glu“ des Springbrunnens. Gertrud stampfte mit den Füßen vor Ungeduld, während sie aus einem Zimmer des Oberstocks hinunter sah.

Endlich! . . . Zwei Männer traten aus dem Hause — ein kurzer, breitschultriger, der sich sehr gerade hielt neben einem langen, schmalen, der sich schlecht hielt — der reiche und der arme Mann!

Die Stimme Herrn Zollers drang bis zu Gertrud herauf. „Ich will Ihnen nicht wehe thun, mein armer Glimm,“ sagte er, „Ihnen gefällt an Ihrem alten Nest natürlich allerlei, das einen Fremden wenig lockt. Immerhin ist mir das Objekt nicht unsympathisch. Abgeneigt bin ich nicht — wir reden noch darüber. — Haben Sie Feuer, Glimm? — Danke — keine Cigarren! — in Bezug auf Cigarren habe ich meine Manieen. Versuchen Sie eine von mir. Wir simplen Kaufleute“ — Herr Zoller betonte mit Vorliebe den simplen Kaufmann — „wir simplen Kaufleute haben unsre eigenen Bezugsquellen — auf meine Cigarren und meine Bilder bin ich stolz. Adieu, Glimm!“

Krr — die Pferde hatten angezogen — trapp — trapp — trapp — gingen sie durch das Hofthor.

Dann hörte man noch einen langen, schweren Seufzer — der Hof war leer!

Kurt war ins Schloß getreten. Schwächer und schwächer tönte es aus der Ferne herüber, trapp — trapp — trapp. — Gertrud flog in das Schreibzimmer des Bruders hinauf. Er saß vor einem aufgeschlagenen Rechnungsbuch, den Kopf in der Hand.

„Was bedeutet das alles?“ fragte sie. Kurt sah auf und rollte die Cigarre, welche der Kaufmann ihm gegeben, mechanisch zwischen den Fingern. Plötzlich zerbrach er sie heftig in zwei Stücke.

„Was es bedeutet?“ stieß er hervor — „daß ich mit Zoller in Unterhandlungen stehe bezüglich des Verkaufs von Lindenheim.“

„Lindenheim verkaufen! . . . Kurt . . . fort von hier . . . wir . . . aber das ist ja unmöglich!“ stammelte Gertrud.

„Es muß sein!“ erwiderte er schroff, wie ein schwacher Mensch, der Angst hat, zur Rechenschaft gezogen zu werden. „Ich werde dir später die Gründe auseinandersetzen, jetzt laß mich, ich bin müde — sterbensmüde!“

Siebentes Kapitel.

Die ärgste Zeit vor einem uns ereilenden Schicksalswechsel ist die, ehe wir uns daran gewöhnt haben, ihn als unvermeidlich zu betrachten — die Zeit, in der sich die Hoffnung noch immer ungebeten an unser Bett setzt und uns die Ruhe verscheucht.

Die Hoffnung ist immer dort am zähesten, wo sie am schädlichsten wirkt. Im ersten Augenblick war für Gertrud der Gedanke, sich von Lindenheim trennen zu müssen, wie ein böser Traum, aus dem sie sich wachringen wollte. Bald genug aber bemächtigte sich ihrer die Ueberzeugung, daß es aus diesem Traum kein Erwachen mehr gebe.

Das Unglück rückte näher — seine Umrisse wurden deutlicher — je näher es kam, desto häßlicher sah es aus.

Und, wenn man von Lindenheim fort mußte — fort aus der behaglichen Nestwärme, aus der von tausend lieben Gewohnheiten und Erinnerungen belebten Traulichkeit — was dann . . . wohin?

Es gab Tage, an denen Gertrud den Fuß nicht vor die Thür setzte, aus Angst wahnsinnig zu werden vor Schmerz beim Anblick alles dessen, was sie verlieren sollte — andre Tage, an denen sie langsam, langsam durch Park und Garten schlich, neben jeder Rose stehen blieb, und andächtig dem Flüstern jedes lieben, alten Baumes lauschte, um ihre Seele ganz anzufüllen mit Erinnerungen, ehe sie ging — es war ja der einzige Reichtum, den sie mitnehmen durfte von Lindenheim!

Am schrecklichsten war es gewesen, der alten Frau von Glimm begreiflich zu machen, wie die Dinge standen. Gertrud hatte es ihr beibringen müssen, da Kurt sich für



gänzlich unfähig erklärte, der Mutter diesen Schmerz anzuthun.

Lange hatte die Tochter vergeblich in die Mutter hineingerebet. Als diese endlich erfaßt hatte, worum es sich handelte, wurde sie totenbleich, verlor den Atem und verfiel in einen Herzkrampf.

Knapp vor dem Abschluß des Geschäftes kam es ins Stocken.

Herr Zoller äußerte plötzlich Bedenken. Kurt geriet außer sich, in der geschäftsunkundigen Gertrud regte sich die Unruhe einer neuen Hoffnung. Nur nicht fortmüssen! Und wenn niemand Lindenheim kaufte, mußte man nicht fort. Indessen würde sich etwas ereignen, das einem ein definitives Bleiben ermöglichte — irgend etwas — ein Wunder.

Die Bäume wurden gelb, der Park in Lindenheim war nur noch ein goldiges Schimmern zwischen silbrigen Nebelschleiern, die Rosen blühten wie sonst im Juni.

Eines Morgens beschäftigte sich Gertrud damit, einen ihrer Lieblingsplätze in Aquarell zu skizzieren, als die Jungfer auf sie zugelaufen kam: „Gnädiges Fräulein möchten sogleich zur Frau Baronin kommen,“ rief sie, „die Frau Baronin hat dem gnädigen Fräulein etwas mitzuteilen.“

Das Gebaren des Mädchens deutete auf eine gute Nachricht — mit einer unangenehmen beeilt man sich nicht so.

Was war geschehen? — das Wunder — das ihnen allen die Heimat zurückgeben sollte.

In dem kleinen Boudoir der Mutter erwarteten sie sowohl die alte Frau als Kurt.

Das Gesicht der Mutter war höher gerötet, sie mischte unruhig und unaufhörlich die Patiencekärtchen, welche sie in Händen hielt — Kurt blickte zu Boden. Etwas wirklich Heiteres hatte keines an sich.

„Sagst du's ihr?“ fragte die Mutter.

„Mir ist lieber, du sprichst mit ihr,“ murmelte Kurt — damit verließ er das Zimmer.

Die Mutter schöpfte tief Atem, sie räusperte sich. Offenbar suchte sie ein Wort, das sie nicht finden konnte. Erst mischte sie noch immer die Patiencekarten, dann griff sie nach einem Flacon, schob die Bücher auseinander, die

auf dem Tischchen vor ihr lagen, dabei geriet ihr ein Brief in die Hände, den sie mit einem Bande Muffet beschwert hatte. Sie besah das Blatt — „da lies den Brief,“ stammelte sie. Gertrud las:

„Mein lieber Glimm!

Wenn ich in der letzten Zeit zögerte, puncto unfres Geschäftes das bindende Wort zu sprechen, so war es, weil ich ernstlich daran zu zweifeln begonnen habe, ob der Besitz von Lindenheim zu meinem Glücke beitragen würde.

Nach längerem Ueberlegen bin ich schließlich zu der Ueberzeugung gekommen, daß mich das Gut nicht mehr und nicht weniger lockt, als hundert andre Objekte, welche mir angeboten worden sind und welche ich bereits be- sichtigt habe.

Ohne weitere Umschweife zu machen, muß ich Ihnen die Wahrheit sagen — wie ich sie mir selber kürzlich ge- standen habe.

Was mich am meisten an Lindenheim fesselt, ist Ihre entzückende Schwester. Ich fühle, daß Lindenheim für mich keinen Wert hätte ohne die Anwesenheit dieser Fee!

Ja der Aufenthalt in Lindenheim ohne Fräulein Gertrud wäre mir geradezu unerträglich, indem mich jeder malerische Raum, jeder hübsche Gartenpfad an das erinnern würde, worauf ich verzichten müßte, ohne es je besessen zu haben.

Könnte sich im Gegenteil Fräulein Gertrud entschließen, Frau Ferdinand Zoller zu werden, so wäre ich überglück- lich, ihr Lindenheim als erste bescheidene Morgengabe zu Füßen zu legen.

Nun bitte ich Sie, mir mitzuteilen, ob ich auch nur die mindeste Hoffnung hegen darf. Ueben sie um Gottes willen keine Pression auf Fräulein Gertrud.

In Spannung Ihrer Antwort harrend, verbleibe ich, mein lieber Glimm,

Ihr ganz ergebener

Ferdinand Zoller.

Sollten Sie mir günstigen Bescheid erteilen können, so käme ich morgen, mir von Fräulein Gertrud persönlich die Antwort zu holen.“

Arme Gertrud!

Sie war zweiundzwanzig Jahre alt, und wie viele Mädchen, die ohne weibliche Freundschaft unter der Obhut einer sehr viel älteren Frau aufgewachsen sind, gänzlich lebensunkundig. Von dem unerbittlichen Zwangsverhältnis, welches jede Ehe in sich schließt, hatte sie keinen rechten Begriff; davon, was sie auf sich nahm, indem sie einem ungeliebten Mann die Hand reichte, machte sie sich eine sehr undeutliche Vorstellung — den Jammer, den sie linderte, indem sie eine Verbindung mit Herrn Zoller einging, die Heimat, die sie dadurch zurückgewann, sah sie genau. — Das sie allseits umdrohende Unglück hatte ihre junge Seele derartig erschüttert, daß die Erinnerung an Bill Stolzing gänzlich in den Hintergrund getreten war.

Nachdem sie den Brief des Millionärs durchgelesen, legte sie die Hand an die Stirn und sagte: „Ich will nachdenken!“

Hierauf schloß sie sich in ihrem Zimmer ein und bat, man möge sie beim Gabelfrühstück entschuldigen.

Die Mutter, welche an ihre Thür horchen kam, hörte sie heftig schluchzen.

„Sie wird sich nicht entschließen können — und zureden dürfen wir ihr nicht,“ sagte die Mutter zu Kurt, während sie im Salon auf das Diner wartete.

„Nein, nein, zureden dürfen wir ihr nicht,“ versicherte Kurt.

Da erschien sie mit krampfhaft gerader Haltung und den fiebrig glänzenden Augen einer Märtyrerin, die sich vorbereitet, für eine heilige Sache in den Tod zu gehen.

„Ich habe ein wenig Zeit dazu gebraucht,“ sagte sie mit harter Stimme und übermäßig deutlicher Artikulation, „aber ich bin mit mir einig geworden — ich nehme Herrn Zollers Antrag an!“

Mutter und Bruder fuhren zusammen . . . „Gertrud!“ riefen sie.

Dann folgte eine lange, drückende Pause. Die Mutter war die erste, welche sie brach, und zwar mit den Worten: „'s ist ein wichtiger Schritt, so etwas verlangt Ueberlegung, Gertrud, reife Ueberlegung! . . .“

Gertrud versicherte, sie habe bereits alles genau über-

legt, sie sei kein Kind mehr, sie wisse, was sie thue. — Kurt steckte die Hände in die Hosentaschen, senkte den Kopf und mischte sich in nichts.

Die Mutter fuhr fort, die Tochter zärtlich zu warnen — aber alle ihre Vorstellungen dienten zu nichts. Gertrud behauptete fest und schroff, daß ihr Entschluß gefaßt und nichts daran zu ändern sei!

Achtes Kapitel.

Am Nachmittage des nächsten Tages, um die Stunde, für welche Herr Zoller sein Kommen angekündigt hatte, irrte Gertrud unruhig in dem Park umher.

Der dunkelblaue Herbsthimmel leuchtete zwischen dem schimmernden Gold des an den Ästen zitternden Laubes, das Knistern der fallenden Blätter durchbebte die Luft.

Ein Schritt knirschte über den Kies. Gertrud hob das Haupt — ja, es war Herr Zoller. Noch um zehn Jahre später vermochte sie die Stelle anzugeben, wo sie damals plötzlich stehen geblieben war und ihn hatte an sich herankommen lassen. — Unter der großen Linde neben dem Fließchen am Rande des Parks. Er verbeugte sich tief, streckte ihr die Hand entgegen, zog die ihre an seine Lippen und sagte: „Gnädigstes Fräulein! ist es keine zu große Vermessenheit anzufragen, ob ich Ihnen meine ganze Existenz zu Füßen legen darf?“

Er sprach mit Würde im Vollbewußtsein seines Edelmutts.

Gertrud schöpfte tief Atem — die bindende Antwort schwebte ihr auf den Lippen . . .

Durch das Knistern und Schauern des fallenden Laubes hindurch und über das schläfrige Murmeln des Fließchens herüber hörte man's leise pfeifen — die traurige Melodie des Liedes von Grieg:

„Gott grüß dich, so lang' du die Sonne noch siehst“ — —

Gertrud sah sich um — am jenseitigen Ufer der Nidder, die Wiese entlang auf sie zu kam Bill Stolzing. Seine

Augen begegneten den ihren. Sie zuckte zusammen, zog ihre Hand aus der des Herrn Zoller — „ich kann nicht — ich kann nicht!“ — stieß sie hervor. — Ein böser Ausdruck trat auf sein Gesicht — nur einen Moment, dann lächelte er verbindlich, nachsichtig und zog sich zurück.

Indessen hatte Bill den kleinen Steg überschritten, der das andre Ufer der Nidder mit dem diesseitigen verband.

Gertrud war in Thränen ausgebrochen. — „Oh Bill, was hab' ich gethan!“ rief sie.

Er blieb vor ihr stehen, dann mit humoristischem Mitleid sagte er: „Wenn mich nicht alle Anzeichen täuschen, so haben Sie Herrn Ferdinand Zoller aus Frankfurt einen Korb gegeben. Aber darüber ist nicht viel zu weinen, das war wohl nicht anders zu machen!“

Ihre Thränen flossen stärker. Sie legte die Hände vors Gesicht — ihre ganze Gestalt zuckte vor Schluchzen. Er fing an, besorgt zu werden — sie sanft bei der Hand nehmend, drang er in sie: „Beichten Sie mir Ihr Verbrechen, schlimm wird's nicht sein.“

Als sie ihm jedoch die Sache klar gemacht, wurde er sehr ernst. Stumm ging er eine Weile an ihrer Seite. Gertruds Brust hob und senkte sich.

„Ich schäme mich so — ich habe mich so kindisch — so — nach jeder Richtung hin charakterlos benommen! Oh Bill! Bill! Es war schmähhch, so etwas zu versuchen und dann stecken zu bleiben!“

„Das war noch das Beste dabei,“ erklärte Bill mit Entschiedenheit — „es war lieb von Ihnen, daß Sie versuchten, das Opfer zu bringen, aber es war wunderschön, daß Sie es nicht gekonnt. Von mir verlangen Sie wohl nicht, daß ich Ihnen das übel nehmen soll!“ Er sah ihr voll ins Gesicht. Sie blickte zu Boden, wollte sich verlegen von ihm abwenden. Er hielt sie bei beiden Händen fest, und sehr leise, etwas vorwurfsvoll fragte er: „War denn Ihr Herz ganz frei, als Sie . . . den Entschluß faßten, eine Verstandesehe einzugehen?“

Nur einen Augenblick zögerte sie, dann sagte sie innig: „Ich glaubte es, Bill, aber als ich Sie sah, wußte ich . . . daß ich mich geirrt hatte!“

„Gertrud! mein Liebling, mein Schatz!“

Er schloß sie in seine Arme — sie lehnte an seiner Brust in seligem Unterliegen.

Es that wohl, in ihrer gräßlichen Wundtheit und Müdigkeit doppelt wohl, sich so in seinen warmen Schutz hineinzuschmiegen und, aller Verantwortung für ihre Existenz ledig, sich der zärtlichen Obhut dieses starken Mannes ganz anzuvertrauen.

Als Kurt und die alte Frau von Glimm erfuhren, was vorgefallen war, machten sie beide etwas verblüffte Gesichter. Die alte Frau erholte sich jedoch bald, und von ihrem Schrecken blieb in Kürze nichts übrig, als eine angenehme Ueberraschung. Sie behandelte Gertrud mit der rücksichtsvollen Zartheit, die man einem Kinde beweist, das eine Dummheit gemacht hat und sich schämt. Sie hatte von jeher eine Schwäche gehabt für Bill, und versicherte ihm, sie wünsche sich keinen andern Schwiegersohn! — — —

Dann war von kleinen Verhältnissen die Rede, in welche sich Gertrud würde hineinfinden müssen, und Gertrud lachte und behauptete, sie mache sich nichts daraus!

Die Damen schienen zu glauben, daß alles im besten Geleise sei.

Kurt sagte kein Wort.

Neuntes Kapitel.

Bill, der durch einen Zufall erfahren hatte, daß es um die Verhältnisse der Familie schlecht stehe, war aus allerhand Gründen nach Lindenheim geeilt. Aber erst am dritten Tage nach seiner Ankunft fand er den Mut, Kurt um eine kurze geschäftliche Unterredung zu bitten.

Da er es seiner Heirat wegen dringend nötig hatte, in pekuniärer Beziehung klar zu sehen, so blieb ihm nichts andres übrig.

Gertrud begegnete ihm, als er das Zimmer des Freundes verließ — totenbleich und mit starren Augen schritt er an ihr vorüber, ohne sich bei ihr aufzuhalten.

Heftig erschreckend stürzte sie zu dem Bruder. „Was hat's gegeben zwischen dir und Bill?“ rief sie aus.

„Hat er dir nichts davon gesagt?“ fragte Kurt, von dem mit Ziffern bekratzten Papier aufblickend, das vor ihm lag.

„Nein, er sah aus, als ob er es mir nicht sagen könne,“ erwiderte Gertrud unmutig.

„Nun denn — das Unglück hat uns verfolgt und — ich kann's ohnehin nicht mehr aushalten — und da sich der Verkauf mit Zoller zerschlagen hat, müßtet ihr's ja doch früher oder später erfahren — wir sind ruiniert — gänzlich ruiniert — das habe ich Stolzinger mitgeteilt!“

„So — und das hat ihn dermaßen niedergeschlagen, daß er an mir vorübereilte ohne ein Wort,“ rief Gertrud aus, „sollte er sich etwa fürchten, eine arme Braut heimzuführen? Das sieht ihm nicht ähnlich. — Was kann's ihm anhaben, er hat ja genug für uns zwei — wenn's auch nicht viel ist, genug ist's doch!“

Kurt wurde erst totenblaß, dann dunkelrot. — „Es ist nichts — da . . . nichts Sicheres“ — begann er stockend, dann, mit einer Art verzweifelter Ungeduld, die Bürde welche sein Gewissen bedrückte, von sich werfend, rief er aus: „Er hat mir sein Vermögen geborgt. Ich glaubte es gut aufgehoben bei mir — das wäre es auch gewesen, wenn wir hätten weiter arbeiten können — wir können nicht weiter arbeiten — es ist nichts mehr da — um den Betrieb fortzusetzen, wir ersticken in Schulden . . . Wechsel-schulden! . . .“

Einen Moment blieb sie sprachlos, dann heiser, röchelnd stieß sie hervor: „Er hat alles hergegeben für uns — er, er, und wir haben ihn darum gebracht, wir haben ihn bestohlen! Kurt! Kurt!“

In dem Augenblick öffnete sich die Thür, Bill trat ein. „Gertrud!“ rief er vorwurfsvoll.

Sie hörte nicht.

„Gertrud!“ wiederholte er.

Sie brach in Thränen aus. „Oh, ich kann das nicht ertragen, Bill,“ schrie sie, „wir haben dich ausbeutet — wir, dich! Kurt! wie kannst du's verantworten, Kurt? . . .“

Sie war außer sich — sie kannte sich nicht mehr. Bill

nahm sie in die Arme und schleppte sie fast mit Gewalt hinaus.

Im Saal unten wartete er neben ihr, bis sie sich beruhigt haben würde, dann sagte er sehr ernst: „Gertrud! es ist nicht der Moment, Kurt Vorwürfe zu machen — er leidet selber genug!“

„Er soll leiden — es wäre abscheulich, wenn er nicht litte!“ rief Gertrud hart.

Da hörten sie ein kurzes, scharfes Geräusch, welches sie veranlaßte, die Köpfe nach der Richtung von Kurts Zimmer umzuwenden.

Es war nicht laut, nur wie das Knallen einer Erbsenschote klang's. Dennoch fing Gertrud am ganzen Körper zu zittern an, während eine leichenhafte Blässe Bills Antlitz überzog.

Eine Minute später stand Gertrud zitternd vor der Schwelle des Bruders, die sie nicht zu übertreten wagte. Bill war ihr vorangeeilt und hatte den aus einer Wunde am Hals heftig blutenden Freund in seinen Armen vom Fußboden aufgehoben.

Er hatte seine Schulden bezahlen wollen, wie er konnte — mit seinem eigenen Blut.

Fast durch ein Wunder war's ihm mißglückt, und Gertrud blieben infolgedessen die gräßlichen Gewissensbisse und selbstquälerischen Vorwürfe erspart, welche sie in einem andern Fall sich hätte machen müssen.

Der Selbstmordversuch des armen verblendeten jungen Mannes hatte nichts zur Folge, als ein heftiges Wundfieber und die gründliche Auslöschung beider Geschwister. Bill und Gertrud wichen nicht von dem Bette des Kranken.

Obwohl ihre Vereinigung bis auf unabsehbare Zeiten hinausgeschoben war, verbrachten sie in der traurigen Krankenstube Stunden stillen, weihvollen Glücks.

Sie legten sich ihre Zukunft zurecht. Gertrud wollte, sobald Lindenheim verkauft war, mit der Mutter nach Paris übersiedeln und sich dort in bescheidener Zurückgezogenheit gänzlich der Malerei widmen; Bill gedachte, seine Offizierscharge niederzulegen und nach Amerika auszuwandern, wo

er reiche, umsichtige, sich mitten im praktischen Leben herumtreibende Verwandte besaß, die ihm dazu verhelfen würden, eine neue Existenz zu gründen.

Sie saßen Hand in Hand und bauten Luftschlösser auf dem schmalen Streifen Erdraths, das die Hoffnung der Angst um die Zukunft abkämpfte.

Im März, ehe die Bäume noch grüntem, kam Lindenheim unter den Hammer, und zwar kaufte es schließlich doch noch Herr Zoller, der in der ersten Stunde das höchste, sehr niedrige Angebot großmütig um vierzigtausend Mark überzahlte.

Der Erlös reichte hin, alle fremden Schulden zu decken und die Schmach des Bankrotts von dem Namen Glimm fernzuhalten.

Zum Lebensunterhalte blieben Gertrud und ihrer Mutter nichts als das sehr kleine Privatvermögen dieser letzteren.

Kurt behielt zehntausend Mark in der Hand — er teilte die Summe mit Bill Stolzinger, mit welchem gemeinschaftlich er in Amerika sein Glück versuchen wollte.

Dann kam der letzte Tag in der Heimat — die keine Heimat mehr war!

Nach einer unruhigen Nacht schlug Gertrud die müden Augen auf — in einem teilweise ausgeräumten, teilweise mit Koffern verstellten Zimmer.

Das Zuhämmern von Kisten hatte sie aus dem von schweren Träumen vergifteten, spät eingetretenen Schlaf geweckt. Mit steifen Gliedern und wundem Herzen stand sie auf und warf einen Blick durchs Fenster. Sie sagte sich, daß es zum letztenmal sei, zum allerletztenmal. Sie begriff es nicht. Eine Art verwegenen Wunsches, den Schmerz in sich zu erwecken, welchen sie den traurigen Umständen schuldig war, meldete sich in ihr, und ging unter in allerhand geschäftlichen Nöten, die an sie herantraten — Kleinigkeiten, die erledigt werden mußten. Zwischen hastig abgefertigten Mahlzeiten flogen die Stunden nur so hin. — Es war sechs Uhr, als sie endlich ihren letzten Rundgang antreten konnte — erst durch alle Zimmer, dann durch den Röhengarten, zuletzt durch den Park.

Es war der 2. April. Durch die linde Luft schwebten süßer Veilchengeruch und allerhand wonnige Frühlingsver-

sprechen. Mit einer fast sachlichen Neugier hefteten sich Gertruds Blicke auf ihre ehemaligen Lieblingsplätze. Das war die Heimat und war es auch wieder nicht — das gehörte ja alles nicht mehr zu ihr — ging sie nichts mehr an. Sie fühlte sich stumpf, fast gleichgültig.

Und wieder kam ihr der Wunsch, den Schmerz in sich zu erwecken, den sie den traurigen Umständen schuldig war. Konnte sie denn keine Thräne finden, um den Abschied von dem lieben alten Nest zu weihen? — Da hörte sie den Wagen vorfahren im Hofe. Wie von einem elektrischen Schläge geweckt, erwachte ihr Herz. Da war er, der Schmerz, den sie suchte — aber so rasend, so gänzlich überwältigend, daß sie jetzt erst einsah, wie unsinnig es gewesen war, ihn herauszufordern. Sie blieb stehen, atmete langsam, langsam den Duft der frischen, feuchten Frühlingserde — dann warf sie sich auf den Boden hin, dort unter der Linde, wo ihr Will den ersten Fuß gegeben, und grub die Hände und das Gesicht ins Gras.

So! . . . Das war der Abschied. . . . Als sie in das Schloß zurückkam, sagte man ihr, der Wagen habe sich verfrüht, sie solle sich nach dem Salon verfügen, eine Tasse Thee trinken. In dem Salon fand sie Mutter und Bruder.

Die zögernde Frühlingsdämmerung verdichtete sich, der Salon war schlecht, nur mit zwei Kerzen beleuchtet. Alle Ecken waren voll Schatten — die Mutter, bereits im Reisehut, war totenblaß — der Bruder sah finster zu Boden. Der Thee stand vor ihnen — keiner von den dreien trank.

Die Damen erhoben sich jeden Augenblick zum Fortgehen — der Bruder zog die Uhr und sagte einmal um andre: „Ihr habt Zeit, ihr wartet eine volle Stunde in Hanau.“

Endlich ließ die alte Frau sich nicht länger zurückhalten — „lieber dort, wie hier,“ erklärte sie; dann sehr gerade, ohne sich nach rechts oder links umzuschauen, ging sie quer durch die Ausgangshalle und trat über die Schwelle.

Als sie sich in dem Wagen zurücksetzte, hörte Gertrud eine zitternde Stimme neben sich sagen: „Gertrud! nimm dich zusammen, die Leute auf der Station . . . brauchen es uns nicht anzusehen, daß uns das Schicksal . . . herausgejagt hat . . . aus Lindenheim!“

Da legte Gertrud den Arm zärtlich um die gebeugten Schultern der alten Frau, sie vergaß den eigenen Kummer, er versank fast spurlos in dem Mitleid, das plötzlich ihr ganzes Herz durchflutete — dem Mitleid mit der gebrechlichen Mutter, die plötzlich ihr Kind geworden war!

Sie beugte sich aus dem Fenster des Wagens, um Lindenheim noch einmal zu sehen. Alle Farben waren ausgelöscht — die ganze Erde schwarz. Gertrud sah nichts als eine dunkle Silhouette, die sich gegen einen sternlosen, weißen Himmel abhob.

Das war die verlorene Heimat! — — —

Fehntes Kapitel.

Und nun die ersten drückenden Zeiten nach ihrer Ankunft in Paris, wo sie aus einem Haus in das andre gelaufen war, Wohnung zu suchen, und alles zu eng, zu dunkel — nicht zum Aushalten eng und dunkel gefunden hatte. Aber sie dachte nicht mehr viel an sich — das zum wenigsten hatte sie sich abgewöhnt. Sie beobachtete nur mit einem heimlichen Seitenblick die Mutter; welchen Eindruck machten wohl die Löcher, in welche das Schicksal sie verdammen wollte unterzukriechen, auf diese!

Die alte Frau wehrte sich gegen nichts, sie war gänzlich gebrochen. Eine Stütze hatte Gertrud nicht an ihr — aber sie hatte noch etwas, das sie stützen mußte, und das war viel!

Nach den ersten mißlungenen Bemühungen, etwas Passendes zu finden, suchte Gertrud allein, Trepp' auf, Trepp' ab, und mietete endlich das kleine Appartement auf dem Boulevard Malesherbes, das sie noch heutigestags mit ihrer Mutter bewohnte. Es sah wenigstens hell und vornehm aus.

Gertrud zeigte es der Mutter nicht eher, als bis es eingerichtet war mit ein paar Ueberbleibseln aus der alten, schönen Zeit und ein paar geschmackvollen, billigen Zuthaten, die man hatte anschaffen müssen, um das Mobiliar zu vervollständigen.

Als Gertrud die Mutter hineinführte, brannten die

Feuer in allen Kaminen, ein paar Blumen standen herum, die Sonne schien durch die Fenster. — Ein überraschtes, freudiges Lächeln durchzuckte das Gesicht der alten Frau. Sie umarmte die Tochter und lobte sie, freute sich an allem! „Hier werde ich mich ganz wohl fühlen,“ versicherte sie, indem sie sich behaglich in einem Lehnstuhl neben dem Kamin ausstreckte.

„Es ist angerichtet, gnädige Frau,“ meldete das treue Lieschen, das ehemalige Küchenmädchen, welches der Herrschaft ins Exil gefolgt war.

Gertrud bot der Mutter den Arm einschmeichelnd und zärtlich. Die beiden setzten sich an den freundlich gedeckten Tisch mit der Empfindung von Menschen, welche, nachdem sie lange in einem offenen Boot vom Meer herumgeworfen worden sind, endlich wieder Land unter sich fühlen. Beiden war damals zu Mute gewesen, als ob sie bereits sehr tief heruntergestiegen seien — sie hatten sich als heldenmütig gefühlt und ein wenig bewundert in ihrer Zufriedenheit.

Jetzt — der Mutter sagte Gertrud nichts davon — aber . . . immer dringender trat die Frage an sie heran: „Wie lange werde ich selbst diese bescheidene Existenz meiner Mutter noch zu gönnen im stande sein?“ — — —

Von einem Tag zum andern hoffte sie, daß sie endlich ein Bild verkaufen werde. Indessen setzte sie zu, was sie hatte, machte Schulden, wo sie konnte, nur um ihrer Mutter nicht den letzten Rest Bequemlichkeit nehmen zu müssen. Sie lebte jetzt nur noch für ihre Mutter und die Kunst. Sie arbeitete von neun Uhr morgens bis in die Dunkelheit. Dazwischen lief sie mitunter von dem Boulevard Clichy bis auf den Boulevard Malesherbes, wenn es zufälligerweise einen sonnigen Tag gab, nur um die Mutter ein Viertelftündchen spazieren zu führen. Die große Aufgabe in ihrem Leben war es, noch ein oder das andre Mal einen Ausdruck von Behaglichkeit auf das liebe alte Gesicht zu zaubern.

Wenn sie nach dem Diner beisammensaßen in dem traulichen, kleinen Salon, für den die alten Möbel zu groß waren, so erzählte Gertrud der Mutter von dem, was alles geschehen würde, wenn sie einmal eine große Künstlerin geworden wäre. Dann würden sie sich ein Fleckchen Erde

laufen am Fuße des Taunus, dort, wo die Gegend am schönsten ist, wo die Rosen am schnellsten gedeihen, und würden sich ein Haus bauen — ein großes englisches Cottage mit wunderbar vorspringenden Fenstern und blühenden Ranken bis an die Schornsteine hinauf. Rings um den Garten herum wollten sie anstatt einer Mauer eine dichte Hecke von wilden Rosensträuchen ziehen. Etwas Hübscheres würde es auf der Welt nicht mehr geben, als das Dornröschen-Cottage, und es würde alles wieder nach Reseden und Rosen, nach Salbei und Lavendel duften wie in Lindenheim, und man würde wieder das alte Gefühl aufatmender Erquickung haben wie sonst, wenn man nach einem schwülen Tage aus Frankfurt zurückkam.

Gertrud nahm einen großen Bogen und zeichnete der Mutter das Haus vor. Hierher mußte ein Giebel kommen und dorthin ein Erker — da mußten die Blumen so herüber, hier so hinüber hängen — da die Schlafzimmer sich befinden — dort die Empfangsräume. Die alte Frau betrachtete die Pläne mit größtem Interesse, nur war das Haus immer zu klein für ihre Wünsche — es war immer eine Stube zu wenig, und die Anrichtekammer neben dem Speisezimmer war nicht geräumig genug. —

Dann zeichnete Gertrud das Haus noch einmal.

Elftes Kapitel.

Sie baute der alten Mutter Lustschlösser vor, wie man einem Kinde Kartenhäuser vorbaut.

Anfänglich hatte es den Anschein gehabt, als ob sich die alte Frau merkwürdig leicht, fast vergnügt in ihr bescheidenes, neues Leben hineinfände. Während Gertrud in dem Atelier Sylvains arbeitete, saß sie in ihrem bequemen Lehnstuhl neben dem Kamin, besserte alte Kirchenstickereien nach, die ihre Tochter um merkwürdig billige Preise am Boulevard Elichy gekauft hatte, oder, wenn sie es müde war, sich über den Rahmen zu beugen, was jetzt öfter und immer öfter geschah, häfelte und strickte sie für die Armen.

So war es das erste Jahr gewesen, das zweite. Dann

hatte sie angefangen, matt zu werden. Jetzt kam's oft vor, daß sie Stunden verstreichen ließ, ohne die Hände aus dem Schoß zu rühren, ohne ein Buch anzuschauen.

Sie saß da — still, halb wach, und merkte es nicht, wenn das Feuer ausging . . . fast kindisch übellaunig wurde sie jedesmal, nachdem jemand aus ihrem alten Bekanntenkreise sie besucht hatte. Dann fing sie an zu nörgeln, Gertrud Vorwürfe zu machen, sie zu fragen, wann es endlich vorwärts gehen würde mit der Kunst — ewig könne sie diese Existenz nicht ertragen — das sei nicht von ihr zu verlangen!

Ihr Begriffsvermögen war verwischt, ihr Gedächtnis zerstört. Dinge, die vor zwanzig Jahren vorgefallen waren, bezog sie auf gestern, von dem, was in der letzten Zeit geschehen, behielt sie nichts.

Um solchen Aufregungen vorzubeugen, beschränkte Gertrud den Verkehr der Mutter mit der Außenwelt auf ein Minimum, wies die Bemühungen der wenigen Bekannten aus alter Zeit, die es hie und da noch versuchten, sie in ihren Vergnügungsreizen zu ziehen, fast schroff zurück.

Dem Besuch des Herrn von Zoller hatte sie nicht vorbeugen können. Die Nachwirkung war eine sehr unangenehme gewesen, hatte in Thränen und Herzkrämpfen geendet. Man hatte Mühe gehabt, die alte Frau mit Aethertropfen zu beruhigen. Jetzt war sie eingeschlafen.

Aber während Gertrud an ihrem Schreibtisch saß und rechnete, verfolgte sie die Erinnerung an das weiße, zugespitzte Gesicht ihrer Mutter. Es war ja vorbei, war alles gut abgelaufen und Lieschen behauptete, Herzkrämpfe hätten nichts zu bedeuten. Der Arzt hatte ihr dasselbe gesagt . . . und doch . . . doch!

Sie stand neben einem Abgrund, von dem sie die Augen nicht loszurichten vermochte — sie hatte schon lange da gestanden, aber sie hatte es nicht gemerkt.

Jetzt schwindelte ihr — gräßlich, entsetzlich schwindelte ihr — sie hätte sich an irgend etwas festklammern, an einer Stütze anhalten mögen — aber keine Stütze war da.

Zum erstenmal kam ihr der Gedanke, daß sie die Mutter verlieren könne. Was dann . . . was dann? — — —

Der Bruder war in Amerika mit Bill Stolzinger und gänzlich gebrochen. Er schämte sich des Unglücks, das die Seinen betroffen, und konnte nicht vergessen, daß er es teil-

weise selber verschuldet hatte. Bill ermutigte und stützte ihn unermüdlich, ohne die Schwermut des Freundes gründlich beseitigen zu können.

Viel erreicht hatte bis dahin weder der eine noch der andre. Sie fristeten ihr Leben mit schlecht bezahlter, ehrlicher, aber unstandesgemäßer Arbeit, die sie im Vaterlande nicht hätten leisten dürfen. Gertrud hatte deutlich die Empfindung, daß Kurt dem energischen Bill ein Hemmschuh, eine Last sein müsse. Sie fürchtete, daß Kurt dieses Umstandes gewahr werden könne. Bis jetzt war's nicht der Fall gewesen. In jedem Briefe schrieb Kurt, wie gut sie miteinander auskämen, was für ein Segen Bill für ihn sei.

Ach, Bill war ein Segen für alle — das bloße an ihn Denken hob ihren Mut! Seine Abschiedsworte durchdrangen ihre Seele!

„Gertrud, verzage nicht; etwas sagt mir's, daß ich die Heimat zurückerobern werde für dich, daran denke, wenn du dich mutlos fühlst.“ Das hatte ihr Bill zugeflüstert beim Abschied. Wie oft hatte sie der Worte gedacht. Auch heute richtete sie sich auf an seinem Mut, und durch die drückende Sorgenfinsternis hindurch, welche sie umgab, schimmerte das Licht eines großen, künftigen Glücks.

zwölftes Kapitel.

Monsieur Sylvains hat zwei Damenateliers — das eine in der Avenue Frochot für seine talentlosen Schülerinnen, und für seine talentvollen ein zweites am Boulevard Cligny.

Beide Ateliers zeichnen sich durch ein strenges Meiden anstößiger Elemente und eine anständige Oberflächlichkeit des Unterrichts aus. Aktstudien werden umgangen.

Gertrud besucht das Atelier am Boulevard Cligny. Ihre Mitschülerinnen sind ordentlich gekämmt, haben ein gesichertes Einkommen und standesgemäße Vorurteile.

Ernfte Künstler gehen an dieser zimperlichen Bildungsanstalt für vornehme Malerinnen, die Angst haben, daß ihnen die Farbe an den Fingern kleben bleiben könnte, achselzuckend vorbei.

Und in der That, wenn auch manche der Sylvains-Schülerinnen von der Jury des Salons mit einer „mention honorable“ bedacht worden sind, hat es doch in ihren Leistungen noch keine von ihnen über eine anständige und anmutige Mittelmäßigkeit hinausgebracht.

Gertrud hat es bis jetzt nicht einmal bis zu dieser anmutigen Mittelmäßigkeit gebracht — vielleicht, weil sie die einzig wirklich hochbegabte unter den Schülerinnen und ihre Anlage von zu gewaltiger, ernster Natur ist, um sich zwischen den verkünstelten Zuständen des Ateliers Sylvains frei entfalten zu können.

Sie fühlt das selbst — fühlt, daß sie in den letzten drei Jahren trotz allen von ihr aufgebauten Fleißes nicht die Fortschritte gemacht hat, die sie hätte machen sollen und können. Trotzdem hat sie sich noch immer nicht zu entschließen vermocht, eine andre Malerschule aufzusuchen. Erstens widerstrebt es ihr, einem Lehrer, der sich drei Jahre lang nach seinem besten Ermessen mit ihr abgequält hat, den Stuhl vor die Thür zu stellen. Im übrigen hat ihre Anhänglichkeit an das Atelier Sylvains auch noch andre Gründe. Im Atelier Sylvains ist sie wenigstens sicher, keinen zweideutigen Persönlichkeiten zu begegnen, keinem weiblichen Wesen, von dem sie sich schämen müßte, auf der Straße gegrüßt oder an irgend einem öffentlichen Orte angesprochen zu werden.

Das Atelier Sylvains ist eine Art malender Damenklub, in den die Mitglieder erst nach allgemeiner Abstimmung zugelassen werden. Und Gertrud weiß, welcher Abgrund diesen Klub und seine, mit ihren ethischen und physischen Reinlichkeitsgewohnheiten streng abgeschlossene kleine Gesellschaft von dem wilden oder kümmerlichen Künstlertum am andern Seineufer scheidet. Sie schätzt die Anständigkeit und Korrektheit ihrer Genossinnen als ein ihr sympathisches Element.

Auf höflich wohlwollendem Fuß steht sie mit allen ihren Mitschülerinnen, befreundet hat sie sich mit einer einzigen, einer gewissen Mrs. Lyndhurst aus New York. Amerikanerin gemischten Ursprungs mit deutscher Mutter und englisch-amerikanischem Vater, ist sie eine jener begabten Naturen, deren Talente in der Seele stecken bleiben und sich in

allem deutlicher verraten, als in brauchbaren künstlerischen Leistungen.

Sylvains lobt ihren Farbensinn, und das ganze Atelier gesteht, daß niemand eine flüchtige Skizze interessanter auf die Leinwand zu werfen weiß, als Lydia Lyndhurst. Ein Bild aber wird aus der Skizze nie. Sobald Mrs. Lyndhurst versucht, eine Arbeit durchzuführen, erlahmt ihre Kraft. Ihr Talent ist eines von denen, welche die Arbeit nicht vertragen — es ist, als ob man Schmetterlinge vor einen Pflug spannen wollte.

Ihre Begabung zieht als eine pikante Würze durch ihre ganze Individualität, anstatt sich in einer bestimmt ausgesprochenen und abgegrenzten Fähigkeit zu konzentrieren. Noch jung, schön, mit großen schwarzen Kreolenaugen und griechischem Profil, der angenehmen Seiten ihrer Unabhängigkeit voll bewußt, reich, und fast ohne soziale Vorurteile, ist die Kunst für sie ein Zeitvertreib, ein Vorwand, interessante Bekanntschaften zu machen.

Sie und Gertrud wechseln Besuche, gehen miteinander spazieren, häufig in Ausstellungen, manchmal ins Theater, vertiefen sich in weitläufige Gespräche über künstlerische, litterarische, weltgeschichtliche und zeitgenössische Dinge — von ihren Familienangelegenheiten reden sie fast nie, was hauptsächlich daher rührt, daß Gertrud allen sie persönlich betreffenden Dingen gegenüber jene Zurückhaltung beobachtet, welche man häufig an Menschen beobachten kann, die, inmitten großer pekuniärer Einengung, der Welt gegenüber noch irgend eine soziale Würde zu wahren trachten.

Es ist fünf Uhr — man erwartet den Meister.

Das Modell, eine kleine Italienerin, der man (unglaubliche Kühnheit im Atelier Sylvains) das Hemd von einer Schulter heruntergezogen hat, sitzt gähnend auf dem Modelltisch und blickt nach der Thür.

Das Feuer in dem runden eisernen Ofen ist ausgegangen — es lohnt nicht, ein neues legen zu lassen, der Meister muß kommen.

Der Himmel verdüstert sich, das Licht wird schlecht, aus den schiefergrauen Wolken fallen weiße Schneeflocken in den alles verschlingenden, alles in Schmutz auflösenden schwarzen Rot.

Entmutigt läßt Gertrud den Pinsel sinken. Kommt der Meister noch nicht? . . . Ja, die Thür öffnet sich, er tritt ein, sehr rot im Gesicht, stärker hinkend als gewöhnlich, den Hut, den er an der Thür nur flüchtig gelüftet hat, auf dem Kopf.

Mißmutig geht er an sämtlichen Staffeleien vorüber, sagt allen Schülerinnen dasselbe: „cela marche, continuez!“ — nur vor Gertruds Studie — der armen, fast genialen und doch zugleich rasend unbeholfenen Studie, die sich so große und vergebliche Mühe gibt, ein verkäufliches Bild zu werden, bleibt er länger stehen. „Hm! . . . hm!“ grunzt er — „es läßt sich nicht leugnen, Sie haben Talent — großes Talent — und dann, Sie verfolgen die moderne Richtung — eine sonderbare Richtung pour une demoiselle — besonders für eine Aristokratin wie Sie!“

Wenn Sylvains schlechter Laune ist, wirft er Gertrud immer die Aristokratin vor.

„Aber ich bitte Sie, Mr. Sylvains!“ entgegnet ihm Gertrud, „lassen Sie meine Persönlichkeit aus dem Spiel, sagen Sie mir, ob meine Arbeit gut oder schlecht ist, und wenn sie schlecht ist, wie ich sie besser machen soll.“

„Gut oder schlecht?“ . . . Mr. Sylvains hat sich vor Gertruds Staffelei gesetzt, und ihr Pinsel und Palette abgenommen — der Korrigierpinsel schwebt drohend in der Luft.

„Gut oder schlecht?“ wiederholt er — „was soll ich Ihnen darauf antworten? Ihre Studie ist eher gut — es ist Klasse drin, Kraft — C'est d'une brutalité, qui ne sent pas du tout la femme! — Aber mich stößt das Ding ab.“

Die andern Schülerinnen drängen sich an Mr. Sylvains, um kein Wort von seinem Vortrag zu verlieren, Gertrud fängt an, traurig und etwas beschämt ihre Palette abzusputzeln.

Nach einer Pause bemerkt sie: „Haben Sie die Ausstellung Lozonczyi gesehen bei Petit?“

„Ah! je vous attendais là!“ braust Sylvains auf — „die Ausstellung Lozonczyi — ich weiß ja, daß Ihnen die im Kopfe steckt. Nun, ich komme von Ihrer Ausstellung Lozonczyi — ich bin nicht entzückt davon — gar nicht — eine künstlerische Börsenspekulation ist der ganze Lozonczyi!“

„Die Presse ist entschieden bezahlt!“ bemerkt eine

Schülerin, die sich einschmeicheln will, und eine andre fragt: „Er hat mit Jéssendy zugleich ausgestellt, nicht wahr?“

„Mit Jéssendy — ils font la paire!“ ereifert sich Sylvains — „einer ärger als der andre! Ich möchte die Leistungen der beiden am liebsten ganz aus der Kunst herausstreichen — ein für allemal — die Jéssendys sowohl wie die Lozonczyis!“

„Also sprechen Sie Lozonczyi allen Wert ab?“ mischt sich an diesem Punkte etwas ungeduldig Mrs. Lyndhurst ins Gespräch.

„Allen Wert . . . ich spreche ihm durchaus nicht allen Wert ab . . .“ brummt Sylvains, der nicht recht weiß, ob er diese Frage als eine verkappte Fopperei auffassen soll oder nicht — „er hat ja eine kolossale Begabung, dieser Lozonczyi — eine unvergleichliche Geschicklichkeit — einen merkwürdigen Farbauftrag — und er hat Leben! Sie sehen, ich bin objektiv, ganz objektiv. Er ist ein Künstler, ich erkenne es an; aber das übertriebene Wesen, welches man mit ihm macht, ist mir zuwider. Den Maler lass' ich noch gelten, gut, aber wenn man ihn als eine Art Wagner, Goethe, Tolstoi, Schopenhauer und Michelangelo, alles in einer Person, aufbauschen will, dann wird mir der Schwindel zu toll.“

„Sie haben ganz recht, Meister,“ seufzt der Chor der Schülerinnen, und Sylvains fährt fort: „Am sonderbarsten ist es mir, daß gerade die Damen solch einen Götzendienst mit ihm treiben. Um die hat er's wahrlich nicht verdient. Es gibt nichts Demütigenderes für die Frauen, als die Lebensauffassung Lozonczyis — die Frauen sind für ihn nichts als Blumen oder Gemüse!“

„Dafür kann ich ihn nur bedauern,“ fällt ihm Gertrud etwas heftig und mit dem Idealismus ihrer Unerfahrenheit ins Wort, „es beweist, daß er noch nie mit anständigen Frauen zu thun gehabt hat.“

„Das dürfte wohl seine eigene Schuld sein,“ erklärt ironisch Sylvains. „Er weicht ihnen aus, weil sie ihm zu langweilig sind. Mein Gott! . . . mein Gott! — Diese Dinge kann man ja nicht sagen vor jungen Mädchen, aber hm! . . . hm! — Und die Damen falten die Hände vor seinen Bildern, sprechen von philosophisch-religiösem Zauber! —

Die Religion Lozonczyis! . . . seine Religion ist ein konfuser Pantheismus mit der Sinnlichkeit als Gottesdienst!"

Sylvains macht eine dramatische Geste — „und man gibt es zu, daß dieser Mensch in einem Damenatelier Unterricht erteilt!" flagt er.

„Wirklich?" fragt Gertrud mit etwas zu auffälligem Interesse — „in welchem?"

„In der Akademie Gudry Menos. Nicht wahr, es lockt Sie, Mademoiselle Gertrude de Glimm? . . . Aber jetzt adieu, meine Damen, ich mache mich darauf gefaßt, daß nicht nur Fräulein Gertrud, sondern sie alle, wie sie da sind, nächstens in die Akademie de la grande chimère übersiedeln. Bis dahin bleibe ich ihr ganz ergebener Diener Armand Sylvains!"

Jetzt ist er fort — auch der größte Teil der Schülerinnen hat sich zurückgezogen, nur Gertrud und Mrs. Lyndhurst befinden sich noch in dem Atelier. Gertrud scheint verstimmt — Mrs. Lyndhurst wartet auf sie, um sie nach Hause zu begleiten.

Aus einer letzten Prüfung ihrer Studie heraus wirft Gertrud plötzlich den Kopf zurück. „Ich glaub's nicht, daß er so ist . . . wie Sylvains es von ihm behauptet!"

„Von wem?"

„Von Lozonczyi."

„Was meinen Sie?"

„Ich meine in Bezug auf seine Lebensauffassung . . . in Bezug . . . auf die Frauen!"

Die junge Witwe zuckt leicht mit den Achseln. „Nun, daß der arme Sylvains sich vielfach vom Brotneid beeinflussen läßt, ist ja zweifellos," erklärt sie, „und daß gerade er sich auf den Standpunkt höherer Moral, nicht zu sagen Brüderie stellt, um Lozonczyi anzugreifen, ist, unter uns gesagt, komisch. Nichtsdestoweniger bin ich überzeugt, daß Vieles von dem, was er über Lozonczyi geäußert hat, richtig ist! — Kommen Sie endlich?"

„Gleich, gleich — ich kann nur meinen Hut nicht finden . . . da ist er — gehen wir."

Sie gehen sehr rasch und stumm. Plötzlich, aus ihrem brütenden Schweigen heraus, beginnt Gertrud: „Erinnern Sie sich an Lozonczyis Bild? das ‚Rätsel‘ nannte er es,

glaube ich. Ein Centaur in den Anblick einer verschleierten, weiblichen Gestalt versunken, die einen Lilienstengel in der Hand hält. Wer ein solches Bild zu malen im stande war, dem fehlt es nicht am Sinn für sittliche Probleme, und ein Mann, für den es überhaupt noch sittliche Probleme gibt, der ist kein abgestumpfter, gleichgültiger Cyniker, wie Sylvains ihn schildert. Es ist so viel Poesie in Lozonczyis Bildern, und dann — trauriger als er hat noch niemand den Teufel gemalt!"

Raum hatte Gertrud die Worte gesprochen, so drehte sich ein Mann, der bis dahin vor dem Fenster einer Kunsthandlung gestanden, um und blickte ihr scharf und forschend ins Gesicht. Sie erschrak vor diesem Blick und beeilte ihren Schritt. „Welch merkwürdige Augen der Mann hatte!" murmelte sie vor sich hin — „die Augen erinnern mich an jemanden . . . ja an den Teufel von Lozonczyi!"

Dreizehntes Kapitel.

„Liebe Gertrud!

Gestern bei einem Diner habe ich mich dem großen Jessendy an den Kopf geworfen — und mit Erfolg. Er hat mich sofort für heute abend eingeladen zu einer Soirée, bei der die Bandenresse, weiland von der großen Oper, jetzt Madame Weber, singt und Lozonczyi zu erscheinen versprochen hat.

Ich dachte sofort an Sie und fragte Madame Jessendy, der ich nach Tisch vorgestellt wurde, ob ich Sie, liebe Gertrud, mitbringen dürfe.

Madame Jessendy versicherte mir, sie würde sich sehr freuen, Sie kennen zu lernen. Ihr Haus ist durchaus *comme il faut* — von dem Standpunkt aus brauchen Sie keine Skrupel zu quälen.

Ich bin überzeugt, Sie würden sich amüsieren — Visite brauchen Sie nicht zu machen.

Wenn Sie auf meinen Vorschlag eingehen, so telegraphieren Sie mir ein Wort, ich hole Sie um neun Uhr ab, verspreche auch, Sie nach Hause zu bringen.

Ihre Lydia Lyndhurst.

P. S. Ich habe unangenehme Nachrichten von Hause — schon im Laufe der nächsten Woche muß ich nach Amerika zurück und würde mich infolgedessen doppelt freuen, den Abend mit Ihnen zu verbringen."

Es war den Tag nach der großen Predigt des Mr. Sylvains über die unmoralische Richtung Lozonczys, daß Gertrud dieses Briefchen erhielt. Sie las es zweimal durch und unterbreitete es schließlich ihrer Mutter.

Trotzdem die Mutter eigentlich ihr Kind geworden war, fragte Gertrud sie doch noch bei den geringfügigsten Anlässen um Rat und Erlaubnis und fügte sich ihrer Entscheidung.

Nachdem die alte Frau die wenigen Zeilen durchflogen, blickte sie verständnislos forschend zu Gertrud auf.

"Kann man zu solchen Leuten gehen, liebes Kind?" fragte sie unruhig.

"Ich denke, ja, Mama," erwiderte Gertrud — "es kommt doch in so einem Fall hauptsächlich auf die Frau an, die empfängt, und Madame Jessendy ist, wie Lydia schreibt, durchaus *comme il faut*. Sie war ehemals Ehrenfräulein am Hofe der Kaiserin Eugenie."

"Am Hofe der Kaiserin Eugenie ..." Frau von Glimm zuckte mit den Achseln — "das bedeutet nichts. Ich ging ja mit meiner Mutter auch in die Tuilerieen, *mais on y allait en touriste*, mit der festen Ueberzeugung, daß das alles doch nicht lange dauern würde. Die Kaiserin Eugenie war übrigens eine reizende Frau und der Kaiser der wohlwollendste, lebenswürdigste Hausherr, den man sich denken kann. Aber was drum und dran hing, der ganze imperialistische Troß ... das war ja doch keine eigentliche Aristokratie — *au fond ce n'était pas du vrai monde!*"

Gertrud saß der Mutter gegenüber in dem kleinen Salon neben dem Feuer, in dem die Glut langsam zu verglimmen begann.

"Ich muß in meinen sozialen Anschauungen zurückgegangen sein," murmelte sie.

"Es scheint so," erwiderte die Mutter etwas verdrießlich — "das kommt daher, daß du mit keinem anständigen Menschen mehr verkehrst. Ich begreife dich nicht. Schließlich,

wenn wir auch ein geringeres Einkommen haben als sonst — Bettler sind wir nicht, wir können den Kopf noch hoch halten — da müßte es weit mit mir herabgehen, ehe mir ein Ehrenfräulein der Kaiserin Eugenie imponieren könnte!"

"Nun ja, Mama . . . ich hatte unrecht, mich auf die Vornehmheit der Madame Jessendy zu berufen," meinte Gertrud begütigend. "Ob Madame Jessendy Ehrenfräulein bei der Kaiserin Eugenie war oder nicht, ist ziemlich unwichtig, die Hauptsache scheint mir, daß sie, wie ich dir schon erwähnte, eine anständige Frau ist."

"Die Frau von dem Gewürzkrämer an der Ecke mag auch eine ganz anständige Person sein," ereiferte sich Frau von Glimm, "deswegen ist sie aber doch noch kein Umgang für meine Tochter."

"Der Mann von Madame Jessendy ist eben kein Gewürzkrämer, sondern einer der hervorragendsten Künstler von Paris," murmelte Gertrud.

"Einer der hervorragendsten Künstler von Paris!" rief Frau von Glimm mit dem Ausdruck der Ungeduld. "Zu meiner Zeit bewunderte man die Werke eines Künstlers, man besuchte hie und da sein Atelier — wenn man es sehr weit trieb mit der Begeisterung, empfing man ihn bei sich, aber . . . man ging doch eigentlich nicht mit ihm um."

Gertrud schwieg. Sie hatte ihre Mutter nie so hochmütig gekannt. Sie stellte Betrachtungen an über die Wesenheit dieses Hochmuts, der auf der einen Seite die Möglichkeit einer Verbindung Gertruds mit Herrn Ferdinand Zoller zugab, und sich andrerseits heftig gegen den Verkehr mit Künstlern ersten Ranges aufbäumte.

Das Denken der alten Frau war lückenhaft geworden, es war keine Folgerichtigkeit mehr darin, sondern alles fragmentarisch.

"Du vergißt, daß ich selber mein Möglichstes thue, Künstlerin zu werden," begann sie nach einem Weilchen von neuem sehr sanft.

"Wenn ich das nur nicht hören müßte," entgegnete heftig die alte Frau. "Du bist eine Dame, die sich mit Kunst beschäftigt, wie ihrer Zeit die Herzogin von Colonna, die ich gut gekannt habe. Uebrigens finde ich, daß du die Sache übertreibst — bis zur Geschmacklosigkeit übertreibst."

Du denkst an gar nichts mehr, als an deine Malerei. Und wohin hast du's mit dem allen gebracht? Ich frage dich's! Ich habe dieses Leben in der Fremde satt — ich will nach Haus."

Gertrud hatte sehr geduldig zugehört — ihr Blick hing an einem mühsam geflickten Riß in ihrem Kleid. Plötzlich fuhr sie zusammen. Draußen im Flur hörte sie eine raue Stimme, die unwirsch mit Lieschen disputierte. Sie wußte, wer das war — ein Kommiss aus dem Kolonialwarengeschäft, bei dem sie ihre Vorräte zu kaufen pflegten. Er präsentierte in diesem Monat zum drittenmal seine Rechnung.

Gertrud stürzte hinaus. Sie mußte versuchen, ihn zu beschwichtigen. Es war nicht leicht. Während sie damit beschäftigt war, schien ihr's, als höre sie hinter sich eine Thür knarren.

Als sie in den Salon zurückkehrte, saß die Mutter in einem andern Sessel und mit gänzlich verändertem Gesichtsausdruck neben dem kalten Kamin.

Sie war freideweiß und zitterte am ganzen Körper. „Gertrud, Gertrud!“ sagte sie mit dünner, kindischer, gebrochener Stimme — „Gertrud! warum ist der Mann nicht bezahlt?“

Da gaben Gertruds Nerven nach — sie brach in Thränen aus: „Weil kein Geld im Hause ist,“ schluchzte sie.

Raum hatte sie die Worte ausgesprochen, so legte sich eine Zentnerlast auf ihr Herz, sie wagte nicht mehr, ihre Mutter anzusehen. Sie hatte sich in einen Stuhl geworfen und versteckte das Gesicht in dessen Lehne.

Plötzlich fühlte sie eine Hand auf ihrem Haupt — weich und warm. Sie blickte auf. Die Mutter stand neben ihr, das Gesicht aschfahl, verfallen, aber im Blick mehr Licht als sonst — mehr Licht und der schmerzliche, verwirrte Ausdruck eines kürzlich operierten Blinden, dem man zum erstenmal die Binde von den Augen genommen hat.

„Gertrud! . . . Gertrud! Du hättest mir das doch nicht vorenthalten sollen — ich wußte es ja nicht, daß es so schlecht mit uns steht! . . . Gertrud! . . .“

Die Gestalt der alten Frau zitterte wie Espenlaub. Ihr Mund wurde breit, die Augen wurden klein — dann brach sie in Schluchzen aus — ein hohes, fieberndes

Schluchzen, das fast lächerlich klang und das Gertrud die Seele zerschchnitt.

Sie sprang auf, schloß den mageren, verschrumpften Körper der alten Frau in ihre Arme und bedeckte das schmerzverzerrte, alte Gesicht mit Küssen.

„Aber Mütterchen! So darfst du dir die Sache nicht zu Herzen nehmen, so nicht. Es war nur eine kleine Unpünktlichkeit von unserm Rechtsfreund zu Hause, er hat das Geld nicht zur rechten Zeit geschickt.“

„Das Geld . . . und wenn er's geschickt hätte!“ die alte Frau fuhr sich matt über die Stirn — „es reicht ja doch nicht — ich weiß gar nicht, wo ich meine Gedanken hatte — es kann ja nicht reichen. Ich wollte nicht denken — es thut weh zu denken! Gertrud! Von was leben wir?“

Sie schrie die Worte fast — die Stimme brach.

Gertrud wurde dunkelrot.

„Ach quäl' dich nicht, Mütterchen,“ murmelte sie — „wir haben ein paar kleine Schulden gemacht — meine — meine Malerei kostete so viel. Verzeih mir, Mütterchen, aber sie sagen alle, daß es vorwärts geht mit mir — morgen oder übermorgen werde ich Geld verdienen — und dann hat alle Not ein Ende!“

„Geld verdienen! . . .“ murmelte die alte Frau — „meine Tochter . . . Geld verdienen! . . .“ Dann sich aufrichtend — „aber kann denn ich nichts thun — könnten wir nicht meine Stickereien verwerten — meine Urgroßmutter war eine französische Emigrierte — die lebte von ihrer Hände Arbeit — sie machte wunderschöne Kirchenstickereien — man sagt immer, ich hätte mein Talent zu Handarbeiten von ihr. Wo ist denn mein Rahmen . . . wenn du mir die Seiden aussuchen möchtest — aber du eilst gewiß bereits in das Atelier, die Tage sind jetzt kurz . . .“

„Nein, mein Mütterchen, ich eile nicht.“

Eine halbe Stunde später beugte sich die alte Frau mit kindlichem Eifer über ihren Stickrahmen.

Ein lustiges Holzfeuer brannte im Kamin, das Sonnenlicht brach gedämpft, bläulich durch die weißen Spizenvorhänge — es war ein Bild freundlicher Behaglichkeit. Bereits im Hut und Mantel, das Bündel Pinsel unter dem Arm, trat Gertrud zu ihr. „Ist dir nicht zu warm,

Mütterchen?" fragte sie, indem sie der Mutter den Ummwurf von den Schultern zurückschob.

"Ein wenig — ich vergaß es — die Arbeit interessiert mich," erwiderte die Mutter und stocherte eifrig. "Sieh nur, wie hübsch das wird!"

Gertrud küßte die Mutter auf die Stirn, worauf sie sich zum Gehen wandte. Sie hatte die Thür bereits erreicht, als die Mutter ihr zurief: "Gertrud! — einen Augenblick . . . wegen der Einladung . . . Du armer Narr!" Sie strich dem jungen Mädchen, das von neuem an sie herangetreten war, über den Arm — "du hast schon lange kein Vergnügen gehabt — vielleicht zerstreust du dich ein wenig bei diesen Jessendys — für einmal . . . es verpflichtet dich ja zu nichts — Mrs. Lyndhurst ist eine charmante Person und da . . . da du wirklich selber ein bißchen Künstlerin bist . . . so . . . Nun — hättest du Lust zu gehen, heut' abend?"

Gertrud holte tief Atem — "ja, Mutter — eigentlich ja . . . wenn du's wirklich erlaubst."

Vierzehntes Kapitel.

"Wende dich ein wenig um — so — hier die Falte soll dir Lieschen hinaufstecken — gib mir die Nadel, ich will's selber thun."

Es ist gegen neun Uhr, Frau von Glimm sitzt an ihrem gewohnten Platz vor dem Kamin und sieht über den Sticrahmen hinüber zu Gertrud empor, die soeben aus ihrem Zimmer getreten ist, um sich in ihrer Pracht zu zeigen.

Lieschen steht hinter ihr freudestrahlend, fast beklommen und ganz gehoben durch das Bewußtsein, daß sie Gertrud hat helfen dürfen, sich schön zu machen.

Es war heute eine etwas umständliche und langwierige Veranstaltung, wie bei allen Leuten, welche die Gewohnheit verloren haben, in die Welt zu gehen. Sonst hat Gertrud zehn Minuten gebraucht, um sich für eine Gesellschaft anzukleiden — heute hat eine Stunde kaum genügt. Bei ihrer Rückkehr aus dem Atelier hat sie das hübscheste unter

ihren alten Abendkleidern auf ihrem Bette ausgebreitet gefunden. Wie Lieschen verrät, hat die gnädige Frau sich den ganzen Putz Gertruds aus der Kiste herauskramen lassen, in der er seit Jahren unbenutzt liegt, und das weiße Kaschmirkleid gewählt. Es riecht nach Kampfer und Moder und fühlt sich feucht an. Es ist zerdrückt und vergilbt und von bereits verschollenem Schnitt. Gertrud und der alten Frau von Glimm erscheint es noch immer schön. Wie alle Leute, die seit Jahren gänzlich außer der Welt leben, sind Mutter und Tochter in ihren Toilettenanschauungen konservativ, mißtrauisch gegen Neuerungen.

„Es steht dir reizend, Gertrud,“ versichert Frau von Glimm — „reizend! Du siehst heute aus wie auf deinem ersten Ball. — Hat man mir damals meine hübsche Tochter gelobt! Es war den Tag nach deiner Vorstellung bei Hofe in Berlin. Auf der englischen Botschaft war der Ball. Erinnerst du dich noch? Du trugst ein weißes Kleid, wie heute, ganz weiß, und einen großen Strauß von Gardenien und Maiglöckchen hieltest du in der Hand, den hatte dir Lord Delaware geschickt. Hattest du doch damals einen succès! — Und, wie gesagt, du bist noch gerade so hübsch. Etwas rundere Wangen hattest du damals und bessere Farben — aber die Blässe steht dir gut. Wo hast du dein Spitzenacktuch gelassen — ich hatte dir eines von meinen herausgelegt? Bück' dich ein wenig, damit ich dir das Löffchen an der Schläfe zurechtzupfen kann.“

Gertrud bückt sich — dann blickt sie verstohlen in den Spiegel zwischen die alten japanischen Vasen am Kamin.

Reizend ist sie, darin hat die Mutter recht, dabei sieht sie etwas befangen aus, fast linksch, man merkt ihr jene Scheu vor ihrem eigenen Putz an, die sich bei allen Menschen verrät, welche selten dazu kommen, sich in Gala zu werfen.

„Und einen Fächer . . . Lieschen, hol doch den alten Fächer mit den eingelegten Elfenbeinstäbchen . . . den aus meinem Wäscheschrank, er liegt in einem grünen Lederetui.“ Und während Lieschen hinwegeilt, den Fächer zu holen, Gertrud ihre langen Handschuhe an die Finger streift, fügt die alte Frau hinzu: „Künstler haben für diese alten Fächer besonderen Sinn — und dann ist er ein Erbstück — die

Miniaturen meines Urgroßvaters und seiner Schwester als Kinder sind darauf gemalt — jeder, der ihn in die Hand nimmt, merkt, daß wir nicht von gestern sind. — Sehr hübsch siehst du aus. Wenn dich Bill Stolzing so sehen könnte! Armer Bill! Reich war er nicht und seine Mutter war nicht einmal aus guter Familie — eine Amerikanerin war sie — aber von allen deinen Anbetern war er mir doch der liebste — wenn ich dich dem in die Arme legen könnte, stirbe ich beruhigt — meinetwegen noch heute nacht!“

„Aber, Mütterchen!“ Gertruds Augen stehen voll Thränen — „wie kannst du nur so etwas sagen!“

„Reg' dich nicht auf, mein Liebling — ich denke ja gar nicht ans Sterben, nur müde bin ich manchmal, gräßlich müde — ich möchte lange — lange schlafen, so ganz fest, und aufwachen in Lindenheim! . . . Sind das Thorheiten! Es ist nur, weil ich neulich so sonderbar geträumt habe. Bill Stolzing hatte eine Erbschaft gemacht und Lindenheim gekauft — und er kam, dich holen zur Hochzeit — es war Frühling, die ganze Erde blühte — wir fuhren in die Kirche zu deiner Trauung. Unterwegs brach der Wagen . . .“

Indem hört man draußen schellen.

Es ist der Diener Lydias, der melden gekommen ist, daß seine Herrin im Wagen unten auf Gertrud wartet. Eilig hüllt sich Gertrud in einen weißen, gestickten Theatermantel, ein sehr altes, vertragenes, mit geschlitzter rosa Seide gefüttertes Prunkstück, küßt die Mutter zärtlich, dreht die Lampe auf, rückt den Schirm derselben zurecht — „adieu, Mama — adieu — vor Mitternacht bin ich zurück.“

Die alte Frau lächelt ihr zu — „unterhalte dich gut!“ —

Die Thür hat sich hinter Gertrud geschlossen — man hat den Wagen aus dem Hause weggrollen hören.

Die alte Frau setzt sich an ihren Stickrahmen — sticht — sticht — baut Luftschlösser — wenn sie die Stickerei verkauft, muß Gertrud ein neues Frühjahrskleid bekommen — zur Eröffnung des Salons . . .

Da erscheint Lieschen — bringt der alten Dame Thee, Butterbrötchen — und einen Brief. „Soeben mit der letzten Post ist er eingelangt für Fräulein Gertrud,“ meldet sie.

Die alte Frau nimmt ihn, blickt ihn an . . . das Blut

steigt ihr in die Wangen — der Brief ist aus Amerika — sie erkennt die Schrift Bill Stolzings.

Ihr Herz fängt an zu klopfen. Welch sonderbares Uebereinstimmen der Umstände! Ein Brief Bill Stolzings, gerade heute, wo sie von ihm geträumt, mit Gertrud von ihm gesprochen hat!

Sie hat ihr kleines Abendbrot verzehrt, Lieschen hat das Theezeug abgeräumt. Wieder heften sich ihre Augen auf den Brief. Was wohl darin stehen mag?

Sie war immer eine von jenen, die auf unwahrscheinliche Glücksfälle rechnen — ja . . . vielleicht dies . . . vielleicht das — eine angenehme Vorstellung jagt die andre. — Sie ist gespannt, wie auf die letzte Nummer eines in Fortsetzungen erscheinenden Romans.

Sie hat den Brief auf das Kaminbrett gestellt. Immer wieder richtet sie die Augen darauf. Wenn sie ihn öffnet! . . . Es widerstrebt ihr. Denn, obzwar sie weiß, daß Gertrud keine Geheimnisse vor ihr hat, zum wenigsten keine (bei dem Gedanken an den aufrührerischen Kommis von heute morgen treten ihr die Thränen in die Augen), die mit Bill Stolzing in irgend welchem Zusammenhange stehen, so ist Gertrud doch fünfundzwanzig Jahre alt, es ist nur billig, daß sie ihre Briefe selber aufmachen soll.

Die Uhr schlägt Elf — halb Zwölf — wie sich die Stunden dehnen! — Dort, an die Bronzeuhr angelehnt, steht der Brief . . . Wenn sie ihn öffnet! . . .

Fünfzehntes Kapitel.

Jessendys bewohnen ein kleines Hotel in der Rue de Douai, ein altes, winkliges Haus mit schmalen Treppen und niedrigen Zimmern, aber mit einem schönen Garten an der Hinterfront, der alle anderweitigen Uebelstände ausgleicht.

Die Empfangsräume befinden sich zu ebener Erde.

Jessendy, ein großer, brünetter Mann mit südfranzösischem Typus, kommt den Damen entgegen.

Er dankt Lydia für den reizenden Gast, den sie ihm zugeführt, und geleitet die beiden in den Salon.

Der Salon, oder vielmehr die beiden ineinander mündenden Salons sind geräumig, aber niedrig. Die Wände sind mit Bildern der ersten modernen Meister geschmückt, aus Thon geknetete Büsten oder auch halb ausgeführte Entwürfe stehen in den Ecken, interessante Raritäten blicken aus flachen Glasschränken, zwei Vermeilschüsseln, mit fast erhabener Reliefarbeit verziert, hängen rechts und links vom Kamin.

Trotz des Uebermaßes von schönen Dingen macht der Salon weder einen vornehmen, noch einen behaglichen, noch einen malerischen Eindruck. Die Möbel sind steif und langweilig, mit firschrötem Atlas bespannt, alles andre Nützliche dem entsprechend. Der Raum sieht aus, als ob man alle Merkwürdigkeiten aus einem Saale des Musée Cluny in das Wartezimmer eines berühmten Zahnarztes hineingestopft hätte. Etwas Unharmonisches, Zwiespältiges macht sich in diesen Stuben allgemein fühlbar.

Madame Tessendy, eine blass, sehr elegant angezogene Frau, thut was sie kann, um diese allgemeine Ungemüthlichkeit zu erhöhen, zeigt mit Ostentation, daß sie sich noch immer unter dem Dache ihres Gatten nicht zu Hause fühlt, daß sie sich in die Verhältnisse, in welche sie durch ihre Heirat herabgestiegen ist, nicht recht hat hineinfinden können. Sie sitzt auf ihrem firschröten Atlasse sofa wie eine Auswandererin auf ihrem Koffer. Ihre Töchter — zwei hoch aufgeschossene, junge, blass, Mädchen, verblüht, ehe sie aufgeblüht sind, verbittert durch die zwiespältigen Verhältnisse, in denen sie aufwachsen, und die ihnen das Heiraten erschweren — helfen den Thee servieren.

Neugierig und staunend beobachtet Gertrud ihre Umgebung.

Lozonczyi ist noch nicht anwesend, die Genialität, mit Ausnahme des Wirtes, niederer Gattung. Sie besteht vorläufig aus einem Violinspieler, welcher die Töchter Tessendys unterrichtet, und aus einer ehemaligen Primadonna der Großen Oper, welche kürzlich einen Velocipedfabrikanten geheiratet hat, und sich nun von allem, was an das Theater erinnert, mit Ostentation fern hält, sich jedoch im Privatleben mit besonderer Genugthuung feiern läßt.

Ein paar steife Ehepaare aus den Kreisen des Pariser

Großhandels, zwei Senatorenfrauen, deren Gatten einer stürmischen Kammer Sitzung halber wegbleiben mußten, vervollständigten zu Anfang die Gesellschaft.

Später finden sich noch ein paar Künstler ein, die sich als Masseneffekt in den Ecken herumdrücken und hauptsächlich dazu bestimmt scheinen, einen wirkungsvollen Hintergrund für die Größe des Hausherrn zu schaffen.

Freundlich und bescheiden, mit wohlgezogener und etwas schüchterner Haltung, sitzt Gertrud auf dem niedrigen Fauteuil, den ihr die Hausfrau zwischen sich und einer der Senatorenfrauen angewiesen hat. Ein Gefühl beklommener, sich langsam steigernder Enttäuschung beginnt sich ihrer zu bemächtigen.

Die Frauen, auf deren Gesellschaft sie angewiesen ist, tragen alle eine Art gezielter Spießbürgerlichkeit zur Schau — selbst Madame Weber-Bandeneffen, weiland Primadonna an der Großen Oper, spricht mit rührendem Verständnis von Kinderernährung. Und die Männer, welche aller Wahrscheinlichkeit nach etwas Interessanteres zu sagen hätten, trauen sich nicht an sie heran.

Eine Stunde ist vorüber. Łozonczyi ist nicht erschienen.

Gertrud seufzt erleichtert auf, als die ursprüngliche Sitzordnung dadurch unterbrochen wird, daß Madame Weber-Bandeneffen sich auf vielfaches Bitten der Hausfrau bereit erklärt, etwas vorzutragen.

Sie singt Arien aus Sigurth, wobei sie ihr Gatte begleitet — singt zu laut, wie alle Opernsängerinnen im Salon.

Ihre Leistungen, die unter der übrigen Zuhörerschaft Beifallstürme herauf beschwören, üben auf Gertrud eine unbeschreiblich ermüdende Wirkung aus. Mit gesenktem Kopf läßt sie den Tonschwall über sich ergehen.

Einer der wenigen anwesenden Bekannten Gertruds, ein reicher Amerikaner und Pariser Bummel, schiebt seinen Sessel an Gertrud heran.

„Isn't it awful!“ murmelt er, „und ganz abgesehen von ihrem Gesang, diese Primadonna fällt mir auch auf die Nerven. — Finden Sie sie schön, Fräulein von Glimm?“

„Wir Frauen sind im Urtheil über einander nicht kompetent. Ich finde sie zu kolossal,“ erwidert ihm Gertrud.

„Ganz mein Fall — big and vulgar; für mich gibt's überhaupt nur ein schönes Gesicht hier im Salon!“

„Und das wäre?“ fragt Gertrud mit zerstreuter Unbefangenheit.

„Sollten Sie wirklich nicht erraten haben, wen ich meine?“ sagt er, plötzlich die Gesprächstonart wechselnd, warm und etwas verlegen.

Sie macht eine Bewegung des Unmuts, und er murmelt: „Beg pardon — aber ich habe so sehr selten das Vergnügen, Sie zu sehen, und ich habe Ihnen dann jedesmal so viel zu sagen, daß ich aus lauter Eile, die mir gebotene Gelegenheit auszunützen, nie das richtige Wort finden kann!“

Eine unangenehme Vermutung bemächtigt sich Gertruds, das Blut steigt ihr in die Wangen — auf alles wäre sie eher gefaßt gewesen als darauf, daß die leichtfertige Persiflage des lustigen Amerikaners plötzlich in eine Liebeserklärung abspringen würde. Ihre auffallende Verlegenheit, welche er völlig berechtigt ist, zu seinen Gunsten auszulegen, wirkt ermutigend auf Dick Grant. Schon schweben die verhängnisvollen Worte auf seinen Lippen, da merkt er, daß er von einem Moment zum andern aufgehört hat, für sie zu existieren, daß sie seine Abwesenheit völlig vergessen hat.

Was ist's, das ihre Aufmerksamkeit von ihm ablenkt? — Doch nicht Madame Bandenessen, welche soeben mit einem mächtigen Aufschrei das Gebet der Elisabeth intonierte?

Nein, die Sängerin läßt ihr Interesse unberührt, aber dort im Rahmen der Thür steht ein großer, magerer Mann mit einem Paar merkwürdigen Augen in seinem brünetten, von kurz geschnittenem, braunem Haar und spitz zulaufendem Vollbart umrahmten Antlitz. — Die merkwürdigen Augen sind auf Gertrud gerichtet.

„Wissen Sie, wer das ist?“ fragt Dick.

„Nein.“

„Paul Rozonczy!“

Als Madame Weber-Vandeneffen ihren Gesang beendet hatte, trat er in den Salon und auf die Hausfrau zu.

Er wurde sofort umringt und mit Huldigungen überhäuft. Traurig sagte sich Gertrud, daß ihr unter diesen Umständen wohl keine Gelegenheit geboten werden würde, ihn kennen zu lernen, als plötzlich ein glatt rasierter, alter Gelehrter, einer der Konservatoren des Louvre, welcher sich indessen höflich mit Lydia Lyndhurst unterhalten hatte, sich ihr näherte.

Er hatte das hohe, sehr kultivierte Organ, welches für alte Pariser Gelehrte bezeichnend ist, und sprach das reine Pariser Französisch einer verschollenen Zeit.

„Madame Lyndhurst hat mir ein großes Geheimnis verraten,“ sagte er.

„Und was für ein Geheimnis?“ meinte Gertrud freundlich.

„Daß wir noch einen zweiten Singvogel unter uns haben — daß Sie, Mademoiselle, ganz vortrefflich polnische Volkslieder singen.“

Sie wurde erst verlegen, wollte sich entschuldigen — mit ihrer Kunst sei's nicht weit her, und nach so hervorragenden Leistungen dürfe sie es wirklich nicht wagen, sich hören zu lassen, meinte sie.

„Wir werden keine Vergleiche ziehen,“ versicherte ihr gutmütig der alte Gelehrte, „man zieht keine Vergleiche zwischen dem Niagara und einem Tautropfen — aber man freut sich an dem Tautropfen!“

Ein plötzlicher, halb ängstlicher Wunsch, sich auszuzeichnen, die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, regte sich in ihr. Und als nun auch Jessendy an sie herantrat, um die Bitte des alten Herrn zu befürworten, nahm sie, befangen lächelnd, seinen ihr gebotenen Arm und begab sich an den Flügel.

Sie begleitete sich selbst und natürlich auswendig. Man hatte sie aufgefordert aus Höflichkeit, keiner hatte von ihrem Gesang einen Genuß erwartet — man hatte kaum aufgehört zu sprechen, als sie begann.

Nach den ersten Taktten horchten alle wie durch einen Zauber gebannt. Sie war keine geschulte Sängerin, aber sie hatte eine unabgenützte Weichheit der Stimme, eine Un-

mittelbarkeit des Ausdrucks, welche sehr vielen geschulten Sängern fehlt.

Sie vergaß, während sie sang, alles, was sie umgab, und dachte an alles, was sie verloren hatte, an alles, um das sie noch zitternd sorgte — an alles, was sie liebte, dachte sie. Etwas Herzbewegendes klagte aus ihren Liedern. Ihre Stimme erwärmte sich. Durch die einfache Traurigkeit hindurch schwebte eine junge, warme, hilflos gefangen liegende Sehnsucht, die manchenmal, bis zu einem leidenschaftlichen Angstruf anschwellend, um so rührender wirkte, als sie sichtlich, mit vollendeter Unschuld gepaart, von dem Ziele, dem sie entgegenstrebte, keine Ahnung besaß.

Aus ihrem weißen Gesichtchen blickten die Augen feierlich ernst.

Łozonczy war an den Flügel herangetreten. „Est ce beau!“ rief er einfach aus, da der letzte Ton zagend auf ihren Lippen verklungen war; dann wendete er sich an Tessendy mit der Bitte, ihn vorzustellen.

„Mademoiselle de Glimm — mein Freund Łozonczy erbittet sich die Ehre, Ihnen vorgestellt zu werden.“

Sie lächelte verlegen und schwieg. Auch er schien einige Mühe zu haben, das Gespräch in Fluß zu bringen.

„Glimm!“ wiederholte er nachdenklich — „eine Deutsche eine Norddeutsche, gnädiges Fräulein?“

„Ich bin gemischter Herkunft; meine Mutter ist eine Polin.“

„So, das erklärt mir vieles — als echte Deutsche wären Sie mir gar zu rätselhaft gewesen. Bei Ihrem Gesang schlägt entschieden die Polin durch.“

„Und Sie sind ein Ungar,“ bemerkte Gertrud schüchtern. Es war etwas kindlich Bescheidenes in ihrer Haltung. Wie die meisten gut gemieteten Damen der großen Welt, wenn sie mit einem wirklich genialen Künstler zusammen kommen, fühlte sie ihm gegenüber eine fast übertriebene Ehrfurcht.

„Ich glaube,“ erwiderte er — „mais j’suis pas sur, wie Poëtte Guilbert sagt. Mein Vater war Ungar, meine Mutter irgend etwas Slavisches, ich selber bin ein Wiener Kind — und mein Name ist durch internationalen Mißbrauch verunstaltet worden. Aber das ist uninteressant. Singen Sie uns lieber noch etwas — Sie können sich’s

kaum vorstellen, welche Freude Sie mir mit Ihren Liedern bereitet haben.“

„Ich thät's von Herzen gern,“ meinte Gertrud, vor Vergnügen über sein Lob errötend — „leider geht's nicht. Erstens bin ich bereits müde, ich habe so lange nicht gesungen, daß ich von den paar Tönen heiser geworden bin — und dann — ist es wahrlich an der Zeit, daß ich berufeneren Künstlerinnen den Platz räume.“

„Müssen Sie es wirklich?“ seufzte Lozonczyi — „schade! Uebrigens sieht man es Ihnen an, daß der Gesang Sie angegriffen hat — Sie sind ganz bleich. Sie müssen sich stärken. Wollen Sie ein Glas Champagner trinken und ein Sandwich essen?“

Sie nickte bittend. Er führte sie in das anstoßende Gemach, in welchem sich das Büffett befand.

Sie fing an, hungrig zu werden, und verzehrte mit Vergnügen ein paar Brötchen zu dem perlenden Schaumwein.

Nachdem sie sich gestärkt, setzte er sich neben sie auf einen Diwan in eine stille Ecke, und seine durchdringenden Augen nachdenklich auf sie heftend, fragte er: „Jessendy macht Ihre Büste, nicht wahr? Er kann sich freuen, daß ihm eine solche Aufgabe geboten worden ist, aber er ist ihr gewachsen. C'est un brutal, aber wenn ihm darum zu thun ist, weiß er eine unglaubliche Zartheit zu entwickeln.“

„Wie kommen Sie auf den Gedanken, daß Jessendy meine Büste machen sollte?“ fragte erstaunt Gertrud.

„Nun, ich dachte, Ihre Angehörigen hätten dieselbe bei ihm bestellt, und erklärte mir dadurch Ihr Hiersein,“ sagte er.

Sie errötete ein wenig. „Brauchen Sie dafür eine Erklärung?“ fragte sie. „Daß Sie nur durch einen Zufall in den Salon von Madame Jessendy hineingeraten sind, sieht ein alter Porträtmaler auf den ersten Blick.“

„Ich habe in der That bisher nicht das Vergnügen gehabt, mit so berühmten Menschen gesellschaftlich zu verkehren,“ gestand Gertrud — dann stockte sie — fröhlicher Mutwille durchzuckte ihr Gesicht. „Um die ganze Wahrheit zu gestehen,“ rief sie, „bin ich heute hauptsächlich deshalb

hierher gekommen, weil man es mir in Aussicht gestellt hat, „Łozonczyi“ hier zu treffen.“

„Wen?“ fragte er etwas verblüfft.

Und sie, völlig aufstauend, fast übermütig wie ein Kind, wiederholte: „Nun, Łozonczyi, den großen Łozonczyi, von dem in den Zeitungen steht, an dem die Provinzen hängen!“

Er lächelte belustigt, aber schweigend, und sie, eingeschüchtert durch das plötzliche Bewußtsein ihrer Kühnheit, sagte leise, etwas unsicher: „Mein heiliger Ernst ist's, wenn ich ihn auch nur scherzend zu äußern wagte; ich war unendlich gespannt darauf, den großen Künstler kennen zu lernen, der . . . dem . . .“ nach Worten suchend, stockte sie wieder.

Er fiel ihr mit einer kurzen, etwas ungeduldigen Handbewegung in die Rede — „Nehmen wir's als gesagt an,“ meinte er.

Worauf sie demütig, das Köpfchen senkend, ihm zur Antwort gab: „Sie hatten ganz recht, mir das Wort abzuschneiden — ich hätte doch nur Unsinn gesagt. So sehr, so grenzenlos ich ihre Kunst bewundere, fühle ich doch, daß meine Bewunderung im Dunkeln tappt — daß mir das eigentliche Verständnis für Ihre herrlichen Farbendichtungen abgeht!“ Und der Worte Sylvains' gedenkend, stieg ein jähes Rot in ihre Wangen.

„Nicht so sehr, als Sie glauben,“ sagte Łozonczyi, sie scharf ins Auge fassend — „wenn mich nämlich nicht eine täuschende Ähnlichkeit foppt,“ setzte er hinzu. „Waren Sie's denn nicht, der ich vor drei Tagen — es mag so drei Tage her sein — gegen Abend in der Rue des Martyrs begegnet bin; neben Weil, dem Kunsthändler, war's, und Sie äußerten gegen Ihre Begleiterin: „Trauriger als Łozonczyi hat noch niemand den Teufel gemalt — das waren Sie?“

„Ja, das war ich,“ gestand Gertrud.

„Nun, dann lassen Sie sich die Hände küssen dafür,“ rief er, indem er zugleich ihre rechte in die seine nahm und an seine Lippen zog — „etwas Bezeichnenderes, Wahreres hat noch kein Mensch über meine Kunst gesagt!“ Nach einer kleinen Pause fügte er hinzu: „Sie trugen ein Bündel

Pinself, ich sah es aus Ihrem Muff herausstarren. Sind Sie etwa Malerin?"

"Ich thue mein Möglichstes, eine zu werden," erwiderte sie kleinlaut.

"Um Gottes willen, nur das nicht!" rief er aus.

"Warum?"

"Weil es auf der Welt nichts Traurigeres gibt, als Künstlerin zu sein!"

"Ohne genügendes Talent, meinen Sie wohl," murmelte Gertrud kleinlaut.

"Selbst wenn man Talent hat, ist es traurig für ein Geschöpf wie Sie," versicherte er — "wenn man nämlich seine ganze Existenz auf die Malerei stützen will. Aber bei Ihnen ist das natürlich ausgeschlossen — die Kunst ist für Sie Zeitvertreib — geschmackvolle Beschäftigung — *cela ne tire pas à conséquence!* . . ."

"Im Gegenteil," versicherte ihm Gertrud eifrig.

Aus dem Nebenzimmer tönte das Rücken von Stühlen, das Rauschen von Kleidern zugleich mit einem Durcheinander höflicher Dankesphrasen.

"Man rüstet sich zum Aufbruch," meinte, sich erhebend, Gertrud, die von weitem Lydia erblickte, welche suchend nach ihr auszuspähen schien.

"Ich fürchte es," sagte Lozonczy mit einem drolligen Seufzer — "schade — aber — da Sie nun einmal Malerin sind oder sein wollen — so vergönnen Sie's mir vielleicht, Ihnen demnächst meine Aufwartung zu machen im Dienste der Kunst. Es würde mich aufrichtig interessieren, Ihre Arbeiten zu sehen!"

Sechzehntes Kapitel.

Lozonczy hatte sie noch bis zu dem Wagen hinausgeleitet und sich zweimal hintereinander ihre Adresse vorsagen lassen, um sie seinem Gedächtnis einzuprägen. Dick Grant hatte sich vor ihr niedergekniet, um ihr mit ihren Pelzüberschuhen zu helfen — Jessendy hatte ihr enthusiastisch

für die Ehre gedankt, die sie ihm durch ihren Besuch erwiesen, und für die Freude, die ihm ihr Gesang bereitet, und Madame Vandenessen war eifersüchtig gewesen. Kurz, sie hatte einen Triumph erlebt — einen richtigen Triumph!

Jetzt rollte sie neben Lydia in dem kleinen, gut verwahrten Coupé nach dem Boulevard Malesherbes zurück.

Es war spät und der Weg weit. Lydia war eingeschlafen — Gertrud träumte.

Wie würde sich die Mutter freuen über alles, was sie ihr von dem heutigen Abend zu berichten hatte, besonders über die Liebenswürdigkeit Lozonczyis und darüber, daß er ihr selbst angeboten, ihre Studien zu prüfen, ihr Ratschläge zu erteilen! Sie versprach sich von seinem Einfluß Wunder. Vielleicht würde sie in diesem Frühjahr doch noch ausstellen können im Salon — und vielleicht würde sie endlich . . . endlich ein Bild verkaufen. Sie dachte sich alles genau aus. Sie wollte es der Mutter gar nicht verraten, falls sie zum Salon ein Bild einschickte, nur um ihr die Aufregung, die Angst, es könnte refüsiert werden, zu ersparen. Und wenn es angenommen würde, so wollte sie auch noch schweigen bis zum Vernissagetage — dann — dann wollte sie der großen Gelegenheit zu Ehren einen Fiaker nehmen — die Mutter in den Ausstellungspalast fahren und vor ihr Bild hinführen. Das würde eine Ueberraschung sein!

Der Wagen hielt, der Diener sprang vom Boß und öffnete den Wagenschlag. Lydia umarmte Gertrud und befahl dem Lakai, sie hinauf zu begleiten.

Bereits im Aussteigen suchte Gertruds Blick die Fenster des ersten Stockwerks. Sie waren erleuchtet, die Mutter offenbar aufgeblieben, sie zu erwarten. Arme, liebe Mutter!

Der Diener nahm die kleine Lampe, welche unten im Flur Gertruds harnte, läutete an der Thür der Wohnung, wartete, bis Lieschen, sich verschlafen die Augen reibend, die Thür öffnete, worauf er sich, den Hut knapp neben dem Ohr haltend, verbeugte und zurückzog.

„Sehen gnädiges Fräulein aber hübsch aus und vergnügt, da wird sich die Baronin freuen!“ rief Lieschen aus — „das gnädige Fräulein hat sich gewiß sehr gut unterhalten.“

„O, prächtig, Lieschen, ist die Mama noch auf?“

„Ich weiß wirklich nicht,“ erwiderte Lieschen. „Die Frau Baronin sind immer so rücksichtsvoll — die Frau Baronin sagten heute ausdrücklich, ich könne mich schlafen legen, sie würden sich allein auskleiden.“

„Ich sah noch Licht im Salon,“ meinte Gertrud — „ah, da ist der Dachs, der mich hört!“

In der That tönte aus dem Salon die Stimme des Hundes, aber kläglich heiser, so umheimlich wimmernd, daß es Gertrud auffiel.

Den Mantel abstreifend, trat sie hastig in den Salon.

Die alte Frau saß neben dem Kamin unbeweglich und sehr bleich. Der Dachs hatte die Pfoten auf ihre Kniee gestützt; er kratzte ängstlich wimmernd an ihr herum. Als er Gertrud erblickte, lief er auf sie zu und versteckte den Kopf in ihren Kleidern.

Trotz des munteren „Guten Abend, Mütterchen!“ das ihr Gertrud zugerufen hatte, rührte die alte Frau sich nicht.

Ein schrecklicher Gedanke streifte Gertrud, aber nur flüchtig. Dieselbe Angst, die sie jetzt empfand, hatte sie bereits hundertmal empfunden, und jedesmal hatte sich dieselbe als grundlos herausgestellt. Wie oft, wenn sie, in der Nacht aufwachend, die Mutter im anstoßenden Zimmer nicht atmen gehört, hatte sie sich an das Bett der Mutter geschlichen, um mit hochklopfendem Herzen zu warten, geduldig zu warten, bis das Knarren des Bettes verriet, daß die Mutter sich im Schlafe bewege, daß sie noch lebe!

„Darf ich die Mutter wecken, um meiner Angst ledig zu werden?“ fragte sie sich. „Wär's nicht rücksichtslos? Es handelt sich ja nur um eine Nervenschwäche meinerseits!“

Aber es war spät — die Mutter mußte zu Bett gebracht werden. Gertrud trat an sie heran — mit einemmal packte Lieschen sie um den Leib — „um Gottes willen, gnädiges Fräulein!“ schrie sie, ihre Stimme klang flach und krächzend — fast mit Gewalt wollte sie ihre junge Herrin von der Mutter hinwegzerren in einer Panik kopflosen Mitleids.

Hestig machte sich Gertrud von ihr los, ging auf die Mutter zu . . .

Sie saß noch immer unbeweglich, etwas zurückgelehnt,

den Mund halb offen, wie Gertrud sie hundertmal gesehen, wenn sie schlief — nur ein Unterschied war vorhanden. Die Augenlider waren nicht fest geschlossen — das Gesicht hatte einen starren, leeren Ausdruck, als ob der Gedankenfaden plötzlich abgeschnitten worden sei.

Das Blut in Gertruds Adern floß langsam — es durchfuhr sie kalt bis ins Mark.

„Sie ist ohnmächtig!“ stieß sie hervor, dann lief sie an das Fenster, um es aufzureißen. Die kalte, feuchte Nachtlust drang herein. Lieschen kam ihr nach.

„O, gnädiges Fräulein, es ist umsonst,“ flüsterte die Jose ihr zu — „umsonst — das ist der Tod!“

Der Tod . . . der Tod! . . .

Sie wollte nicht glauben . . . so plötzlich! . . . nein, es war nicht möglich!

Neckzend wandte sie sich von dem Fenster ab und von neuem der Mutter zu. Sie nahm deren Kopf in beide Hände.

„Mutter! . . . Mutter!“ schrie sie — „Mutter! komm zu dir!“

Der Kopf zwischen ihren Händen war kalt und schwer, und als sie ihn losließ, fiel er mit einer fläglich halt- und hilflosen Bewegung seitwärts.

Ja, das war der Tod!

Einen Moment stand sie da wie erstarrt. — Dann, aus ihrer Betäubung erwachend, rief sie: „Hole einen Arzt, einen Geistlichen!“

„Aber ich kann das gnädige Fräulein doch nicht allein lassen mit der Leiche,“ wendete Lieschen ein.

Leiche! — Das Wort schnitt Gertrud durch Mark und Bein — sie verübelte es dem Mädchen, daß es das Wort ausgesprochen hatte. Leiche! . . .

„Ich werde den Portier schicken,“ meinte Lieschen.

Damit huschte sie fort. In wenigen Minuten kehrte sie zurück, gefolgt von der Gattin des Portiers, welcher letzteren sie, wie verabredet, nach dem Arzt gesandt hatte.

Lieschen und die Französin näherten sich der Toten. „Wir möchten sie auf ihr Bett legen,“ flüsterte die Dienerin.

Gertrud ließ es geschehen, ohne sich zu nähern — sie sah zu.

Die beiden Frauen hoben den Körper aus dem Lehn-

stuhl, wobei ihn die eine an beiden Schultern, die andre bei den Füßen nahm. Die Arme baumelten lose wie die leeren Ärmel eines Kleides. Mit Entsetzen hefteten sich Gertruds Augen auf diese baumelnden, hilflosen, gleichgültigen Arme.

Das waren die Arme der Mutter, die warmen, weichen Arme, in die sie sich so oft geflüchtet, die sie noch vor wenig Stunden so innig umschlungen hatten!

Ein Schwindel erfaßte sie — ihr war's, als halte sie die Hand eines Ungeheuers über einen tiefen, schwarzen Abgrund — die Hand des Schicksals.

Als Lieschen in den Salon zurücktrat, stand Gertrud noch immer am selben Fleck wie versteinert.

Plötzlich fing sie an, die Jose mit allerhand Fragen zu bestürmen. Ihre Stimme klang hart und heiser, ihre Augen waren glänzend und thränenlos.

Was war vorgefallen, nachdem sie das Haus verlassen — wann hatte Lieschen die Mutter zum letztenmal gesehen — gesprochen? . . .

Lieschen fuhr sich verwirrt über die Stirn und versuchte ihre Gedanken zu sammeln.

„Ich brachte der Frau Baronin Thee,“ begann sie — „die Frau Baronin war sehr vergnügt, und wir erzählten einander, wie schön das gnädige Fräulein ausgesehen hätten! Es schmeckte ihr vortrefflich — sie verlangte noch ein Brötchen . . . Als ich das Geschirr wegräumen kam, sagte sie, ich solle zu Bett gehen . . . und dann . . .“ Lieschen zwinkerte nachdenklich, wie um den verwischten Umriß einer Erinnerung deutlicher zu sehen — „es war noch etwas — ich hatte einen Brief gebracht mit dem Thee — einen Brief für das gnädige Fräulein. Er war mit der letzten Post gekommen — die gnädige Frau stellte ihn auf den Kamin — ich sah ihn noch dort, als ich das Theezeug abräumte, ehe ich in meine Kammer ging, um mich für ein Stündchen niederzulegen.“

„Wo ist der Brief?“ rief, sich aufgereggt umsehend, Gertrud.

Auf dem Kamin suchte man ihn vergebens. Ueberhaupt schien es anfangs, als ob er nicht mehr zu finden sei.

Endlich entdeckte man ihn und zwar zwischen dem zer-

risenen Papier, das Lieschen vorbereitet hatte, um das Feuer zu beleben, neben dem Lehnstuhl, in dem die arme, alte Frau gestorben war.

Ein Schauer durchfröstelte Gertrud, als sie ihn anfaßte. Aber der Anblick von Bills großer, kräftiger Schrift wirkte doch auf sie wie ein erwärmender Trank.

Was auch geschehen sein mochte — er lebte noch und sandte ihr über den Ozean hinüber die Worte:

„Mein Liebling, mein süßes Kleinod, meine Gertrud!

Es fällt mir schrecklich schwer, Dir die traurige Nachricht mitzuteilen, die ich Dir mitteilen muß. Ich kann gar nicht sagen, wie schwer! Und doch möchte ich keinen Fremden mit der Botschaft betrauen.

Kurt, unser armer, lieber Kurt, ist vorgestern, Sonnabend, nach kurzem Leiden am gelben Fieber verschieden.

Aus seinen Fieberphantasieen heraus erzählte er immer wieder von Euch und der Heimat. Heftige Schmerzen scheint er nicht gelitten zu haben.

Er starb gegen drei Uhr morgens, den Namen Lindenheim auf seinen Lippen, und mit dem ersten, wirklich heiteren Ausdruck, den ich seit seiner Trennung von der Heimat auf seinem armen, blassen Gesicht gesehen.

Jeder, der ihn gekannt, trauert um ihn — er war unvergleichlich beliebt in unsrer kleinen Goldgräbergesellschaft, einer Gesellschaft von Abenteurern, unter denen es, gottlob, an Don Quixottes nicht fehlt.

Im ganzen war, glaube ich, das Leben, welches er unter seinen neuen Kameraden führte, das erträglichste für seinen Zustand. Er war immer sehr still, aber nicht eigentlich traurig. Die harte Arbeit schien ihm zuzusagen, und die Hoffnungslosigkeit, welche ihn im Vaterlande so bitter betrogen, stellte sich in seinen trüben Tagen als harmlose Trösterin bei ihm ein.

Mit mir war er immer unbeschreiblich rührend — ich meinerseits habe ihn von ganzem Herzen geliebt.

Ich habe mich lange gefragt, wem von Euch beiden ich schreiben soll, Dir oder Deiner Mutter. Endlich hab' ich mich für Dich entschlossen. Du bist jünger, stärker — hast doch noch etwas mehr Widerstandskraft in Dir — aber

immerhin! . . . Ich weiß, wie schrecklich Dich der Schlag treffen wird! Du wirst Deiner Mutter die Nachricht mittheilen müssen — Gertrud!

Meine arme Gertrud . . . ich lebe im Geiste alle die schweren Stunden mit, die Du noch durchzumachen hast.

Mein armer Liebling! ich möchte Dich ganz einhüllen in Liebe und Zärtlichkeit und Dich recht eng an mein Herz halten und Dir sagen: ruh' aus von dem großen Leid, das Dich betroffen, laß mich Dir die Last tragen helfen, sie ist zu schwer für Dich.

Nur eine Stunde hätt' ich bei Dir sein mögen! Aber vorläufig weiß ich noch gar nicht, wie sich meine Zukunft gestaltet, wann sie uns eine Vereinigung gönnen wird. Von dem einen bin ich jedoch fest überzeugt, daß wir uns auf dieser Erde wiedersehen werden. Solange ich diese Hoffnung im Herzen trage, fühle ich Kraft genug in mir, alle Schwierigkeiten, die mich noch von Dir trennen, zu überwinden.

Gott behüte Dich, Gertrud, meine Gertrud — lege Deiner Mutter meine ganze Verehrung und Teilnahme zu Füßen.

Dir, mein armer Engel, schicke ich zehntausend zärtliche Grüße und Küsse über den Ozean hinüber und bleibe wie immer

Dein Dir grenzenlos ergebener
Bill."

Sie saß und las — zweimal, dreimal las sie den Brief.

Ein liebes behagliches Gefühl durchzog ihre Seele und vermischte sich unheimlich mit ihrem Schmerz. — Sie preßte den Mund auf den Brief — alles war nicht verloren. Solange er lebte, war sie geborgen. Und es war doch wunderschön, sich so geliebt zu wissen von einem so herrlichen, edlen Menschen. Da klingelte es draußen — sie schrak zusammen. Wie ein Blitz fuhr ihr's durch den Leib. Sie zitterte plötzlich wie Espenlaub. Der Arzt war gekommen, um den Totenschein auszustellen.

Siebzehntes Kapitel.

Kurz darauf kam der Geistliche — nun waren sie beide fort. Gertrud hatte sie hinausbegleitet. Ihr Kopf war wirr, ihr Mund trocken.

Sie kroch in das Zimmer der Mutter, wo diese in ihrem Bett von Lieschen bereits notdürftig aufgebahrt lag, kniete neben ihr nieder und verblieb so längere Zeit, ohne ihre Gedanken zu einem wirklich andächtigen Gebet sammeln zu können.

Dann erhob sie sich, setzte sich auf einen Stuhl, den ihr Lieschen zuschob, und wachte neben der Toten, bis der Tag hell und die Straßen laut wurden.

Sie war entsetzlich müde — die Augen fielen ihr zu. Sie träumte von Lindenheim, von alten, fröhlichen Zeiten — man tanzte und tollte in ausbundiger Fröhlichkeit zwischen blühenden Frühlingsbäumen, und plötzlich legte ihr jemand die Hand auf den Arm und flüsterte: „Still, still... die Mutter ist tot!“

Sie hätte es eigentlich gewünscht, daß die Mutter in Lindenheim bestattet würde neben dem Vater, aber der Transport hätte die Bestattung hinausgeschoben — die Leiche hätte einbalsamiert werden müssen, was kostspielig war, und wozu Gertrud die Mittel fehlten.

Uebrigens hatte das Schicksal die Glimms ohnehin auseinander gerissen und über die Erdfugel zerstreut. Kurt lag in Kalifornien begraben — es schien, daß ihnen alle, so wie sie waren, keine Heimat beschieden sein sollte, weder im Leben noch im Tode. Es war Thorheit, sich dagegen zu sträuben — sie hatte nicht mehr die Kraft dazu! In Paris würde ihr die Mutter — das, was die Mutter gewesen war, doch noch näher sein als irgendwo anders, und so sollte denn die Mutter in Paris bestattet werden.

Der Tag der Beerdigung war gekommen. Lieschen hatte der jungen Herrin die Trauerkleider angelegt, fast ohne daß diese es wußte, dann hatte Lieschen eine Tasse

heiße Suppe vor sie hingestellt, ihr zugeredet, sich zu stärken, sonst würde sie sich nicht auf den Füßen halten können neben dem offenen Grabe. Gertrud versuchte zu essen, mit der mutlosen Folgsamkeit eines kranken Kindes, daß sich entschließt, eine widerwärtige Medizin einzunehmen. Kaum, daß sie den ersten Löffel an den Mund gesetzt, hörte sie unten die Wagen vorfahren. Dann kamen schwere Tritte die Treppe herauf.

Sie schob die Suppe von sich, eilte in das Zimmer, wo die Mutter lag, heftete den Blick auf das weiße, stille Gesicht.

Der leere Ausdruck, den die Leiche gleich nach dem Tode gehabt, war verschwunden, das Gesicht war verjüngt — verklärt — aus dessen blassen Zügen sprach eine große, tiefe Befriedigung. — Gertrud beugte sich über die Tote und küßte sie auf die Stirn. Draußen ging die Thür — die Schritte waren jetzt ganz nahe, Stimmen, gedämpft, rücksichtsvoll, tönten durcheinander.

Gertrud richtete sich auf — sie war bereit. Sie klagte nicht, sie weinte nicht — sie hielt sich nicht einmal die Ohren zu, als man die Nägel in den Sargdeckel einschlug.

Tap — tap — tap! . . . Wie lange das dauerte! — An was erinnerte sie's . . . an das Zunageln der Kisten vor dem Abschied von Lindenheim! — Ein elender, kleiner Leichenzug war's. Mrs. Lynnhurst hatte sich eingefunden und auch die andern Ateliergenossinnen Gertruds, dann auch Sylvains, zwei Mitglieder der deutschen Botschaft, mit denen die Glimms in verwandtschaftlichen Beziehungen standen, und die Gertrud in letzterer Zeit wenig gesehen hatte — dazu das Weib des Concierge, ein paar Notleidende, welche von den Glimms Unterstützungen bezogen hatten — das war alles.

Mitten in ihrem grenzenlosen Jammer kam Gertrud ein Gefühl hilfloser Bitterkeit. Sie dachte an die Beerdigung ihres Vaters in Lindenheim. — Aus der ganzen Provinz waren die Bornehmsten und Angesehensten herbeigeströmt — die Menge Armer, die dem Sarge folgten, hatte keine Zahl — von gekrönten Häuptern waren Telegramme eingelaufen . . . Und jetzt! . . .

Es war keine Regung verletzter Eitelkeit, wie sie bei den tragischsten Anlässen manchmal selbst vernünftige Menschen übermannt — nur ein Gefühl maßlosen Gefränktheits für die arme Mutter!

Nach der langen Fahrt kam das Stehen neben dem offenen Grab in dem kalten Februarwind, während der Priester eine Rede hielt.

Der Wind blies heftiger; die Schneeflocken fielen dicht. Die Leidtragenden traten von einem Fuß auf den andern; einige kehrten um. Und aus ihrem Schmerz heraus bemerkte Gertrud jeden einzelnen, der umkehrte, und fühlte einen Haß in ihrem Herzen aufsteigen gegen ihn.

Die andern fanden die Rede des Priesters zu lang — Gertrud fand sie zu kurz — mit geradezu panischem Entsetzen dachte sie an das, was kommen mußte, wenn die Rede vorüber war.

Zum erstenmal begriff sie, was der Tod eigentlich bedeutet — dieses plötzliche Lostrennen vom Leben, welches das, was uns am liebsten und heiligsten war, zu einer elenden Sache macht — einer Sache, die, der Verwesung preisgegeben, je eher je besser aus dem Weg geräumt werden muß . . .

Jetzt kam's — die Rede war zu Ende — knarrend an langen Stricken wollten sie den Sarg hinabsenken in das Grab — das Grab war zu kurz, und der Boden war gefroren — man suchte den Sarg hineinzupressen mit Gewalt. Ein Grauen, eine Uebelkeit überkam sie — die Erde drehte sich mit ihr . . . und dann, ohne recht zu wissen, wie sie dahin gelangt war, befand sie sich wieder in ihrer Wohnung, die leer war und nach Weihrauch roch, und in der niemand daran gedacht hatte, das Feuer im Kamin anzuzünden. Irgend eine schwarze Gestalt beugte sich über sie und sagte ihr teilnehmende Dinge — und dann verschwand die schwarze Gestalt — Gertrud war allein — sie wußte, daß sie von nun an immer allein sein würde. . .

Achtzehntes Kapitel.

Es war vorbei, gänzlich vorbei! — — Heute saß Gertrud in dem kleinen Salon, in dem sie die Mutter tot gefunden, und überlegte, wie sie ihr Leben zurechtrücken solle. Sie sah sich um und fragte sich, für welche von den sie umgebenden Ueberbleibseln aus einer besseren Zeit sie einen halbwegs anständigen Betrag zu erlangen hoffen konnte.

Die Vorhänge waren weit und rücksichtslos von den Fenstern zurückgezogen; alle die kleinen Kunstgriffe, mit denen Gertrud der Mutter die Schäden der Möbel zu vertuschen gepflegt hatte, waren mit den so ängstlich das Licht dämpfenden Vorhängen beiseite gesetzt worden. Das Licht schien grell herein. Gertrud wollte klar sehen — und was sie sah, war trostlos.

Die mit geschwärzten Goldgimpen eingefassten Brokatlappen, welche an manchen Stellen auf den Lehnstühlen und Sofas hingen, um einen Riß oder Flecken zu verdecken, nahmen sich kläglich aus — der Teppich am Boden hatte vor der Thür ein großes Loch.

Von den sechzigtausend Mark, die nach dem völligen Zusammensturz der Dinge der alten Frau als ihr Privatvermögen geblieben waren, hatte man, um die Einnahmen zu vermehren, den größten Teil auf eine Leibrente der alten Frau eingezahlt. Gertrud hatte sie dazu bestimmt, das Geld so anzulegen, unter dem Vorwand, daß diese Veranstaltung allein es ihr ermögliche, ihre künstlerische Ausbildung durchzusetzen.

Damals war die Mutter frisch und kräftig gewesen; man hätte ihr eine Lebensdauer von weiteren zwanzig Jahren prophezeit. Alle ihre Geschwister waren sehr alt geworden. Wenn die Dinge ihren normalen Weg gegangen wären, so hätte auch ihr ein langes Leben beschieden sein sollen. Aber das Schicksal hatte sie zu hart angefaßt.

Nach ihrem Tode blieb Gertrud an barem Gelde nicht viel mehr, als sie brauchte, die bei Lebzeiten ihrer Mutter aufgelaufenen Schulden zu bezahlen.

Hoffentlich würde die Zeit bald kommen, wo sie Geld

verdienen, ihren Unterhalt von dem, was sie durch ihre Kunst einnahm, würde bestreiten können.

Indessen mußte sie von dem Leben, was sie aus dem Mobiliar und den paar Kleinodien ihrer Mutter heraus- schlug. Natürlich mußte sie ihre Existenz in durchaus andrer Weise einrichten, als bisher. Zu ihrem Entsetzen merkte sie, daß ihr alle echten, praktischen Sparsamkeits- begriffe fehlten. Sie hatte von jungen Malerinnen gehört, die am jenseitigen Seineufer mit hundertfünfzig Franken monatlich lebten. Aber wie sie das veranstalten sollte, davon hatte sie keine Ahnung.

Nun . . . das Schicksal würde wohl endlich müde wer- den, sie zu verfolgen. Aus irgend einer Richtung würde Hilfe kommen. Entweder der Erfolg oder . . . Ach, Bill mußte sein Ziel erreichen — endlich würde er sie holen und sie an seine Brust schließen. Ihr Pulsschlag ward kräftiger bei dem Gedanken an ihn. Solange er lebte, gab's noch etwas, für das man kämpfen, an dem man sich aufrichten, um dessentwillen man sich sträuben konnte zu verkommen.

Es war alles schwarz vor Sorgen um sie herum, aber aus der Ferne schimmerte ein Licht — das war die Liebe Bill Stolzings; das Licht, das ihrem Lebensweg seine Richtung gab.

Sie schüttelte die Sorgen von sich ab und setzte sich an ihren Schreibtisch. Eine kurze Weile konnte sie sich's vergönnen, ungestört allein zu bleiben mit ihrem Schmerz und ihm. Sie schrieb warm und innig, ihr ganzes wundes, verzweifelte Herz schüttete sie aus vor ihm.

"Gott segne Dich, Bill — mein armer, lieber, herrlicher Bill!" schrieb sie soeben zum Schluß; sie wollte noch etwas hinzufügen — nichts als zwei Zeilen aus seinem Lieblingslied:

Ich hab' es Dir versprochen,
Ich harre treulich Dein!"

da stand Lieschen neben ihr und meldete, daß Mrs. Lynd- hurst gekommen sei, und frage, ob das gnädige Fräulein sie empfangen wolle. — Gertrud empfing sie.

Lydia schloß Gertrud in ihre Arme, küßte sie innig, war sehr teilnehmend und sehr herzlich, dabei aber beeilt und verlegen. Man merkte es ihr an, daß sie mit ihrem



Mitleid nicht so ganz bei der Sache war, und daß sie in ihrer der Abreise entgegenstrebenden Zeiteinteilung den Besuch bei Gertrud mühsam zwischen zwei „notwendige Besorgungen“ hineingequetscht hatte — zwischen eine Sitzung bei Nadar und eine Konferenz mit Worth.

Im Lauf des Gesprächs zog sie zweimal die Uhr.

Nach dem zweitenmal räusperte sie sich, rückte näher an Gertrud heran, und die Hände auf die Schultern des jungen Mädchens legend begann sie: „Liebe Gertrud, ich weiß, daß es nicht der Moment ist, Ihnen von etwas Derartigem zu reden — aber die Verhältnisse sind ja ungewöhnlich . . . und in vierundzwanzig Stunden verlasse ich Paris. . . . Mein Vetter Dick hat mich gebeten . . . das heißt er ist ein zu anständiger Junge, um Ihnen in dieser traurigen Zeit seine Huldigungen aufzudrängen — aber, mit einem Wort . . . das heißt mit so wenigen Worten als möglich . . . er ist Ihnen ganz und gar ergeben, fühlt aber sehr wohl, daß es ihm noch nicht gelungen ist, Sie für sich zu gewinnen. Da ich fortreise, hat er nun schreckliche Angst, Sie aus den Augen zu verlieren. Er läßt Sie bitten, ganz über ihn zu verfügen, ihm zu schreiben, wenn Sie ihn brauchen könnten — ihn mit einem Wort als Freund zu behandeln. Dann fragt er an, ob Sie ihm nicht Gelegenheit bieten wollten, Sie manchmal zu sehen — im Atelier oder bei Bekannten?“

Gertrud schüttelte den Kopf. „Nein!“ erwiderte sie bestimmt, „es hätte keinen Zweck. . . . Sagen Sie Ihrem Vetter, liebe Lydia, daß ich es sehr schön und mutig von ihm finde, ein gottverlassenes und sehr armes Mädchen heiraten zu wollen — aber sagen Sie ihm auch, daß ich ihn bitte, von dem Gedanken abzustehen, ich werde ihn nie heiraten!“

Verlegen blickte Lydia zu Boden. — „Möchten Sie die Sache nicht einigermaßen überlegen, liebe Gertrud?“ begann sie nach einer Weile von neuem, „ist es nicht doch etwas . . . etwas übereilt von Ihnen, die . . . Werbung eines ehrlichen Mannes so schroff von sich zu weisen? — Ich spreche nicht von den materiellen Vorteilen, welche Dicks Reichthum Ihnen sichern würde — das ist Nebensache. Die Hauptsache ist sein tadellos ehrenhafter Charakter, sein

angenehmes, sympathisches Wesen. Sie hätten jemanden neben sich, der für Sie sorgen würde — während Sie so ganz allein auf der Welt stehen."

Gertrud hob den Kopf. „Das ist es ja eben, was mir den Entschluß, Ihren Vetter auszuschlagen, so sehr erleichtert — mein Alleinstehen nämlich. Wenn meine Mutter noch lebte, würde ich vielleicht der Entscheidung gegenüber eine kleine Unruhe fühlen. So habe ich keine — nicht die geringste."

„Aber liebes Kind, denken Sie an Ihre Zukunft, nehmen Sie doch ein wenig Ihren Verstand zu Hilfe!"

„Ach, der Verstand richtet nur Unheil an in solchen Fällen, den lasse ich aus dem Spiel."

„Aber!" . . . Lydia wurde immer unruhiger — die Zeit drängte, die Kaminuhr schlug Vier, um ein Viertelfünf wurde sie am andern Ende von Paris erwartet. Sie nahm die beiden Hände Gertruds in die ihren, und dem jungen Mädchen voll in die vermeinten Augen schauend sagte sie: „Haben Sie eine andre Neigung?"

„Ja!" sagte Gertrud einfach.

„Nun dann . . . dann ist die Sache eigentlich erledigt," meinte Lydia, indem sie den Sealskinfragen, den sie indessen von ihren Schultern zurückgeschoben, an ihrem Hals hinaufzog — „und . . . ist Hoffnung vorhanden, daß . . . Ihre Neigung zu einem befriedigenden Abschluß führt?"

„Fast keine . . . aber, was macht das — es wäre doch schmähsch — denken Sie nur, wenn ich praktischer Gründe halber . . . untreu würde — jetzt, wo ich allein stehe! — Oh Lydia! . . ."

Gertruds Augen flammten empört auf. „Uebrigens könnte ich's einfach nicht," fügte sie, die Hände faltend, innig und fest hinzu — „nicht einmal für die Mutter hätte ich es gekonnt!"

Schon wieder klingelte es draußen. Eine entfernte Verwandte Gertruds, die Gräfin Desirée de Lestrangle, trat ein.

Ueberzeugt, daß ohnehin nichts mehr zu machen sei, entfernte sich Lydia mit der Versicherung, daß sie Gertrud vor ihrer Abreise noch einmal besuchen werde.

Nachdem Gertrud sie bis an die Ausgangsthür geleitet, kehrte sie in den Salon zurück, wo ihre vornehme Anverwandte auf sie wartete.

Die Gräfin Desirée war in der Rue St. Dominique geboren und der Typus der ihre innere Leere mit äußerlicher Religiosität übertünchenden, eleganten, aristokratischen Puppe. Ein Duft von raffinierter Körperpflege, mit einer verschwindenden Spur Weihrauchs gemischt, umschwebte ihre Erscheinung. Sie kam von einer Fastenpredigt, sehr einfach gekleidet, wie sich's für den Kirchenbesuch schickt, ganz schwarz, mit einem frischen Veilchenbouquet zwischen zwei Knopflöchern ihres enganschließenden Jacketts, natürlich im Capotehut, über dem Gesichte einen Schleier, den sie nicht lüftete. Sie war mager bis zur Durchsichtigkeit, sprach sehr rasch, mit einer sehr kultivierten, herzlosen Stimme und stieß beim Reden mit der Zunge an.

Nachdem sie Gertrud umarmt und ihre verschleierte Wange an der Wange des jungen Mädchens gerieben, rief sie aus: „Ma pauvre amie, je suis si triste!“ Dann schob sie ein paar Sessel aus dem Weg, setzte sich, auf Gertruds Bitte, Platz zu nehmen, und holte tief Atem.

Gertrud hatte anfangs gewähnt, ihre Cousine würde sie auffordern, für eine Zeit zu ihr zu ziehen, aber die Gräfin fiel ihr nicht mit so erdrückend wohlthätigen Absichten zur Last — nur mit sehr viel gutem Rat.

„Meine arme Gertrud! — meine arme Gertrud! . . . ich bin traurig,“ wiederholte sie ein über das andre Mal — „so traurig — ach, ich habe so an der Tante Kathinka gehangen — sie war immer gut gegen uns Kinder damals, als der selige Onkel noch Botschaftsrat war. Er wohnte in der Rue de Barennes und gab Kinderbälle. Ich erinnere mich mit Entzücken daran. Es waren ideale Kinderbälle! — Mein Gott, es ist zu traurig! . . . Ich war heute in St. Clotilde — Père Didon hat gepredigt — du mußt diesen Predigten beiwohnen. Ueber den Schmerz als Wegweiser zum lieben Gott für die im Glanz der Welt Verirrten. Ich war ganz gehoben. Sofort dachte ich daran, dich zu besuchen. Kann man irgend etwas für dich thun . . .?“

Dann kamen die Ratschläge — zum Schluß forderte die Cousine Gertrud auf, den nächsten Sonntag bei ihr

zu frühstücken, dann mit einer letzten Umarmung zog sie sich zurück, offenbar fest davon überzeugt, eine tugendhafte Handlung vollbracht zu haben.

Gertrud setzte sich an ihren Schreibtisch, um endlich den Brief an Bill zu beenden. Da klingelte es noch einmal — Lieschen brachte eine Visitenkarte mit dem Namen: Paul von Lozonczy.

„Wollte ihn das gnädige Fräulein empfangen?“

„Aber natürlich!“ rief Gertrud und legte die Feder weg.

Die Thür des kleinen Salons öffnete sich; ohne ein Wort zu sagen, trat Lozonczy auf die Waise zu, nahm ihre Hände in die seinen und drückte sie innig, worauf er eine nach der andern an seine Lippen führte.

Aus dieser stummen Huldigung sprach eine so grenzenlos warme, impulsive Teilnahme, wie sie Gertrud seit dem Tod der Mutter noch von keiner Seite geboten worden war.

„Sie wissen . . .“ stotterte sie heiser — „Lieschen — ich meine, das Mädchen hat Ihnen gesagt . . . was . . .!“

„Ich war vollständig unterrichtet von allem, eh' ich herkam,“ erwiderte hierauf Lozonczy — „ich erfuhr von Ihrem entsetzlichen Verlust bereits den Tag, nachdem er Sie betroffen. Es war der Grund, weshalb ich mich nicht früher bei Ihnen einzufinden wagte. In den allerersten Tagen durfte ich Ihnen nicht zur Last fallen. Bin ich wirklich nicht zu früh gekommen? Weisen Sie mich hinaus, wenn ich Sie störe — ich kehre ein andermal wieder.“

„Stören! . . .“ Sie wiederholte das Wort fast mit Entrüstung — „stören! . . . oh nein, nein! Ich bin Ihnen dankbar dafür, daß Sie gekommen sind. Bitte nehmen Sie Platz.“

Sie setzte sich in den lieben Lehnstuhl der Mutter, er ihr gegenüber. Er merkte, daß sie fröstelte. „Es ist viel zu kalt für Sie hier — ich will Ihnen Feuer machen,“ rief er.

Er kniete nieder vor dem Kamin, scharrte das Restchen Glut zusammen, das noch darin weiter geglimmt hatte, nahm drei Scheite aus dem Holzkorbe, schichtete sie kunstvoll aufeinander und bearbeitete den kleinen Scheiter-

haufen so lange mit dem Blasbalg, bis er in hellen Flammen stand.

„So ist es recht!“ rief er sich erhebend und seinen Platz von neuem einnehmend aus.

„Sie sind zu gut,“ murmelte Gertrud.

„Ach nein! ich bin gar nicht gut, ich möchte Ihnen nur so sehr gern zu etwas nützen,“ erwiderte er. „Mein armes Kind! Haben Sie denn niemanden, der sich Ihrer annimmt?“

„Menschen genug,“ seufzte Gertrud, „aber so herzlich wie Sie hat's keiner gethan.“ — Er küßte nur stumm ihre Hand.

Nach einer Pause begann er von neuem: „Hm! Sie versprochen mir etwas von Ihren Studien zu zeigen.“

„Wenn Sie sich meine Versuche ansehen wollen — sie hängen alle in meinem Zimmer,“ erklärte ihm Gertrud. „Wir hatten kein Geld für Rahmen, und es kränkte meine Mutter, die Dinge uneingerahmt an den Wänden zu sehen. Kommen Sie.“

Sie erhob sich und führte ihn in ihre Schlafstube. Bei ihr meldete sich auch nicht die geringste Befangenheit; sie entschuldigte sich nur dafür, daß ihr Zimmer so kahl sei; einen Teppich gab es nicht, vor den Fenstern einfache, weiße Baumwollstores; die Vorhänge fehlten.

„Ich wollte immer Vorhänge aufmachen, sobald ich Geld haben würde,“ erklärte sie — „aber ich hatte nie Geld.“

Die Luft in dem Zimmer war kalt und rein. Seitdem Gertrud es bewohnt, war kein Feuer darin angefacht worden. Arme Gertrud! — in dem Zimmer der Mutter hatte das Feuer jeden Morgen und Abend frisch und fröhlich gebrannt!

Auf dem mit sauberem, aber oft gewaschenem weißem Mouffelin umhangenen Toilettentisch stand in einer kleinen Vase ein Strauß Schneeglöckchen.

„Die hat Lieschen hingestellt,“ erklärte Gertrud; „ich selber habe letzterer Zeit nicht daran gedacht, mir Blumen zu kaufen.“

„Wer ist Lieschen?“ fragte er abrupt.

„Meine Kammerzofe, Köchin — was Sie wollen — das Mädchen, das Ihnen die Thür geöffnet hat. Da hängt

übrigens ihr Konterfei," setzte sie errötend hinzu, indem sie seine Aufmerksamkeit darauf zu lenken suchte.

Er betrachtete die Studie lange blinzeln und abwechselnd vor- und zurücktretend. Sie stellte ein über einen Sticrahmen gebeugtes Bauernmädchen dar. Der mit einem flämischen Häubchen gezierte Kopf hob sich ab gegen ein regenverwaschenes Fenster, durch das man eine grüne Landschaft ahnte, und auf dessen Sims eine Lilie in einem grauen Blumentopf stand.

"Mein Fenster mit dem Garten im Hintergrund," erklärte Gertrud.

"An der Studie haben Sie allein gearbeitet?"

"Ja, ich malte sie, während meine Mutter nach der Influenza rekonvalescent war, hier."

"Sie scheinen sehr fleißig zu sein," bemerkte Lozonczy nachdenklich, indem er zugleich einen Blick auf die andern an der Wand hängenden Malereien warf. "Die haben Sie in dem Atelier Sylvains fabriziert — man merkt's. Hm!" — sich noch einmal nach dem Bild mit der Stickerin umsehend — "das dort ist das einzige, was etwas taugt! — Soll ich Ihnen die Wahrheit sagen —, die reine, ungeschminkte Wahrheit?"

"Ich bitte Sie darum," murmelte Gertrud kleinlaut.

"Nun denn — das Ding ist ungemein talentvoll — fabelhaft talentvoll, und wenn Sie anstatt eines Mädchens ein Junge wären, so würde ich sagen: vorwärts, Sie haben eine großartige Zukunft vor sich — — so aber mein armes Kind, so . . . ist mir einfach himmelangst um Sie, und ich frage Sie: ist es notwendig — können Sie sich Ihr Leben nicht anders zurecht legen — gibt's keinen andern Ausweg aus ihrer unangenehmen Lage, als diese vermaledeite Kunst?"

"Keinen!" erwiderte Gertrud traurig. "Wenn ich nicht durchdringe mit der Kunst, bleibt mir nichts übrig, als in ein Kloster zu gehen. Ich würde, da ich ein unthätig-frommes Leben nicht vertrage, barmherzige Schwester werden."

Ein sehr ernster Ausdruck trat in seine Augen. "Vielleicht wäre selbst das besser!" sagte er langsam. "Aber nein! Sie gehören ins Leben, jedoch in ein schönes, edles, gehütetes Leben, und darum sind Sie schade für eine Kunst."

lerin. Denn sehen Sie, als Künstlerin muß man entweder eine genügsame, strebsame Mittelmäßigkeit sein — oder ein . . . Ungeheuer! Zur Mittelmäßigkeit sind Sie zu schade — und zum Ungeheuer . . . zum Ungeheuer hätten Sie nicht die Courage — übrigens zum Ungeheuer wären Sie erst recht schade!“

„Mein Gott! Sie halten mich für sehr viel ehrgeiziger, als ich bin!“ erwiderte ihm Gertrud, der die Hälfte seiner Bemerkungen völlig unverständlich war. „Eine Beschäftigung, die mich interessiert, ein anständiges Handwerk, das mir etwas Geld einträgt — mehr ist meine Kunst für mich nicht.“

„Nun, wenn Sie so vernünftige Ideen mitbringen, da soll's an mir nicht fehlen, Ihnen zu helfen,“ rief er, indem er noch einmal seine Uhr zog. „Seit der letzten halben Stunde sollte ich eigentlich bei Hudry Menos sein und verzeichnete Akademicien korrigieren. Das bringt mich auf einen Punkt, den ich bis daher zu berühren vergessen hatte. Bei Sylvains können Sie nichts mehr lernen. Diese lügenhafte, schönrednerische Malerei ist ein längst überwundener Standpunkt. Wenn Sie Künstlerin werden wollen, müssen Sie vor allem mindestens zwei Jahre tüchtig Aft zeichnen.“

Gertrud war feuerrot geworden. „Muß ich das?“ fragte sie kaum hörbar.

„Ja, liebes Kind, das müssen Sie — aber das ist kein Grund, sich zu grämen. Sie sollen das von einem höheren Standpunkt ansehen. Als barmherzige Schwester bleiben Ihrem Zartgefühl ähnliche Prüfungen auch nicht erspart.“

„Sie werden wissen, was nötig ist,“ gab sie demütig zur Antwort.

„Und dann,“ setzte er hinzu, „wenn ich Ihnen etwas nützen soll, so möchte ich Ihre Begabung natürlich leiten. Das Beste ist, Sie treten in die Akademie Hudry Menos ein. Zu diesem Behuf müssen Sie an das andre Ufer der Seine hinüberziehen — Sie leben dort fast um die Hälfte. Diese hübsche Wohnung wird leicht zu vermieten sein, und was Ihre Raritäten anbelangt, will ich dafür sorgen, daß sie in gute Hände kommen, in pietätvolle Hände, aus denen

Sie sie eventuell zurückkaufen können, wenn Sie eine große Künstlerin geworden sind. Ich werde Sie mit einer jungen Dame bekannt machen, in deren Anständigkeit Sie vollkommenes Vertrauen setzen können und die sich Ihrer annehmen, Ihnen eine Wohnung suchen helfen wird. Sie ist eine Böhmin, sehr begabt, ein wenig verrückt — aber, wie gesagt, streng ehrenhaft, und an ihren rein äußerlichen Absonderlichkeiten dürfen Sie sich nicht stoßen. Und nun adieu — auf Wiedersehen!"

Nachdem sich die Thür hinter ihm geschlossen, stand sie einen Augenblick unbeweglich an der Stelle, an welcher er Abschied von ihr genommen hatte, dann — dann erwachte sie langsam, wie aus einem schweren — schweren Traum, aus einem Traum, in welchem sie etwas gethan, etwas gesprochen, sich zu etwas entschlossen hatte, das nicht mehr zurückzunehmen war.

Das Gefühl einer atemraubenden Beängstigung legte sich ihr auf die Brust. Noch einmal setzte sie sich an ihren Schreibtisch, um den Brief an Bill Stolzinger zu beenden.

Aber seltsam, zu dem Brief, den sie aus dem tiefsten, innersten Drang ihres Herzens begonnen, so daß sich die Worte förmlich überstürzten auf dem Papier — vermochte sie jetzt den Schluß nicht zu finden. Sie hatte ihm noch etwas sehr Liebes schreiben wollen, das wußte sie — was es war, hatte sie vergessen. Sie hatte das Gefühl, als ob etwas Fremdes zwischen ihn und sie getreten wäre — etwas, das den magnetischen Strom, welcher ihr Empfinden mit dem seinen verbunden hatte, unterbrach.

Ein verwahrloster Hof, in den die Fenster von fünf Ateliers und die nicht zu zählenden Fenster verschiedentlicher Malerwohnungen hineinmünden — und in dem Hof ein weicher Frühlingswind, der zwischen fahlen, braunen Büschen und allerhand ausgemustertem Ateliergerümpel herumsegt. Durch die laue, windbewegte Luft fallen aus einer braunen, sich langsam über den blaßgrauen Dunst am Himmel hinziehenden Wolke große Regentropfen. Eine schwere, drückende Traurigkeit schwebt über dem Hofe; von den grün angeschimmelten Statuenüberbleibseln, armseligen Entwürfen,

um die herum Tausende von Hoffnungen gestorben sind, rinnt das Wasser — und das Leben in den Büschen regt sich noch nicht, aus dem Boden duftet noch kein neuer Keim, nur ein nasser, modriger Geruch steigt aus ihm empor, wie aus einem frisch aufgerissenen Grab.

Die unvermittelt in den Hof hineinmündende Thür des Ateliers, welches der Portier Gertrud als das des Fräulein Dolezal bezeichnet hat, steht offen, eine dichte Wolke von Cigarettenrauch dringt heraus und mit dem Dampf abgerissene Sätze eines Gesprächs. — Gertrud vernimmt die von einer männlichen Stimme geäußerten Worte: „Ich nehme natürlich an, daß Sie Moral und Religion als überflüssigen Ballast längst über Bord geworfen haben . . .“

Gertrud hustet, um sich bemerkbar zu machen.

„Entrez!“ schreit's von drinnen. Sie tritt ein. Im ersten Moment möchte sie sofort wieder davoneilen, so befremdlich ist ihr das Bild, welches sich ihren Augen bietet.

Dann wird sie von ihrer angeborenen und anerzogenen Höflichkeit zurückgehalten und auch von etwas anderm — von der Herzlichkeit des ihr gebotenen Willkommens und von einer erquickenden Fröhlichkeit der ihr mit dem Cigarettenrauch entgegenwehenden Atmosphäre.

Die Traurigkeit, welche das Höfchen draußen ausfüllt, hat ihren Weg in dieses Atelier nicht hineingefunden — eigentlich hätte sie keinen Platz darin.

Es ist sehr voll — selbst, wenn keine Menschen darin wären, würde es sehr voll sein — voll von amüsantem Gerümpel jeder Art. Man staunt darüber, was es alles enthält; wenn man sich sehr aufmerksam umsieht, findet man sogar ein paar Studien und eine Staffelei — im übrigen an den Wänden allerhand Lappen, alten italienischen Brokat, japanesische Stickerien, Bestandteile irgend einer interessanten Nationaltracht — alte Schüsseln, alte Waffen, dazwischen geschnitzte Kästchen, teilweise mit Glasfenstern in den Thüren, Glasfenster, durch die man Porzellanfiguren, Täßchen und Schälchen leuchten sieht.

Der Platz, den der amüsante Krimskrams in dem Atelierchen frei läßt, ist dicht mit Menschen besetzt.

Das Atelier Boscha Dolezals ist immer voll. In den Künstlerkreisen der Avenue de la grande Chimère heißt es dieses Umstandes halber „der Omnibus“ oder die „Sardinenbüchse“. Es übt auf den Menschen den Magnetismus aus, den alle Ateliers auf sie ausüben, in denen nicht gearbeitet wird.

Sechs Damen und zwei Herren sind darin versammelt um die Hausfrau — oder vielmehr um das Hausfräulein — die junge Böhmin Boscha Dolezal.

Beim Eintritt Gertruds sitzt sie mit dem Rücken gegen das Pianino, auf dessen Notenpult ein Band Schumann lehnt; vor ihr steht ein mit einem niedlichen japanesischen Porzellan-service und einfachen Erfrischungen besetzter Theetisch.

Schon durch Lozonczyi über Gertrud und ihre Nöte unterrichtet, empfängt sie die Waise mit den Worten: „Es ist mir sehr lieb, daß Sie mich auffuchen,“ und schüttelt ihr kräftig die Hand. „Ich weiß bereits von einer reizenden Wohnung für Sie im fünften Stock in der Rue notre dame de Champs“ fährt sie fort. „Sie gehört einer jungen Engländerin, die sich freuen wird, Ihnen dieselbe abzutreten. — Miß Elphinstone beabsichtigte, mich im Laufe des Nachmittags aufzusuchen — wollen Sie bis dahin bei mir aushalten? Eine Tasse Thee, nicht?“

Und Gertrud, ausgefroren, traurig, wie sie ist, nimmt dankbar die Tasse Thee und erklärt sich bereit, zu warten. Beobachtend schweifen ihre Augen über ihre Umgebung.

Die Damen sehen zugleich malerisch zerzaust, ärmlich und unordentlich aus, als ob sie zwar schön sein wollten, aber weder die Zeit hätten, sich genügend zu kämmen, noch ihre Kleider zu bürsten und zu flicken. Sie trinken massenhaft Thee und essen Huntley und Palmer dazu.

Offenbar sind sie alle Jüngerinnen der Kunst. Von den beiden anwesenden Herren hingegen ist nur einer ein Künstler, das heißt nur einer von beiden hat auf seinen Anteil an gesundem Menschenverstand verzichtet. Er ist ein junger Dichter, der sich Egbert de St. Prix nennt und mit der anarchistischen Sekte kokettiert. Außerdem betreibt er allerhand ästhetische Nebenaffektionen, trägt eine pfirsichrote Pelluchweste und langes Haar.

Der zweite anwesende Herr ist zwar ebenfalls ein Schriftsteller, aber ohne Genialität — ein bescheidener litterarischer Tagelöhner, wie er selber von sich sagt — das heißt ein Journalist. Er ist anständig und anspruchslos wie jeder andre Bürger gekleidet, dessen Mittel in Bezug auf Toilettenanschaffungen nicht über die „belle jardinière“ hinausreichen, mag etwa vierzig Jahre zählen, fängt an, grau zu werden, ist weder hübsch noch häßlich und sieht gescheit aus. Neben dem offenen Kamin sitzend überwacht er zugleich das Feuer und eine zwischen den glühenden Kohlen stehende, verzinnte Kupferkanne, die einen Theekessel ersetzt.

„Und nun erzählen Sie uns endlich Ihre Geschichte, Boshka!“ ruft er, nachdem sich die durch Gertruds Ankunft erregte Unruhe gelegt hat; dann sich zu Gertrud wendend — „Fräulein Dolezal war eben im Begriff, uns mitzuteilen, warum sie auch dies Jahr nicht mit ihrem Bild für den Salon fertig geworden ist. Es war sehr interessant. Sie gestatten doch, daß Fräulein Dolezal fortfährt?“

„Ach, ich bitte . . . natürlich . . .“ murmelt Gertrud schüchtern.

Boshka beginnt: „Das kommt vom Anstandsgefühl, und wenn unsereins den konventionellen Vorurteilen etwas opfert!“ stöhnt sie. „Nun ja, Sie wissen . . . vor ein paar Monaten verliere ich meine alte Tante und stehe plötzlich allein in der Welt — aber ich bin praktisch und weiß mir zu helfen. Nachdem ich die erste Bangigkeit überwunden habe, gefällt mir meine unabhängige Stellung nicht schlecht. Da macht plötzlich meine Familie in Böhmen einen großen Spektakel, dekretiert, daß ich nicht allein weiter wirtschaften darf in Paris — es schickt sich nicht — es schickt sich nicht!“ Sie wiederholte mit einer unglaublich treffenden Charakterisierung der kleinbürgerlichen Beängstigungen ihrer Sippe: „cela ne se fait pas!“

Eine aus allen Ecken des Ateliers erschallende Lachsalve antwortete ihr, worauf sie fortfuhr: „Also es schickt sich nicht! Man verlangt von mir, ich soll meine künstlerische Karriere aufgeben, ich — die Kunst! . . . ich bitte Sie — nach Böhmen ziehen zu meinem verheirateten Bruder. Ich weiß, worauf das abzielt. Dort in Böhmen soll ich irgend einen Gutbesitzer heiraten, der einen Raphael von

einem Delaroche nicht auseinander kennt. Wie soll ich so einen Menschen heiraten! Ich heirate überhaupt nicht. — Höchstens, wenn ich zu alt bin — um etwas Amüsanteres anzufangen.“

„Ganz mein Fall!“ brummt der Journalist neben dem Kamin, der übrigens Herr Braun heißt. „Brauchen Sie heißeres Wasser?“

„Ach lassen Sie mich in Ruh“,“ entgegnet ihm Boscfa — „wenn ich schon erzählen soll, so erzähl' ich! — Mein Bruder macht mir den Vorschlag, mir ein älteres Mädchen zu schicken, das zugleich meine Kleider nähen, mein Essen kochen und mir allenfalls zur Ehrendame dienen kann. Ich gehe darauf ein. Eines schönen Tages hält vor meiner Wohnung eine Droschke, auf deren Dach sich ein Koffer befindet — ein alter, schwarzer Holzkoffer, wie man ihn nur noch bei böhmischen Diensthofen sieht. Halb wie ein Sarg, halb wie eine Kasse sah er aus, und aus dem Wagen steigt ein schmales, gelbes Frauenzimmer in einem langen, schwarzen Paletot mit rostigen Rändern und mit einem melancholischen Büschel Hahnenfedern auf einem kleinen, spitzigen, schwarzen Filzhut. Der Hut sah aus, als habe sie ihn einem Mitglied der Pompe funebre zu herabgesetzten Preisen abgekauft.

„Sie betrachtet das Haus, besehen sich die Nummer, dann hebt sie den langen Schoß ihres Paletots auf, sucht ihr Portemonnaie — es dauert eine Viertelstunde, ehe sie seiner habhaft wird. Was für ein Portemonnaie!

„Nun zieht sie erst einen ihrer grünen (denken Sie, grünen!) gestrickten Handschuhe aus, um es zu öffnen, worauf sie dem Kutscher das Geld vorzuzählen beginnt. Du lieber Himmel, jedes Fünzigcentimestück hält sie sich erst prüfend vor die Augen, um sich davon zu überzeugen, daß es nicht ein Napoleon ist. Zum Schluß zanken sie sich fürchterlich, der Kutscher und sie.

„Leider werde ich in der Beobachtung des Kampfes dadurch unterbrochen, daß die Milch, welche für mein Frühstück vorbereitet auf dem Ofen steht, überkocht. Um meine Nahrung zu retten, springe ich zum Ofen — als ich mich von neuem dem Fenster nähere, ist der Kutscher verschwunden, das lange, schmale, schäbige Frauenzimmer steht allein neben dem Koffer auf dem Trottoir. Sie läutet —

ich höre Schnaufen und schwere Tritte auf der Treppe — eine leise Ahnung befällt mich — ich habe mich nicht geirrt. Vor meiner Thür hört das Schnaufen auf — es wird geklingelt — sie ist's — meine Ehrendame! — Da steht sie vor mir, die Wächterin meines wehrlosen guten Rufes gegen die Verleumdungen der Welt — die Beschützerin meines guten Herzens gegen die Anfechtungen des Teufels!"

"Der Teufel kümmert sich einen blauen Kuckuck um Sie — sapperment! Der weiß, daß da nichts zu machen ist. Ist ein praktischer Kerl, der Teufel, liebt es nicht, seine Zeit zu verlieren!" brummt Herr Braun.

Ohne weiter auf ihn zu achten, fährt Boshka munter fort: „Das Frauenzimmer hält einen Brief in der Hand von meinem Bruder, einen versiegelten Brief, in dem steht: ‚Wie Du denken kannst, haben wir Dir Deine Garde mit besonderer Vorsicht ausgewählt. Dumm ist sie, aber ehrlich; das ist die Hauptsache!‘

„Danach behandelte ich sie. Erst war sie mir lästig, dann gewöhnte ich mich an sie.

„Dem Verdienste seine Krone! In ihrer Art war sie eine Perle. Sie putzte meine Stiefel, flickte mir meine Strümpfe, machte mir ein neues Trauerkleid und kochte wie ein Engel. Nach einem Monat war ich ganz zerrissen und zerklüftet vor Dankbarkeit und Bewunderung. Denken Sie, sie beanspruchte kein Gehalt, nichts als ihre Kost und die Möglichkeit, Französisch zu lernen. Ihre Genügsamkeit demütigte mich. Ich schenkte ihr das alte, schwarze Atlaskleid meiner Tante. Sie hätten nur sehen sollen, wie sie sich das zusammengelerichtet hat! — mit einer Weste von Jett — die glänzte von weitem wie der Lachhut eines Kutschers im Regen. Mordsanständig sah sie aus! — Ich bekam schließlich Lust, dem Chimeristenviertel meine Kammerjungfer zu zeigen, schenkte ihr einen Hut zu dem Kleid und schleppte sie bei allen Ausstellungen hinter mir drein. C'était d'un chic! . . .

„Eines Tages führte ich sie in den Bon marché. Unsere Interessen trennten uns leider in diesem Tempel der Trivialität sehr bald. Ich war schon längst oben bei den japanischen Raritäten, da stand sie noch unten wie ver-

zaubert vor einem Tisch mit billigen Krawatten und Vorsteckhemisetten.

„Als ich sie aufforderte, mich nach Hause zu begleiten, bat sie, ich möchte sie entschuldigen; sie habe noch zu thun.“

„Von da ab verbrachte sie ihre ganze freie Zeit im Bon marché und kam alle Tage mit einer größeren Ladung von Krawatten und Vorsteckhemisetten nach Hause.“

„Das dauerte eine ganze Weile. Da, an einem schönen Februarvormittag, erwarte ich sie umsonst zum Gabelfrühstück. Sie erscheint nicht — ich muß mir mein Frühstück selber bereiten. Ich erwarte sie bis in den späten Abend — sie erscheint nicht. Ich habe den Kopf und das Herz schon voller Kengsten — bereite mich vor, sie in der Morgue zu suchen — da pocht's an meine Thür — wer ist's?“

„Zwei Polizeimänner und ein Commis des Bon marché kommen Haussuchung halten. Meine liebe Betty war am Tag vorher als Diebin festgenommen worden im Bon marché! Was sagen Sie zu dieser Ehrendame, meine Herrschaften?“

Die meisten sagen nichts und lachen. Nur Herr Braun erhebt die Stimme: „Na, und die Moral von der Geschichte?“ fragt er.

„Die Moral von der Geschichte . . . die Moral von der Geschichte ist, daß ich mit in die Gerichtsverhandlung gezogen wurde und durch meine mutige Verteidigung des Mädchens, durch meine Beteuerung ihrer tadellosen Vergangenheit das Herz des Richters rührte, wodurch die Betty mit einer minimalen Gefängnisstrafe davonkam, ich aber meine kostbare Zeit verlor und noch einmal den Einschickungstermin in den Salon verpaßt habe!“

„Das ist durchaus nicht die Moral von der Geschichte, das ist nur ihr vorletztes Kapitel,“ erklärte Herr Braun.

„Die Moral von der Geschichte ist: Hochmut kommt vor dem Fall — Ehrendamen gehören nicht in das Quartier der großen Chimère; Sie müssen für Ihre Tugend selbst einstehen, meine Damen, oder auch für Ihre Untugend — je nach dem Wege, den Sie eingeschlagen haben und nun logischerweise gehen sollen.“

„Tugend! . . . was ist Tugend?“ deklamiert, immer noch auf seiner Guitarre klimpernd, Egbert de St. Prix.

Wie die meisten unverstandenen und excentrischen Genies von Jung-Frankreich gehört er zu denen, die ein paar, meistens von fremder Anschauung übernommene „documents humains“ mit einer trüben, aus Buddhismus und der gewagtesten norddeutschen Philosophie zusammengebrauten Sauce anzurichten pflegen. „Was ist Tugend? — Die Tugend ist entweder ein Armutszeugnis — oder ein glücklicher Zufall!“

„Wo haben Sie das her, Le Gros?“ fragt Herr Braun. „Das ist zwar sehr garstig — aber es ist doch viel zu gescheit für Sie.“

„Permettez!“ ruft der Dichter, den, ganz abgesehen von der Grobheit dieser Bemerkung, noch zwei Dinge daran ärgern; erstens, daß man ihn Le Gros genannt hat, und zweitens, daß er wirklich so heißt. „Permettez!“ schreit er, „es fällt mir gar nicht ein, mir diesen Ausspruch als mein geistiges Eigentum zu vindizieren; dazu ist er in meinen Augen viel zu platt. Er stammt von Lozonczyi. Ich citierte ihn nur des Wizes wegen. Meiner Ansicht nach gibt es überhaupt keine Tugend. Die Tugend an sich ist für mich ein ebenso überwundener Standpunkt wie der Glaube an einen persönlichen Gott.“

Ein paar der anwesenden Damen lachen über diese Bemerkung, und Boshka ruft unternehmend: „Ich hasse alle Tugend — die Tugend ist langweilig!“

Herr Braun legt die Hand horchend ans Ohr und sagt irgend etwas.

„Was bemerkten Sie soeben?“ fragt Boshka.

„Ich, gar nichts — ich horche und lerne — j'écoute et je m'instruis! — Was sagten Sie eigentlich?“

„Daß ich die Tugend hasse!“ ruft Boshka übermütig, „daß die Tugend langweilig ist!“

„So, das ist ja recht erbaulich! — fahren Sie doch noch ein Weilchen in derselben Tonart fort.“

„Meinetwegen . . . übrigens wissen Sie ja längst, was ich von diesen Dingen halte. Ich hasse die Tugend — ich hasse das Pflichtgefühl — das ist lauter Philisterei! Im Grunde sind Sie meiner Ansicht!“

„Nicht daß ich wüßte!“ sagt Herr Braun. — „Was die Tugend anbelangt, so halte ich es ein für allemal mit

Gyp, welche behauptet haben soll: „Die Tugend ist nur erträglich, wenn sie sich verbirgt.“ Die Tugend, welche auf sich stolz ist, ist mir entschieden minderwertiger als die Sünde, welche sich ehrlich schämt! Aber was nun das Pflichtgefühl anbelangt — mit dem hab' ich entschieden Sympathie. Das Pflichtgefühl ist so eine Art Kinderfrau, die jedem zivilisierten Menschen beigegeben ist und ihn am Rockzipfel packt, wenn ihn seine Impulse veranlassen wollen, Dummheiten zu machen, die mit der Menschenliebe oder mit der Menschenwürde nicht vereinbarlich sind. Ich versichere Ihnen, wir verlieren nichts dabei, wenn die Kinderfrau energisch ist!“

„Lassen Sie mich mit Ihrer Kinderfrau in Ruhe — ein deutscher Korporal ist das Pflichtgefühl!“ ruft der Dichter — „ein deutscher Korporal, der die Fuchtel über uns schwingt, und unter dessen Tyrannei unsre Individualität verkümmert.“

„Ja, ja!“ ruft Boshka, „Sie haben ganz recht, St. Prix! Schillers Marquis Posa sagt bekanntlich dem König: „geben Sie Gedankenfreiheit!“ Ich sage, geben Sie Gefühlsfreiheit; ja, ja, Gefühlsfreiheit wollen wir haben!“

„Heißt das, große Worte gelassen aussprechen!“ bemerkt der Mann neben dem Ramin.

„Der Impuls soll uns regieren; nieder mit dem Pflichtgefühl!“ ruft Boshka und schwenkt ihre Tasse in der Luft. „Hoch lebe der Impuls!“ worauf sie mit großer Gelassenheit ihren sehr schwachen Thee auf das Wohl und die freie Entfaltung des Impulses trinkt.

„Hm! Wissen Sie, wie sich der vom Pflichtgefühl emanzipierte Impuls ausnehmen wird in der Zivilisation?“ entgegnet ihm Herr Braun. „Wie ein armes wildes Pferdchen, das man in einer von Tramwaylinien und andern Hindernissen durchfurchten Großstadt frei herum-springen läßt. Erstens würde das arme Pferdchen sehr viel Unheil anrichten — zweitens ginge es selber in kürzester Frist zu Grunde.“

„Ach, Sie sind ein Philister, Braun!“ schreit Boshka, worauf er mit großer Gelassenheit antwortet: „Ich bilde mir was drauf ein.“

Ehe Boshka noch etwas erwidert hatte, öffnete sich die

Thüre des Ateliers, ein junger Mann mit rötlichem Bartflaum um Mund und Kinn und langem braunen Haar, angethan mit einem schmutzigen roten Atelierrock und einem Fes trat ein. Ohne irgend eine Begrüßung an die Anwesenden zu richten, ließ er sich auf einem Haufen Noten nieder, dem einzigen, unbefetzten Sitzplatz, und brach in Thränen aus. —

„Mein Gott! was haben Sie, Frimont?“ fragte ihn Boshka.

Worauf er, beide Fäuste in den Augen, im Tone eines gekränkten Schuljungen ausrief: „Je ne veux plus, je ne veux plus, qu'on me paye avec des chemises, encore qu'il m'a triché sur la qualité!“

Das ganze Atelier brach in Gelächter aus — dann schlug das Gelächter in Mitleid um. Man bat den Ge-
kränkten, deutlicher zu sein. Er gab die nötige Erklärung. Er hatte kürzlich einem Rentier mit republikanischer Ueberzeugung, dem Gertrud nicht unbekannten Sammler Monsieur Perroquet Lenoir, zwei historische Bilder geliefert — Cäsars Tod und Charlotte Corday vor ihren Richtern —; anstatt ihn bar zu bezahlen, hatte der Rentier ihm das für den Cäsar ausgemachte Honorar in Parapluies, das für die Charlotte Corday in Hemden ausgefolgt. Der Mäcen spekulierte nämlich in letzterer Zeit in Hemden und Parapluies. —

Die Parapluies hatte sich der Maler noch gefallen lassen, diese war er — wenngleich tief unter ihrem Werte — an Kollegen losgeworden, für Hemden schien das quartier de la grande chimère weniger Verwendung zu haben. Die Chimäristen trugen meistens Flanell. Und nun saß er da mit vier Duzend Hemden und einer unbezahlten Ateliermiete. Er schluchzte jämmerlich. —

Die Anwesenden schüttelten teilnahmsvoll die Köpfe und wußten keinen Rat.

Plötzlich sprang Boshka auf. „Ich hab' eine Idee!“ rief sie, „wie viel Geld brauchen Sie, um Ihre Miete zu bezahlen, Frimont?“

„Hundertfünfzig Franken.“

„Tiens c'est raide! — aber es ist heute la mi carême, da darf man sich jeden Scherz erlauben!“ — Sie nahm

eine bunt gestickte italienische Schürze von der Wand, band sie über ihr Kleid, kreuzte ein weißes Halstuch über der Brust, steckte sich ein paar sehr große goldene Ringe in die Ohren und legte sich einen viereckig zusammengefalteten Lappen auf den Kopf.

In dieser Vermummung sah sie einem italienischen Modell zum Verwechseln ähnlich. „Kommen Sie St. Prix,“ rief sie dem jungen Manne mit der Guitarre zu.

„Was wollen Sie?“ fragte dieser.

„Ich werde mit Ihnen in den Höfen aller Häuser, in denen Künstler wohnen, italienische Volkslieder singen. Die Künstler werden die Köpfe zum Fenster hinausstecken und mich erkennen — sie werden lachen und, wenn ich sie anbettle für einen guten Zweck, Geld geben. Ist das nicht ein herrlicher Gedanke?“

Damit wollte sie fort. Bereits im Hinauseilen erinnerte sie sich noch einmal Gertruds. „Ach richtig, Miß Elphinstone ist nicht gekommen,“ rief sie, „wie schade! Aber ich mache Ihnen einen Vorschlag, einen dieser Tage verabreden wir uns und ich führe Sie in die Wohnung hinauf, damit Sie selbe besichtigen können. — Ich stehe Ihnen jederzeit zur Verfügung, nur morgen nicht. Morgen ist Atelierball bei Hudry Menos und ich erscheine als Komet — da ist mein Schweif!“ sie zeigte auf die sie umgebenden Herren und Damen, „es ist der effektivste Bestandteil meiner Toilette; aber etwas andres muß ich doch noch anhaben. Infolgedessen werde ich morgen den ganzen Tag goldene Papiersterne auf einen alten Vorhang kleben. — Aber wenn Sie einverstanden sind, so komme ich übermorgen zu Ihnen, Sie abholen, Fräulein von Glimm . . . und nun Allons enfants! de la patrie — heraus mit euch allen, ich muß hinter euch zusperren.“

Draußen im Hofe stellte sie sich sofort in Positur und fing an, mit getreuer Nachahmung der gedehnten Nasallaute italienische Volkslieder zu singen — „sul mare lucida“. —

Die Fenster öffneten sich, Köpfe fuhren heraus, Applaus, lustige Fragen tönten herunter — Erklärungen schallten hinauf, dann fielen Kupfer-, Silber-, ja ein paar Goldmünzen auf das Pflaster. Der ganze Hof war voll Gelächter und Geschrei — derselbe Hof, in dem die armen

Ueberbleibsel von Statuen herumlagen, aus denen nichts geworden war, und in denen sich die fahlen Büsche müßig wehrten, aus ihrem ruhigen Winterschlaf zu erwachen! —

Ende April bezog Gertrud die ihr von Boscha Dolezal empfohlene Wohnung, drei Dachkammern in der Rue notre dame des Champs.

Der Umzug war traurig. Die besten Sachen hatte Gertrud verkauft, von dem Minderwertigen das meiste an die Armen verschenkt. Nur wenige Gegenstände, darunter den Lehnstuhl, in dem ihre Mutter gestorben war, nahm sie mit hinüber in ihr neues Leben.

Der Möbelwagen hatte alle bedeutenderen Stücke überführt. Lieschen hatte sich durch mehrere Tage redlich bemüht, drüben alles wohnlich herzurichten, Gertrud aber seit der ersten Besichtigung die neuen Stuben keines Blicks gewürdigt — es interessierte sie nicht, wie sie aussahen.

Nun war der Uebersiedelungstag gekommen; der Omnibus, welcher Gertrud und Lieschen in ihre neue Behausung führen sollte, stand vor der Thür, und der Concierge bemühte sich, mit Hilfe eines Kommissionärs, die Koffer und alle diejenigen Habseligkeiten hinaufzupacken, die man bis zum letzten Augenblick nicht hatte entbehren können.

Gertrud hatte geglaubt, es sei fast nichts zurückgeblieben, und nun war's doch so viel. Immer noch eine Schachtel, ein Korb mit Küchengerät, ein Paket Kleider, die man vergessen hatte, in die Koffer unterzubringen — alles mit der Hast der letzten Viertelstunde — nur irgendwie zusammengebündelt.

Der Omnibus sah gräßlich aus — sein Dach war hochbeladen, und inwendig war auch kein Platz mehr.

In einer Ecke saß Gertrud, tief beschämt, den verängstigten und laut bellenden Dachs auf dem Schoß, und suchte sich den Blicken der Gassenbuben zu entziehen, welche johlend um das Gefährt herumtanzten und herumsprangen und einander gegenseitig zuriefen, daß Komödianten auszögen.

Lieschen schlug endlich die Thür des Omnibus zu, der sich nun fürchterlich klirrend in Bewegung setzte.

Zu gleicher Zeit zog ein Gewitter über Paris, die Luft wurde bläulichgrau, ein Blitz brannte rot in die Finsternis hinein, der Regen prasselte dröhnend gegen die Fenster des Omnibus. Man hatte sie schließen müssen, damit nicht der ganze Inhalt des Gefährtes unter Wasser gesetzt würde. Die Luft in dem schwerfälligen Gehäuse war zugleich feucht, stickig und von Lack- und Ledergeruch geschwängert, sie bereitete Gertrud Uebelkeiten — und der Weg war sehr weit. Lieschen versuchte von Zeit zu Zeit, etwas zu erzählen, um ihrer Herrin Mut zu machen — Gertrud hörte nicht. Endlich hielt der Omnibus vor einem alten, hellgrünen Haus mit Spuren von Feuchtigkeit unter den Fenstern — man war angekommen.

Im Hausflur bewillkommneten der Concierge und seine Gattin die neuen Bewohner. Das Weib mit einer faltigen, stark verwaschenen blauen Schürze um die mächtigen Hüften, die Büste hoch hinaufgeschnürt, in einer rostigschwarzen Orleanstaille, an der zwei Knöpfe fehlten; der Mann in Pantoffeln und einem abgetragenen, farbenbefleckten, braunen Samtrock, den er von einem armen Künstler geerbt hatte.

Gertrud trachtete, die entgegenkommende Freundlichkeit der beiden zu erwidern, aber ihr Herz war sehr schwer. Mühsam schleppte sie sich die teppichlose, glattgebohrte Treppe hinauf.

Endlich war sie oben — der Schlüssel knarrte im Schloß — bedeutsam sah sich die Concierge nach der neuen Mieterin um, öffnete die Thür — — aus dem elenden, kleinen Flur trat Gertrud in das Wohnzimmer . . . was war das? . . . Welche Fee hatte das dürftige, kleine Gemach verwandelt? . . .

Ein paar alte Teppiche lagen auf dem Boden, im Kamin brannte ein lustiges Holzfeuer — auf einem Tischchen stand ein grüner Thonkrug, mit wundervollen, dunkelroten Rosen gefüllt.

„Woher kommen die Rosen?“ fragte sich Gertrud. Ihr Blick wuchs sozusagen fest an den Rosen.

Der Concierge und seine Gattin bemühten sich indessen dienstfertig, die verschiedenen Bündel heraufzuschaffen. Alle Thüren der kleinen Wohnung standen offen.

Gertrud betrachtete noch immer die Rosen und wußte

nicht, was um sie herum vorging. Da weckte sie eine bekannte Stimme.

„Bin ich zu spät gekommen?“ rief Lozonczyi, ihr die Hand bietend — „ich wollte Ihnen nur über den ersten Moment hinüberhelfen — Sie arme Verlassene!“

Mit nassen Augen blickte sie zu ihm empor. „Sie sind engelsgut!“ rief sie — „Gott vergelte es Ihnen!“

Er lehnte ihren Dank freundlich ab und suchte dem Gespräch eine andre Wendung zu geben.

„Die Wohnung ist sehr klein, aber sie ist freundlich,“ sagte er.

Er schritt aus dem kleinen Wohn- in ein Nebenzimmer und öffnete ein Fenster. „Da sehen Sie hinunter!“

Gertrud blickte hinab in einen jener alten Gärten des Quartier du Luxembourg, in denen sich auf einem ziemlich geringen Raummaß eine üppige Vegetation zusammen-drängt. Das Wolkenzelt am Himmel war zerrissen, in der Luft war ein wunderbares Flimmern und Leuchten, wie feiner Brillantstaub sprühte ein Rest sich verziehenden Regens auf die Erde nieder, die langen Strahlen der untergehenden Sonne brachen sich Bahn durch das triefende, frische Grün der noch unfertig belaubten Kastanienbäume und vergoldeten, was sie erreichen konnten. Und aus den regengetränkten Blättern und Blüten aus der durchnäßten Erde stieg bis an das Fenster der engen Dachstube ein verheißungsvoller, wonniger Frühlingsduft.

„Schön, nicht wahr?“ sagte er.

„Wunderschön!“ murmelte sie.

„Fassen Sie das offene Fenster als eine Allegorie auf,“ fuhr er hastig sprechend fort, „es ist die Kunst, die in die Mauern Ihrer eingengten Existenz eine Lücke reißt und Ihnen eine neue Aussicht eröffnet. Leben Sie nicht mehr in sich hinein, leben Sie aus sich heraus! Interessieren Sie sich für die Dinge, die außerhalb Ihrer kümmerlichen Alltagsorgen liegen. Ich hätte Sie nie dazu bestimmt, Künstlerin zu werden; da nach dem, was Sie mir selber mitteilten, Ihnen nichts andres übrig bleibt, als diese Laufbahn einzuschlagen, so will ich Sie darin fördern, so gut ich es irgend vermag . . . Vorwärts!“

„Gnädiges Fräulein, der Thee ist bereit!“ rief, an ihre junge Herrin herantretend, Lieschen.

„Wollen Sie nicht eine Tasse bei mir nehmen?“ fragte Gertrud mit ihrer rührenden, etwas eingeschüchterten Anmut. „Mein Thee ist gut, er ist noch eine Tradition aus der alten Zeit.“

„Ein andermal,“ erwiderte er, „jetzt muß ich fort.“

Sie geleitete ihn hinaus, wobei sie sich in einer Thür irrte. Als er hierauf lachend rief: „Das ist nicht der Weg, hier ist der Ausgang,“ bemerkte sie unschuldig: „Wie gut Sie sich auskennen! Haben Sie viel mit Miß Elphinstone verkehrt?“

Er sah sie groß an. „Miß Elphinstone? — Wen meinen Sie? — Ach, die prüde kleine Schriftstellerin, die die glutigen Liebesromane schreibt? . . . Sie hatte ein hübsches Gesicht, aber so sehr spitzige Ellbogen. Nein, bei der bin ich nie gewesen.“

„Woher kennen Sie denn die Wohnung so genau?“ fragte Gertrud — immer mit derselben Unbefangenheit.

Er runzelte die Brauen. — „Eine meiner Schülerinnen hat hier gewohnt. Adieu! Seien Sie morgen pünktlich bei Hudry Menos. Ich komme gegen ein Uhr — auf Wiedersehen — adieu!“

Sie schlief die Nacht gut und fest. Als sie jedoch aufwachte, umfing sie ein unsäglich klägliches Gefühl.

Solange sie noch in den alten Räumen gewohnt hatte, war sie beständig von der Erinnerung der Mutter umschwebt gewesen; sie hatte die Erinnerung wie einen Schutz gefühlt. In ihren neuen Verhältnissen aber stand sie gänzlich hilf- und haltlos da. Erst jetzt wurde sie sich klar darüber, wie verwöhnt sie bis in die traurigsten Zeiten hinein durch die zärtliche Hut der schwachen, alten Frau gewesen; ihre grenzenlose Unselbständigkeit kam ihr zum Bewußtsein.

Bis zu dem Augenblick war alles in einer Art überstürzter Hast unter Lozonczyis Leitung vorwärts gegangen. Erst heute kam sie zu Atem, und da sie zu Atem kam, fragte sie sich: war es recht, was ich gethan habe? — Sie sollte heute zum erstenmal Akt zeichnen. Eine unangenehme Auf-

regung zuckte ihr in den Adern — ein ängstlicher Widerwille hielt sie zurück. — Bis dahin waren ihre Entschlüsse von ihrer nächsten Umgebung bestimmt worden, die Mutter hatte immer über das ausschlaggebende Veto verfügt.

Und nun plötzlich sollte sie allein für sich einstehen.

Ihr schwindelte — sie hatte das Gefühl eines Menschen, der lange Zeit ruhig über eine Schutzwehr in einen Abgrund hinuntergeschaut hat, und vor dem man plötzlich die Schutzwehr hinwegreißt.

O, nur etwas, an das sie sich anklammern könnte! ...

Der Tag war freundlich, die Sonne schien ihr in die Fenster herein. Sie trödelte mit dem Herrichten ihres Schlafkammerchens, stellte die Bildchen ihrer Lieben auf — die beiden Eltern — den Bruder und Bill. Lieschen rief sie zum Frühstück. Sie konnte nichts essen und schüttete die Milch dem Dachs in sein Schüsselchen. — Ihre Unruhe wuchs. — Dann kam ihr der Gedanke: „was würde Rozonczyi sagen, wenn er wüßte, wie feige ich bin! Es ist wirklich zu kindisch, daß es mir so schwer fällt, zu thun, was alle Mädchen, die es halbwegs ernst mit der Kunst nehmen, thun müssen. Meine Skrupel sind lächerlich!“

Sie kleidete sich an und machte sich auf den Weg.

Die schlanke, vornehme Gestalt in tiefer Trauer mit dem zarten, fast kindlichen Blumengesicht fiel in diesem armen Künstlerviertel noch mehr auf als am andern Seineufer. Die Leute wendeten die Köpfe nach ihr um, man wunderte sich, sie ohne Begleitung zu sehen, und die Studenten sagten: „C'est une Anglaise!“

Der Frühling war eingezogen. Aus kleinen, mit Jonquillen, Tazetten und Goldlack beladenen Karren schwebte süßer Blumenduft, und der Geruch der vom Frühling aufgeregten Erde brach sich durch den Asphalt Bahn.

An der eintönigen Architektur verschiedentlicher Wohltätigkeitsanstalten vorbei schritt sie die endlose Avenue de la grande Chimère entlang und spähte suchend nach der Akademie Hudry Menos. Endlich erblickte sie ein großes, verrücktes und verzwicktes Gebäude, das aus seinen Riesenfenstern hungrig, wie auf Opfer lauernd, in die Straße hinausstarrte.

Das war der Tempel der großen Chimère!

Durch eine Thür führte ein langer Gang in den Hofraum, aus dem man in die Malerwerkstätten hinaufgelangte.

In der Mitte des Hofes stand breitspurig ein mißglückter Bacchus, den ein lustiger Chimärst einmal grasgrün angestrichen hatte — ein paar junge Maler mit langen Haaren und ohne sichtbare Wäsche lungerten um das Un Ding herum und schimpften über irgend etwas.

Als Gertrud sie ängstlich um eine Auskunft fragte, starrten diese jungen Herren sie an wie ein Wundertier, von dem sie sich nicht recht zusammenreimen konnten, was es eigentlich hier wollte, und da sie ein zweites Mal bat, man möge ihr das Damenatelier zeigen, in welchem Herr von Lozonczyi unterrichtete, löste sich einer aus der Gruppe und wies ihr den Weg.

Sie kletterte eine glitschrige, dunkle, schmale Hühnerstiege empor, dann eine zweite, auf der ein halb heruntergerissener, dunkelroter Teppich lose und lebensgefährlich herumflatterte. Sie stolperte und fiel auf beide Kniee, wobei sie sich sehr wehe that. Mühsam raffte sie sich auf und hielt sich an der Rampe fest, die aus einem abgegriffenen Strick bestand.

Endlich war sie oben.

Die Thür des Ateliers war offen; zwischen einem Dickicht von Staffeleien und einem Gewühl von aufgeregten, durcheinander redenden Frauenzimmern stand auf einem etwa zwei Fuß hohen Postament das, vor dem sich Gertrud seit zwei Stunden fürchtete — das Modell, ein junger Mann, der sich an ein Schwert lehnte.

Gertrud erschrak so, daß sie sich an der Thürklinke festhalten mußte, um nicht zusammenzusinken. Eine Uebelkeit befiel sie. — Sie schämte sich vor sich selbst, daß sie sich dieser Situation gegenüber nicht auf einen höheren Standpunkt hinaufzuschwingen vermochte — es nicht vergessen konnte, daß der Mann vor ihr lebendig war.

Von der ungebildeten Brüderie einer Person, welche vor einer unbekleideten Statue die Augen niederschlägt, hatte sie wahrlich nichts. Von Jugend an war sie es gewöhnt gewesen, den menschlichen Körper in künstlerischer Verklärung dargestellt zu sehen. Der Mann da sollte für sie eine Statue sein, weiter nichts. Sie mußte sich zwingen, ihn einfach

von einem streng objektiven, ästhetischen Standpunkte aus zu betrachten. Es gelang ihr nicht, und was sie daran hinderte, war teilweise die Beschaffenheit des Modells. Auf einem geschmeidigen, jungen Körper von klassisch-edlem Ebenmaß saß der Kopf eines verkommenen Stuhlers aus Ménilmontant, mit in der Mitte gescheiteltem Haar und hinaufgezwirbeltem Schnurrbart.

Der junge Mensch verhielt sich vorschriftsmäßig passiv; dennoch, und obwohl er mit keinem Muskel zuckte, glaubte sie zu erraten, daß er ihre Aufregung merkte und sich daran belustigte. Sie hätte unter die Erde sinken mögen.

Mehr tot als lebendig erwiderte sie die Worte der Klassendame, nagelte einen Bogen rauhen, bläulichen Papiers auf ihr Reißbrett und begann zu zeichnen.

Zehn Minuten später hatte sie ihr Entsetzen überwunden und arbeitete mit gespannter, rücksichtsloser Aufmerksamkeit an der interessantesten Aufgabe, die ihr je geboten worden war — an ihrer ersten Aktstudie.

Sie wußte nicht mehr, was um sie vorging — die Welt war versunken für sie. Sie sah nichts mehr als den bewegungslosen, statuesken und doch so zweifellos lebenden Körper auf dem Modelltische und spähte zwinkernd nach jedem charakteristischen Detail, nach den Abstufungen von Schatten und Licht.

Da trat Lozonczyi ein — der Bann war gebrochen. Von neuem wurde sie sich der Situation bewußt. Das Entsetzen, der Ekel übermannten sie stärker als zuvor. Das Blut stieg ihr in die Wangen — die Kohle fiel ihr aus der Hand.

Lozonczyi streifte sie mit einem Blick voll aufrichtigen Verständnisses und warmer Sympathie, in die sich eine Art ratlosen Mitleids mischte.

Wenn sie so anfangen wollte! . . .

Er besichtigte vorerst die Studien einiger der andern Damen, um ihr Zeit zu gönnen, sich zu erholen. Dann trat er mit der gutmütigen Sachlichkeit eines Arztes auf sie zu.

„Famos — famos!“ rief er, den Blick auf ihre Arbeit werfend — „wenn Sie so fortfahren, so wird in drei Jahren ganz Frankreich von Ihnen sprechen.“ Dann nahm er ein Stück Kohle, machte sie auf einige Zeichenfehler aufmerk-

jam. „Thut nichts,“ fügte er sofort seinen Ausstellungen bei — „als erste Aktstudie hat mich das Ding doch gehörig überrascht. Ich wüßte keinen meiner Schüler“ — er machte eine Bewegung nach unten, wo sich das Männeratelier befand — „keinen meiner Schüler — und es sind talentvolle unter ihnen — der bei der ersten Sitzung eine derartige Studie fertig gebracht hätte. Es ist Persönlichkeit darin, Klasse, Eigenart — kurz, alles, was eine Zukunft verspricht. Mich wundert nur, daß Ihr Talent in der Stidluft des Atelier Sylvains nicht verkommen ist. 's ist, als ob man einen Eichenbaum in einem Glashaus hätte großziehen wollen!“

Dann fuhr er mit der Musterung der andern Zeichnungen fort, worauf er mit einem fortdialen: „Guten Morgen, meine Damen, auf Wiedersehen!“ das Atelier verließ.

Die Sonne schien hell in das kleine Höfchen herein. Es war Frühstückspause. Um den grasgrünen Bacchus wimmelte es von lustigen Chimäriften. Einer davon hatte der Statue ein rotes Barett aufgefekt, und ein paar andre ließen einen Drachen fliegen, auf den sie das Porträt des jüngst vergangenen Präsidenten der Republik gemalt hatten. Sie machten ein großes Geschrei und lachten übermütig.

Als Lozonczyi sich zeigte, wurde alles still. Er hielt sich einen Augenblick bei den jungen Leuten auf und fragte, ob einer von ihnen Feuer habe. Ein großer, hübscher Engländer, dem man es ansah, daß er des Abends sein farbenbeflecktes, indigoblaues Jackett mit einem tadellosen schwarzen Frack oder Smoking zu vertauschen pflegte, strich ihm ein Zündholz an. — Dann, etwas zögernd, begann er: „Meister! könnten Sie mir sagen, wer das schöne, blonde Mädchen in tiefer Trauer war, das heute in Ihre Klasse eingetreten ist?“

„Eine Deutsche, Fräulein von Glimm, sie hat sehr viel Talent,“ erwiderte Lozonczyi sachlich, indem er sich seine Cigarre anzündete.

„Sie ist entzückend!“ rief einer unter den jungen Leuten — „eine heilige Cäcilia!“

„Nein, eine heilige Clara!“ rief der Engländer, und

ein kleiner, untersehter Südfranzose, der mehr Gescheitheit im Kopfe als Pinselfertigkeit in den Fingern hatte, setzte halblaut hinzu: „Und in wenigen Jahren wird's eine heilige Magdalena sein!“

Łozonczyi maß ihn mit einem strafenden Blick, besann sich jedoch noch zur rechten Zeit, daß es nicht an ihm sei, seine neue Schülerin allzu heftig zu verteidigen. Leicht den Hut lüftend, rief er den jungen Leuten einen Gruß zu und verfügte sich hinaus auf die Straße. Dort verfiel er in tiefes Nachdenken. „Und zu sagen, daß der Rüpel recht hat!“ dachte er bei sich — „sie hatten alle drei recht — wie eine Heilige sieht sie aus, aber in ein paar Jahren wird's eine heilige Magdalena sein! — Gott, wie sie das heute quälte — sie war hart daran, ohnmächtig zu werden! Ein so jäh zugespitztes Anstandsgefühl bedeutet immer eine große Empfindlichkeit des Temperaments. Warum ist sie denn nicht ein Neutrum, wie Boscška Dolezal! Der macht ein unbekleidetes Modell nicht mehr Eindruck als ein gerupfter Hahn! Schade! Was soll so einer sensitiven Prinzessin die Kunst — solche Frauen gehören in eine Familie oder in ein Kloster!“

Die Schülerinnen benützten die Pause, um eine nach der andern an Gertruds Staffelei vorüber zu defilieren.

Łozonczyis Lob hatte Aufsehen und Neid erregt. Die meisten aber gaben es zu, daß das Lob verdient sei, freuten sich, daß einmal die Leistung einer Frau von einem Mann über die Leistungen der Männer hinausgestrichen worden war, und sagten der Neophitin etwas Freundliches.

Ein Rausch von Ehrgeiz und Hoffnungslosigkeit hatte Gertrud überkommen. Beim Anblick der Prozession von zerzausten, abgerissenen, schlecht geslickten, schlecht gekämmten Mädchengestalten, die ihre Staffelei umschritt, begann sich der Rausch zu verflüchtigen. Sie fragte sich, ob Łozonczyi nicht vielleicht deshalb sein Lob so hoch gegriffen, um den Stachel aus der Situation zu ziehen. Sie hätte es jetzt kleinmütig behaupten mögen, war jedoch ihrer Sache nicht sicher; ganz sicher aber war sie des einen, daß eine von den Schranken, welche das Vorurteil schützend zwischen ihr und dem Leben aufgerichtet hatte, für immer gefallen war!

Der Frühlingssturm sauste draußen durch die Büsche

immer mächtiger, immer übermütiger. Das alte, wunderliche Gebäude schrie und krachte in allen seinen Fugen.

„Hören Sie die Stimme der großen Chimäre,“ wendete sich eine der Schülerinnen an Gertrud. „Wir behaupten, sie stimme jedesmal ein Triumphlied an, wenn sie ein neues Opfer eingefangen hat. So laut wie Ihnen zu Ehren habe ich sie jedoch nie singen gehört! Wissen Sie, was sie singt?“

„Nein!“ erwiderte, den Kopf schüttelnd, Gertrud.

„Sie singt immer dasselbe: ‚Du sollst keine andern Götter haben neben mir.‘“

Zweites Buch.

Neunzehntes Kapitel.

„Du sollst keine andern Götter haben neben mir!“
sang die Chimäre.

Aber damals hatte Gertrud noch sehr viele Götter neben der Chimäre — ihre Liebe zu Bill und ihre alten Familientraditionen.

Infolgedessen stand sie trotz allen Fleißes, den sie an ihre Arbeit wendete, zu Anfang ihrer Atelierlaufbahn in der Akademie Gubry Menos in durchaus keinem besonders zärtlichen Verhältnis zu der Kunst; sie liebte sie nicht, aber — sie klammerte sich daran. Die Kunst war ihr ein Mittel zum Zweck. Sie wollte ihr Brot damit verdienen können, weiter nichts.

Das Lied der großen Chimäre flößte ihr Furcht ein. Eine unheimliche, keineswegs deutlich umrissene Ahnung von allem, was ihr die Chimäre rauben wollte, umschauerte sie.

Wenn sie, solange die Atelierstunden währten, ihrem Studium zu Ehren mit vielen ihrer alten gesellschaftlichen und ästhetischen Vorurteile hatte brechen müssen, so hielt sie außerhalb der Kunstwerkstatt nur um so fanatischer an den Gewohnheiten ihres alten Lebens fest, wie an einem schützenden Rettungsanker. Sie achtete streng darauf, daß ihre kleine Wohnung stets ordentlich aufgeräumt und geschmackvoll hergerichtet sein solle, sie wechselte noch immer, wie zu Lebzeiten ihrer armen Mutter, jeden Abend, ehe sie sich zu Tisch setzte, ihr Kleid; sie frühstückte regelmäßig einmal die Woche bei ihrer Cousine LeStrange, nur, um mit ihren alten Bekannten nicht gänzlich außer jeder Berührung zu kommen.

Bald aber wurde ihr das sehr lästig. Die Distanz war groß — zu Fuß konnte sie die Gräfin nicht erreichen — Vergnügen boten ihr diese Mahlzeiten nicht, sie war zu müde, abgespannt und den Verhältnissen ihrer Gastgeberin zu weit entrückt, um sich an der Unterhaltung wirklich beteiligen zu können. Es genierte sie, ihr blasses Gesicht und ihr abgetragenes Trauerkleid zwischen die fröhlichen, wohlhabenden Menschen und an die üppig gedeckte Tafel zu schleppen.

Aber sie fühlte sich einsam und sehnte sich nach einem Verkehr. — Vorsichtig tastend, fing sie an, mit mehreren der Schülerinnen Gespräche anzuknüpfen, kam aber nicht recht vorwärts. Die anständigen unter ihnen waren unbegabt und langweilig.

Sie versuchte es nun mit den Mädchen, welche eine freiere Haltung hatten. Diese amüsierten sie anfangs. Viele von ihnen waren reich befähigt, auch hatten sie allerhand Aunterbuntes erlebt und erzählten es unbefangen mit barocken Redewendungen und witzigen Randglossen. Sobald sie sich jedoch einigermaßen erwärmten, gaben sie Lebensansichten zum besten, die Gertrud verletzten, und am Sonntag nachmittag machten sie immer Landpartieen mit einem Freunde. Als Gertrud einmal Rozonczy gegenüber ihre Enttäuschungen erwähnte und sich darüber beklagte, daß die anständigen Schülerinnen im Atelier alle langweilig und talentlos, die talentierten und amüsanten hingegen alle liederlich seien, erwiderte er ihr halb lachend: „Das, mein liebes Kind, ist wohl überall und auf der ganzen Welt nicht anders — die Nichtsnutzigkeit geht mit dem Talent Hand in Hand“ — dann, als er merkte, daß seine Worte sie unangenehm berührten, setzte er hinzu: „Aber es gibt Ausnahmen,“ und dabei ergriff er ihre Hand und führte sie leicht und achtungsvoll an seine Lippen.

Sie errötete gerührt und fragte ihn nach Boschka Dolezal, welche sie vergeblich gehofft, in dem Atelier zu finden.

„Die behandelt seit einiger Zeit das Atelier stiefmütterlich,“ erwiderte er, „sie fürchtet, meine strenge Schule könne sie an der freien Entfaltung ihres originellen Talents hindern. Ein verrücktes Ding ist sie. Uebrigens die zweite Ausnahme, welche die Regel bestätigt. An Talent mit

Ihnen nicht zu vergleichen, liebes Kind, aber doch, weiß Gott, begabt und amüſant, und dabei durch und durch anſtändig. Auch iſt ſie ganz und gar von Ihnen entzückt, nur traut ſie ſich nicht an Sie heran. Ich, an Ihrer Stelle, würde ſie wirklich wieder einmal auffuchen."

Gertrud entſchloß ſich dazu, Boſchka Dolezal aufzuſuchen. Aber als ſie ſich in deren Atelier begab, fand ſie daſſelbe verſchloſſen, und der Portier theilte ihr mit, daß Fräulein Dolezal unwohl ſei und in ihrer Wohnung zu Bett liege. "Die Armeſte!" rief Gertrud mitleidig aus. Sie ließ ſich die Adreſſe der Wohnung geben, worauf ſie forteilte, um Boſchka zu tröſten und zu pflegen. Sie dachte ſich das Krankſein einer armen Künſtlerin im Chimäriſtenviertel ſehr traurig.

Boſchka wohnte Rue Madame in einem Hauſe, das von außen düſter und traurig ausſah, inwendig aber ſauber und wohnlich war.

Als Gertrud den Concierge fragte, ob Mademoiſelle Dolezal Beſuch empfangt, verſicherte ihr dieſer, Mademoiſelle würde ſich gewiß freuen — zwei Treppen — die Thür rechts.

Gertrud ſtieg die Treppen hinauf und klingelte. Sie wähnte natürlich, daß ihr eine Dienerin öffnen würde. Statt deſſen rief einfach eine Stimme hinter der Thür: „Herein!"

Gertrud drückte die Klinke nieder und trat zu ihrem großen Erſtaunen direkt in ein Schlafgemach, und zwar in das ſonderbarſte, das ſie je geſehen hatte.

Das Sofa beſtand aus einer Kiſte, die ein alter perſiſcher Teppich verhüllte, der Waſchtisch aus einer zweiten, etwas kleineren Kiſte, die mit geſtickten ruſſiſchen und mähriſchen Handtüchern drapiert war. Eine ſehr große, blau-, rot- und goldgemalte japaniſche Salatschüſſel vertrat die Stelle eines Waſchbeckens, die Seife befand ſich auf einer offenbar verwaſten Untertafel von altem Meiſener Porzellan und alles andre war dem entſprechend.

Boſchka lag in einem geſchnitzten Holzbett, Stil Louis XVI., und zwei Herren ſaßen in zwei ebenfalls geſchnitzten Lehnſtühlen, die zu dem Bette paßten, neben ihr. Sie hatte

die ganze Garnitur vor zwei Jahren um fünfzig Franken in Fontainebleau von einer Putzmacherin gekauft und sich vierzehn Tage lang damit beschäftigt, Bett und Stühle mit apfelgrünem Aspinal zu bestreichen. Auf einem der beiden Stühle saß Herr Braun, den heiligen Antonius von Flaubert in der Hand, aus dem er Boscfa vorgelesen hatte. In dem andern lehnte der jugendliche Dichter Gaston de St. Prix. Mit Verwunderung hefteten sich Gertruds Augen auf das Trio.

„Wie geht's, ich freue mich sehr, Sie zu sehen!“ rief indes Boscfa, der Eintretenden die Hand entgegenstreckend, wobei sich in ihrem Wesen auch nicht die Spur von Verlegenheit verriet. Offenbar erschien es ihr als etwas ganz Natürliches, Herrenbesuche zu empfangen, während sie im Bette lag. Ihre Toilette schloß übrigens jeden Gedanken von Koketterie aus, sie war ebenso anständig wie unkleidsam. Sie hatte die Borderhaare mit einem Lockenwickel hinaufgedreht, so daß ihre große, starkgewölbte Idealistenstirn unschön und auffallend hervortrat, und um ihre Schultern hing ein Knabenfragen aus schwerem, dunkelblauem Tuch, den sie in der „Belle Jardinière“ gekauft und mit einer Schnalle aus alter schwedischer Silberarbeit verziert hatte.

„Sie scheinen erstaunt darüber, daß ich in dieser Situation Herrenbesuch empfangen,“ meinte sie, Gertruds Befremden von deren Gesicht herunterlesend — „aber daran dürfen Sie sich nicht stoßen. Ich bin oft krank . . . wer von uns kann sich im Winter vor Erkältung bewahren. Setzen Sie sich doch, liebes Fräulein — nicht auf diesen Stuhl, der hat nur drei Beine, steht nur der Zierde wegen da — — nehmen Sie getrost St. Prix seinen Lehnstuhl weg. — St. Prix, Sie können sich dort auf den Divan setzen.“ Ein starker Hustenanfall schnitt ihr die Rede ab.

„Sie haben sich ordentlich zugerichtet!“ rief Braun. „Wo haben Sie sich denn diese Erkältung geholt — gewiß im Louvre bei den neu angeschafften Fresken?“

„Leider nicht,“ seufzte humoristisch Boscfa, „es ist eine Humanitäts- und keine Begeisterungserkältung. Die unglückliche Betty ist wieder an allem schuld. Wissen Sie, als dieselbe ihre Gefängnisstrafe abgeessen hatte, sollte sie mit andern moralisch defekten österreichischen Staatsbürgern

per Schub nach Hause expediert werden. Ihre Heimreise hätte sich auf diese Weise sehr billig herstellen lassen. Aber denken Sie nur, da meldete sich plötzlich ihr Ehrgefühl. Sie wollte nichts davon hören, ihre Rückreise in so anregender Gesellschaft zu machen, — was mir eigentlich unbegreiflich war. Mich hätten die Schüblinge interessiert. Aber sie schrie und heulte und berief sich auf ihre ehrbare Vergangenheit und behauptete, die Gemeinschaft mit den Schüblingen brächte sie um ihre ganze Karriere, sie habe ohnedies genug ausgestanden wegen eines vorübergehenden Anfalls von ‚Kleptomanie‘. Ich bitte Sie, haben Sie den Mut, jemanden per Schub in seine Heimat zu schicken, der von ‚Kleptomanie‘ spricht? — Eigentlich bestand sie darauf, ich sollte sie behalten. Ich hätte mich fast dazu bereit erklärt — ich hatte gerade sehr viel Dostojewskij gelesen — das regt die Mitleidsnerven an. Aber meine Kolleginnen erhoben Einsprache dagegen, daß ich aus meinem kleinen Heim ein ‚refugium peccatorum‘ machen wolle, und da ich keinen andern Rat wußte, sie loszuwerden, entschloß ich mich endlich, ihr die Reise zu zahlen. Aus Angst aber, sie könne das Geld am Ende anders verwenden und nicht abdampfen, begleitete ich sie persönlich auf den Nordbahnhof, löste ihr das Billet und blieb vor ihrer Coupéthür stehen, bis der Zug abging. Sie war zum Schluß beleidigt, weil ich sie nicht zweiter Klasse reisen ließ, und sagte mir nicht einmal Adieu! Auf Dank hatte ich nie gerechnet. — Es war eiskalt. Ich hatte meinen Wintermantel bereits vorige Woche weggeschenkt, und in meiner Frühlingsjacke fror mich erbärmlich. Das Resultat konstatieren Sie selbst.“

Sie fing von neuem an zu husten. „Na, 's wird schon wieder gut werden,“ rief sie, und lustig blinzeln setzte sie hinzu: „Ich hab' der Betty Dostojewskij's ‚Totes Haus‘ mitgegeben als Reiselektüre — zum Ersatz für die Gesellschaft der Schüblinge. Einen kleinen Spaß mußte ich mir doch machen!“

„Gott sei Dank, daß Sie die Person los sind,“ entschied Braun. „Was haben Sie aber jetzt für eine Bedienung?“

„Jetzt — was eben vorüber kommt — darum steckt der Schlüssel in der Thür,“ erklärte Boscha. „Heute war

ich fast am Verdursten, als St. Prix anklopfte, den schickte ich hinunter zur Pumpe um ein Glas Wasser."

"Sie trinken das abscheuliche Pariser Wasser unfiltriert?" entsetzte sich Braun.

"Mein Filter ist zerbrochen, und ich habe jetzt niemanden, der mir ihn zurecht machen läßt."

"Das kann doch nicht so bleiben, jemanden müssen Sie sich halten, zum wenigsten solange Sie noch krank sind," rief Braun.

"Man hat mir die Naná vorgeschlagen, von morgen an soll sie kommen," entgegnete, immer stärker hustend, Boscha.

"Die Naná — das Modell — die ehemalige Freundin Gérômes?" meinte St. Prix — "die kann ich Ihnen wärmstens empfehlen. Sie ist eine brave Person, Sie werden recht zufrieden mit ihr sein, und ihr ist es sehr darum zu thun, ein paar Heller zu verdienen. Sie unterstützt eine Nichte mit einer kleinen Tochter — und hat oft nichts zu beißen, armer Narr! Ist das ein Lebensende für eine, die in ihren schönen Tagen die Maitresse der größten Künstler von Frankreich gewesen ist!"

"Es hat nicht jede das Glück, an einen zu geraten, der sie schließlich heiratet," mischte sich hier Braun ins Gespräch . . . er unterbrach sich, da in dem Augenblicke jemand draußen an die Thür klopfte.

"Herein!" rief Boscha, und herein trat ein junges Frauenzimmer, brünett, von rundlichen Formen, mit regelmäßigen Zügen und stark gerötetem Gesicht. Trotzdem es Ende Mai war, trug sie eine Pelzkappe aus falschem Sealskin, wahrscheinlich, weil es regnete und sie ihre Sommerhüte schonen wollte, dazu eine alte Spitzenmantille, die um den Hals mit einem roten Band zusammengeknüpft war; unter dem Saum ihres ziemlich kurzen, dunkeln Wollrocks zeigte sie ein Paar tabellos beschuhte und auffallend kleine Füße. Sie wurde Gertrud als Frau Schlominger vorgestellt.

Als Gertrud Herrn Braun leise flüsternd fragte, ob es sich um den berühmten österreichischen Historienmaler Schlominger handle, wurde die Frage bejaht, und zwar von Frau Schlominger selbst. Selbige hatte nämlich ein

ungewöhnlich feines Gehör. „Ja, um den berühmten Schlominger handelt sich's — um den Toni Schlominger,“ versicherte sie.

„Er hatte im vorigen Jahre die prachtvolle Kleopatra im Salon ausgestellt,“ bemerkte Gertrud.

„Ja, 's war a schön's Bild, nöd?“ rief Frau Schlominger mit stolz funkelndem Auge und im reinsten lorchfelderischen Dialekt, „zu der hab' ich ihm gestanden, zu der Kleopatra — die Leut' hab'n alle g'funden, daß ich a bessere Kleopatra bin als die Sarah Bernhardt. Und alle haben's mi erkannt auf dem Bild — und sind auf mi zukommen am Eröffnungstag! — Aber Sie, Fräulein Boshka — ich hab' a Bitt' an Sie. Wir feiern nämlich morgen unsern Polterabend — übermorgen is unsre Hochzeit — und da bin i zu Ihnen kommen, Sie bitten, ob's mir nöd helfen könnten, morgen die Tafel zu decken — weil Sie doch so mehr 'was von der feineren Lebensart verstehen.“

Boshka streifte Gertrud mit dem Blick und wurde zum erstenmal, seit Gertrud sie kannte, verlegen, worauf sie der interessanten Dame erklärte, daß sie ihr mit Vergnügen behilflich gewesen wäre, aber durch ihren momentanen Gesundheitszustand leider noch für vier oder fünf Tage ans Bett gefesselt sei.

Frau Schlominger seufzte, faute an den sehr dunkeln Enden ihrer hellgrauen Handschuhe und meinte, wenn Boshka wirklich nicht im stande sei, sich der großen Gelegenheit zu Ehren aufzuraffen, so müsse sie sich an jemand anders wenden, vielleicht an den zweiten Regisseur des Odéontheaters, mit dem sie sehr befreundet war. Hierauf erhob sie sich, küßte Boshka auf beide Wangen, reichte Gertrud und den zwei Herren die Hand und verließ die Stube.

Ein unbeholfenes Schweigen folgte auf ihren Abgang. Gertrud war die erste, welche es unterbrach. „Hat denn Frau Schlominger schon eine erwachsene Tochter? Dazu sieht sie doch noch zu jung aus,“ meinte sie.

„Eine erwachsene Tochter? — Nein, daß ich nicht wüßte,“ sagte Braun.

„Also von was für einer Hochzeit sprach sie denn?“ fragte Gertrud.

„Von ihrer eigenen,“ erklärte Boshka und brach in ein etwas gezwungenes Lachen aus.

„Von ihrer eigenen!“ . . . rief Gertrud, welcher ein Licht aufzudämmern begann, entsetzt — „ja, Sie stellten mir sie doch als Frau Schlominger vor?“

„Man nannte sie bereits seit Jahren im ganzen Viertel nicht anders,“ erwiderte etwas ärgerlich Boshka. „Sie nahm in dem Hause Schlomingers immer den Platz seiner Frau ein und benahm sich als solche. — Na ja, die Hochzeit ist allerdings eine nachträgliche Veranstaltung, aber es wäre doch sehr eng, wenn man sich an solcher Formsache stoßen sollte unter Künstlern. Ich habe die Schlominger gern, sie ist seelengut und im Grunde genommen sehr brav, und sie ist mir blind ergeben, weil sie die Ratifizierung ihres Ehekontrakts doch mehr oder minder mir und meiner verstorbenen Tante dankt! Wir haben Schlominger zugeredet, sie zu heiraten!“

Gertrud war sprachlos, und es wollte ihr durchaus nicht mehr gelingen, ihre Haltung wieder zu gewinnen. Die Stimmung war getrübt, das Gespräch kam nicht mehr in Fluß.

Boshka war offenbar ärgerlich über die ungebührliche Wichtigkeit, welche Gertrud dieser Sache beilegte, und als sich Gertrud von ihr verabschiedete, sagte sie: „Seien Sie nicht gar zu empört darüber, daß ich mit ungetrauten Künstlerfrauen verkehre, warten Sie nur, wenn Sie länger unter uns leben, werden Sie sich an dergleichen gewöhnen!“

Wanzigstes Kapitel.

„Werde ich mich wirklich daran gewöhnen, mit ungetrauten Künstlerfrauen zu verkehren, werde ich mich wirklich an alles gewöhnen, an das sich Boshka Dolezal gewöhnt hat?“ fragte sich Gertrud immer wieder, während sie an ihrem freundlich gedeckten Mittagstisch saß. Sie dinierte jetzt um halb Sieben, dadurch konnte sie das Gabelfrühstück, welches sie zumeist im Atelier einnahm, auf einen Wecken und ein Glas Milch beschränken.

Lieschen hatte sich an dem Tage besondere Mühe gegeben, sie mit frischen Rettichen und Butter und mit pommes soufflés zu ihren Hammelfotelettes überrascht. Aber Gertrud saß vor ihrem Teller und brachte keinen Bissen hinunter, und alles freundliche Zureden Lieschens nützte nicht.

Da es noch hell war, setzte sie sich in ihrem Schlafstübchen an einen kleinen, schwarz polierten Tisch mit Bronzeappliquen an den Ecken, und bemühte sich, an Bill Stolz zu schreiben.

Es ging nicht recht vorwärts mit dem Briefe. Sonst hatte es ihr stets die größte Freude bereitet, so über den Ozean hinüber mit ihm zu plaudern.

Eigentlich sandte sie ihm nur jeden Monat einen Brief, aber an diesem Briefe schrieb sie fast jeden Tag; jeden Abend, ehe sie sich niederlegte, richtete sie ein paar liebe Worte an Bill. Und aus den wenigen Worten wurden oft viele Worte. Denn wenn sie, so an ihn denkend, die Feder über das Papier gleiten ließ, so war's ihr, als hätte sie ihn neben sich, als fühlte sie seine Nähe, als hörte sie seine liebe Stimme, sein zärtlich übermütiges Lachen. Alles war ihr gegenwärtig. Sie hatte nie ein Ende finden können, wenn sie ihm schrieb.

Jetzt waren vier Wochen vergangen, ohne daß sie eine Zeile an ihn gerichtet hatte, und heute, wo sie sich endlich mit einem energischen: „Jetzt muß es sein!“ vor ihr Tintenfaß hingesezt, zögerte die Feder. Eine rasende Scheu war an die Stelle der zärtlichen Unbefangenheit getreten, mit der ihre Gedanken ihm sonst zuzustreben pflegten. Sie war sich plötzlich recht unangenehm klar darüber geworden, daß sie ihm ihr neues Leben nicht erzählen konnte, daß das neue Leben sie eigentlich von ihm schied. Es hätte ihm ins Herz hinein geschnitten, wenn er es erfahren hätte, welchen Dingen sie sich jetzt fügen, mit welchen Menschen sie umgehen mußte! Er hätte alles liegen und stehen lassen, hätte Bäume gefällt, Steine geklopft, nur um ihr ein andres Leben zu sichern, ein ganz bescheidenes Leben, aber eines, das ihrer heiligen, unberührten Weiblichkeit würdig war. Entsezt wäre er gewesen über ihre jetzige Existenz; er hatte sehr strenge Ansichten über das, was für ein Mädchen wie Gertrud passend war.

Einem Mädchen wie Gertrud sollten alle schmutzigen Dinge so fern liegen, daß ein Mann sich in ihrer Gegenwart schämen mußte, an etwas Häßliches zu denken, wie man sich schämen muß, einen obscönen Roman in einer Kirche zu lesen. Der Verkehr mit einem solchen Mädchen war für einen Mann eine Erholung und Befreiung von allen irdischen Abscheulichkeiten, denen er sich außerhalb des geweihten Zauberkreises, in dem sie herrschte, nicht entziehen konnte. Dabei war Bill Stolzing keineswegs ein prüder, dürrer Gesell — Frauen und leider auch Mädchen, denen gegenüber ihm derartige Rücksichten als lächerlich erschienen wären, hatte er mehr als genug gekannt — aber das waren eben ganz andre!

Ein Mädchen wie Gertrud stand auf einem Piedestal, zu dem alle Männer ehrfurchtsvoll emporschauen mußten, und wenn ein solches Mädchen es über sich gewann, für einen, für einen einzigen sich zur Erde niederzubeugen, da war das etwas so Wundervolles, daß er ihr dafür gar nicht genug dankbar sein konnte; und in der Unschuld und Reinheit ihrer durch ihn allein geweckten, in ihm abgeschlossenen Liebe lag eine solche Kraft, daß, anstatt zu ihm herunterzusteigen, sie ihn zu sich emporzog.

Bill Stolzing war einer der wenigen Männer, welche heutzutage noch die Religion der Frau haben. Für ihn war sie eine Art Priesterin, und das Heim, dem sie vorstand, eine heilige Stätte.

Plötzlich fing sie an bitterlich zu schluchzen.

„Großer Gott!“ rief sie aus, „was würde mein armer Bill sagen, wenn er sehen könnte, mit wem ich jetzt verkehre — was würde er sagen zu meiner ganzen Existenz? Aber ändern läßt sich nichts daran — wozu ihm das Herz schwer machen! — Armer Bill!“

Die langsam sinkende Sommerdämmerung machte die Luft grau. Draußen fegte der Wind um die Dächer und Schornsteine und zermühlte unten im Garten die Kronen der alten Kastanien und Palmen. Er kündete ein Gewitter.

Plötzlich überkam Gertrud eine ungeheure, zu Boden zerrende Traurigkeit.

„Ich bin falsch und halb gegen beide — gegen meine

Liebe und gegen meine Kunst!" schrie's aus ihrem Herzen — „aber was kann ich thun? — Gott helfe mir!"

„Du sollst keine andern Götter haben neben mir — — du sollst keine andern Götter haben neben mir!"

In dem langen, verhältnismäßig niederen Salon einer eleganten Villa unweit von New York sitzen an einem warmen Augustabend zwei Menschen.

Ein breitschultriger, blonder, junger Mann mit einem schönen, sonnverbrannten, ehrlichen Gesicht lehnt in der Ecke eines verweichlichend aussehenden Divans.

Ihm gegenüber ruht eine hübsche, brünette Frau in einem Schaukelstuhl und fächelt sich mit einem Fächer aus Pfauenfedern.

Der lange, breitschultrige Bursche ist Bill Stolzing. Er trägt einen schlotternden, grauen Zivilanzug, der offenbar nicht nach Maß gemacht, sondern fix und fertig in irgend einem Kleiderladen von San Francisco angeschafft worden ist, hält sich linksch und sieht niedergeschlagen aus.

Die junge Frau in dem blaßlila Teagown ist Lydia, seine Cousine im zweiten Gliede, die er seit seiner Kindheit erst in Amerika wiedergefunden, mit der er sich aber nun innigst befreundet hat.

„Kannst du wirklich nicht länger bleiben, dich ein wenig bei mir ausruhen, mein Alter?" fragt Lydia soeben mit-leidig.

„Es ist nicht möglich," erwiderte er entschieden; „nächsten Montag trete ich als Commis in das Office von Kenge & Partridge-New York . . . komisch genug, daß mir das auch noch blüht, daß ich die einzige Erwerbsmöglichkeit, die mir den Hungertod erspart, meiner unverwüstlich pedantischen Schulbuben kalligraphie und meiner Fähigkeit danke, große Summen pünktlich zusammen zu addieren. Vergnüglich wird's nicht sein. Ich hätte, weiß Gott, lieber noch weiter den Eckensteher in Colorado gemacht und meine breiten Schultern verwertet — nur daß bei dieser Beschäftigung die Hoffnung auf Avancement auch geringer war als im Office von Kenge & Partridge. Und ein wenig Hoffnung auf eine günstige Schicksalswendung muß man doch haben —

ein paar Illusionen, die einem vergessen helfen, daß das Leben im besten Fall doch nur eine Sackgasse ist!" Er blickte gedankenvoll vor sich hin.

Aus einiger Entfernung tönte von einem Lawntennisplatz herüber: „Thirty — forty — out . . .“ dann Lachen, Geschrei — man hört die vom lustigen Rauschen begleiteten Tritte junger Mädchen und Frauen, welche sich in faltigen Kleidern rasch bewegen.

In dem Rahmen des breiten Fensters, aus dem Lydia und Bill heraussehen, tritt ein junges Paar — er in einem hellen Lawntennis-kostüm mit dem Matrosenhut auf dem Kopfe, sie in blaßblauem Musseline. Sie beugt sich über eine rote Nelke in ihrer Hand und horcht, horcht — ohne ihn anzusehen horcht sie auf das, was er leise, ihr zugeneigt, spricht.

Ueber den Rasen schreiten sie auf und nieder, immer dieselbe Strecke entlang, gegen einen Hintergrund von blühenden Oleanderbäumen, einer dunkelgrünen Blättermauer, aus der sich rosa Blütenzweige in den blauen Himmel hinaufstrecken.

„Nun, die beiden scheinen's gründlich vergessen zu haben, daß das Leben eine Sackgasse ist!" meinte Lydia lachend.

„Ja," sagt Bill, dem das Blut in die Wangen geschossen ist — das heiße, junge Blut, das eine plötzlich erwachte heftige Sehnsucht ihm rascher durch die Adern treibt — „die haben's gut!" und er wendet den Blick von dem jungen Paare ab.

Das Schreien und Rufen tönt stärker herüber von dem Lawntennisplatz — noch stärker — dann verstummt's — die Partie ist beendet.

Eine Weile ist alles still — man hört nichts als leises Blättergeflüster und das Rauschen eines breiten Wasserstrahls, den ein grauköpfiger Mulatte mittels eines Gummischlauches über den Rasen lenkt — dann das dünne tin-tin eines Banjo, der primitiven Negergitarre, auf der jemand eine präludierende Begleitung spielt. Nach wenigen Taktensummt eine kleine, etwas flache Stimme eine Melodie zu der Begleitung — eine traurige, eintönige Negermelodie.

„Ist das nicht dein Lieblingslied, Bill?" fragte mit

einem schelmischen Lächeln Lydia, „du äußertest doch gestern zu Mabel, daß es dir sehr wohl gefiele!“

„Aber Lydia!“ entgegnete ihr fast unwirsch Bill.

„Nun, gar so böse Augen brauchst du nicht zu machen,“ erwiderte ihm gleichgültig Lydia — „ich sehe nur, was alle Menschen sehen — und was sich Mabel nicht die geringste Mühe nimmt, zu verstecken. — Und wenn ich zugleich sehe, wie mühsam du dich durchs Leben schleppst und wie gut du's haben könntest, wenn du dich nur ein bißchen dazu hieltest, so ist mir doppelt leid um dich!“

„Wie gut ich es haben könnte!“ murmelt Bill, mit den breiten Schultern zuckend.

Nicht ohne etwas ironischen Uebermut setzt sie hinzu: „Es hängt nur von dir ab . . . ein kurzer, ungestörter Gedankenaustausch — — Wenn's die erste, beste wäre, würde ich dir nicht zureden,“ fährt Lydia fort — „aber Mabel ist nicht nur ein sehr reiches, sondern auch ein sehr wohl-erzogenes, lebenswürdiges Mädchen. Ich glaube, sie würde dich sehr glücklich machen, mein armer Bill!“

Bill aber schüttelt nur mit dem Kopfe und erwidert ihr ziemlich heftig: „Ich weiß, du meinst es gut, Lydia, aber fange lieber nicht mehr davon an. Für mich ist's besser, an derartiges für den Augenblick gar nicht zu denken.“

Die Dämmerung sinkt jetzt rasch — Lydia bricht aus Zerstreutheit einer der blassen Hortensien den Kopf ab, die neben ihrem Schaukelstuhl aus einem grünen Topf heraus blühen. „Von deinem Standpunkte aus hast du eigentlich recht, lieber Bill,“ sagte sie, „aber unter den Umständen, und wenn du nach jeder Richtung hin dieselbe spitzfindige Skrupulosität an den Tag legst, sehe ich nicht recht ein, wie du in Amerika etwas durchsetzen willst. Thätest du nicht besser, ins Vaterland zurückzukehren?“

„Davon kann nicht die Rede sein,“ erklärte mit Entschiedenheit Bill. „Das Auswandern für einen deutschen Offizier ist an und für sich keine besonders schöne Sache — der Erfolg gilt für eine Rechtfertigung — aber nach mehrjähriger Abwesenheit aus Amerika heimkehren, ohne einen Erfolg aufweisen zu können — das ist einfach unmöglich! Da würde man im vorhinein ohne nähere Prüfung der Umstände in die Acht und für einen Lumpen er-

klärt werden. Das einzige, was mir übrig bliebe, wenn die letzte Hoffnung, in Amerika durchzudringen, fehlschläge, wäre — mich zu der nächsten afrikanischen Expedition zu melden, um mich mit Ehren niederschließen zu lassen — es sei denn, daß mir das gelbe Fieber die Strapazen der Reise nach Afrika ersparte, wie meinem Freunde Glimm."

An diesem Punkte unterbrach ihn Lydia. „Wie nanntest du deinen Freund?" fragte sie.

„Glimm, Kurt von Glimm. Warum interessiert dich das?"

„Ich kannte eine junge Deutsche in Paris, die so hieß — Gertrud war ihr Taufname. Wüßtest du vielleicht, ob's eine Verwandte von ihm ist?"

„Gertrud ... hieß deine Bekannte ... wirklich Gertrud?" Er fragt's langsam, aber seine Stimme verrät nichts, und sein Gesicht ist nicht mehr deutlich zu erkennen — die Dämmerung fällt zu dicht — er segnet die Dämmerung!

„Ja, ich weiß ganz genau, daß sie Gertrud hieß, da wir die Gewohnheit angenommen hatten, uns bei unsern Taufnamen zu nennen."

„Nun, dann dürftest es wohl seine Schwester gewesen sein," sagte Bill kurz.

Lydia ist ganz auf- und angeregt. „Kanntest du sie?" ruft sie aus.

„Wir waren Nachbarskinder," erklärte Bill ruhig und mit der verlogenen Diskretion, welche Männer in solchen Fällen, wo die Verlobung eine geheime, der Weg zur Ehe ein langer und schwieriger ist, immer an den Tag legen. „Die Schwester sah ich weniger, weil sie im Auslande reiste und ich meinerseits meine Ferien nicht immer zu Hause verbrachte — aber der Bruder war mein bester Freund."

„Also du kennst die ganze Familie?" fährt Lydia lebhaft fort, „es müssen reiche Leute gewesen sein!"

„Sie waren vermögend, haben leider über ihre Verhältnisse gelebt," erklärte Bill mit derselben erkünstelten Gleichgültigkeit, „aber sehr vornehme Leute waren es — allgemein hochgeschätzt und geachtet."

„Das kann ich mir denken, das merkte man ihnen an — und die Gertrud, die ... muß reizend gewesen sein, nicht wahr?"

„Sie war sehr hübsch!“

„Und pikant, fesselnd . . . begabt!“

„Ja — im höchsten Maß.“

„'s ist ewig schade, daß sie bei all dem doch ledig geblieben ist! Sie hätte eine glänzende Partie machen sollen!“ erklärte Lydia.

„Als sie achtzehn Jahre zählte, hat, glaube ich, die halbe Provinz angehalten um sie,“ sagte Bill; „später traute man sich nicht an sie heran, sie war zu erotisch geworden.“

„Schade!“ seufzte Lydia — „jetzt ist ihre Schönheit im Abnehmen; immerhin hat sie noch das Zeug in sich, einen Mann zu fesseln. In kurzer Zeit wird sie verblüht sein und jede Hoffnung auf eine anständige Versorgung geschwunden. Ewig schade! — denn . . . sie ist nun einmal nicht danach angethan, ohne Stütze in der Welt zu stehen. Du weißt doch, daß Dick Grant ihr diesen Winter einen Heiratsantrag gemacht hat?“

Bill zuckte leicht zusammen, sagte aber ruhig: „Nein, wie sollt' ich?“

„Ja, und sie hat ihm einen Korb gegeben — er hat sich noch heute nicht erholt davon; ich sprach ihn neulich. Er versicherte mir, daß er jeden Tag bereit wäre, über den Ozean hinüber zu schwimmen. Schade! . . . Eigentlich glaube ich, sie hätte sich entschlossen, wenn sie nicht anderweitig gebunden gewesen wäre!“

„Gebunden?“ Diesmal stößt er das Wort fast schroff hervor — es ist das einzige Mal im Laufe der langen Unterredung, daß er seine Selbstbeherrschung verliert, und zwar so kurz und so flüchtig, daß Lydia Lyndhurst nichts davon bemerkt. — „Sagte sie's dir, daß sie gebunden sei?“

„Gebunden . . . den Ausdruck gebrauchte sie nicht,“ entgegnete ihm Lydia, „aber immerhin kriegte ich's aus ihr heraus, daß sie in irgend eine romantische Verlobung verwickelt ist mit einem jungen Manne, der gerade so arm ist wie sie selber, und der vielleicht nie die Mittel haben dürfte, sie zu seiner Frau zu machen. Du begreifst, je ärmer er ist, um so fester fühlt sie sich verpflichtet . . .“

Es ist fast dunkel, die Umrisse des Liebespaares, das gegen den Hintergrund der Oleanderbäume auf und nieder schreitet, werden schattenhaft.

Verpflichtet! . . . Es ist ein häßliches Wort, sich verpflichtet fühlen! . . . Es dringt ihm ins Herz wie ein vergifteter Dolchstich.

„Wer weiß, ob sie sich verpflichtet fühlt, vielleicht liebt sie den Menschen?“ murmelt er aus einer großen Nachdenklichkeit heraus.

„Das bildet sie sich ein,“ versicherte ihm Lydia, „und bis zu einem gewissen Grade mag's wahr sein — aber lange nicht so, wie sie es glaubt. Ich bitte dich, wenn ich richtig vermute, hat sie ihn seit ihrer Uebersiedlung aus Deutschland nicht wieder gesehen. Das ist nun vier Jahre her — oder noch länger, und sie ist nicht darüber gestorben. Sie wird ihn möglicherweise noch zehn Jahre nicht sehen und sich immer noch einbilden, nicht ohne ihn sein zu können, und doch nicht aus Sehnsucht nach ihm umkommen. Wenn es gut geht und sie einander endlich noch wieder finden, werden sie sich vielleicht schließlich nur aus Pflichtgefühl heiraten. Oder . . . sie werden sich im Leben überhaupt nicht wieder sehen — aber eines schönen Tages wird Gertrud vor den ersten Runzeln auf ihrer Stirn erschrecken und wird sich fragen: ‚Was hab' ich aus meinem Leben gemacht — welchem Wahn hab' ich's geopfert!‘ . . . Das geht mich natürlich gar nichts an — aber mir ist schrecklich leid um Dick Grant, und mir ist auch sehr leid um die arme, hübsche Gertrud, und wenn ich des deutschen Jünglings habhaft werden könnte, der sie so gewissenlos am Bändchen hält, würde ich ihm ganz ordentlich meine Meinung sagen!“

„Nun, was würdest du ihm sagen?“ fragt Bill etwas herb.

„Vor allem würde ich ihn fragen: ‚Ist irgend eine Aussicht vorhanden, daß Sie in den nächsten Jahren Gertrud von Glimm zu ihrer Frau machen können, ohne daß sie dadurch ein Verbrechen begehen, d. h. ohne daß sie dadurch das Proletariat vermehren;‘ und wenn er mir antwortet: ‚Nein!‘ — nun, dann würde ich ihm erklären: ‚Ich halte es für Ihre Pflicht, daß Sie Ihre Beziehungen zu Gertrud abbrechen, aber nicht nur so sentimental mit einem Vorbehalt, sondern entschieden, damit ihr keine Hoffnung mehr bleibt, an der ihre Sehnsucht weiter nagen kann. Eine Sehnsucht, der jede Hoffnung benommen wird, stirbt sehr

balb den Hungertod! — So, das würde ich ihm sagen, wenn ich das Vergnügen hätte, ihn kennen zu lernen. Da das leider nicht der Fall sein kann, muß ich meine Weisheit für mich behalten und die arme Gertrud ihrem sehr traurigen Schicksal überlassen. Und wenn ich denke, wie gut sie es haben könnte mit Dick! . . .“

Einundzwanzigstes Kapitel.

Der Sommer war vorüber, der Herbst riß den Bäumen die Blätter von den Ästen herab. Gertrud hatte den ganzen Sommer in Paris verbracht. Das Atelier, in dem sie sich nach wie vor redlich abquälte, war leer, und die Arbeit regte sie auf, ohne sie zu zerstreuen. Es ging nicht vorwärts damit — sie fand alles, was sie machte, schlecht. Das Ziel, welches sie bereits nahe gewähnt, rückte in die Ferne — ihre anfänglich übermäßig angestrenzte Kraft ließ nach. Sie suchte die Ursache des ganzen Jammers in der Abwesenheit Lozonczyis, welcher für einige Monate nach England gereist war, wo er große dekorative Arbeiten für ein öffentliches Gebäude zu liefern übernommen hatte. Erst nach Weihnachten sollte er wiederkommen. Sie fühlte sich so verwirrt, so grenzenlos unbeholfen wie ein Mensch, dem in einem Labyrinth der Ariadnesfaden aus der Hand gefallen wäre.

Ihre Geldsorgen fingen an, ihr von allen Seiten über den Kopf zu wachsen — die Möglichkeit, Geld zu verdienen, war nach wie vor eine weit hinausgeschobene Eventualität, und die Summe, welche sie für ihre Raritäten und das letzte bißchen Schmuck ihrer Mutter gelöst hatte, und auf die sie angewiesen war, um damit vorläufig ihren Lebensunterhalt zu decken, war nicht groß.

In den Nächten fand sie keinen Schlaf, und das anfangs durch die Neuheit ihrer Verhältnisse zerstreute und zurückgedrängte Heimweh stellte sich jetzt mit doppelter Kraft bei ihr ein.

Sie war müde — sie wollte ausruhen — sie war nicht dazu gemacht, sich ihren Lebensweg selbst zu ebnen.

Es gab Tage, an denen sie geradezu eine Art Haß empfand gegen ihre Kunst.

Das Wetter wurde immer schlechter, die Abende wurden immer länger. Die kleine Wohnung heizte sich schlecht, und die Feuerung war teuer.

Mit furchtsamer Scheu sah Gertrud die Weihnachtszeit herankommen — ihr graute vor dem einsamen Weihnachtsabend, aber ehe sie sich dessen versehen hatte, war er da.

Boscha, welche sich immer noch freundlich und hilfsbereit gegen Gertrud erwies trotz der ablehnenden Haltung, die diese ihr gegenüber seit ihrem Begegnen mit Frau Schlominger an den Tag legte, hatte ihr eine dunkelblaue Hyacinthe in einem grün angestrichenen, originell mit Wohnblumen decorierten Blumentopf geschenkt. Und Lieschen hatte ihr ein winziges Tannenbäumchen vom Markte mitgebracht, nicht viel höher als ein Regal. Zu einem größeren langten Lieschens Mittel nicht, aber irgend eines hatte sie doch bringen wollen.

Auch ein kleines Festmahl hatte die freundliche Jose Gertrud bereitet, polnischen Karpfen und eine süße Speise — dann aber sich ausgebeten, auf ein Stündchen zu Bekannten schlüpfen zu dürfen.

Gertrud hatte sich keine Gedanken darüber gemacht, daß Lieschen in letzter Zeit ziemlich oft den Wunsch äußerte, für ein paar Stunden den Dienst unterbrechen zu dürfen, und hatte ihr die gewünschte Erlaubnis erteilt. Jetzt war sie allein — mutterseelenallein!

An gewöhnlichen Tagen ärgerte sie sich über vielerlei — über ihre Kolleginnen, über ihre Professoren, über die Malerei, über das fürchterliche Dezemberwetter und die Teuerung der Heizmittel. Heute aber hatte sie für derlei kleinliche Gefühle keinen Raum in ihrem Herzen.

Der vierundzwanzigste Dezember war ein heiliger Tag, an dem gehörte ihr Herz der Erinnerung — der Erinnerung an ihr altes Leben, an ihre Lieben. Alles andre rückte in den Hintergrund, hing nur ganz äußerlich mit ihr zusammen — gehörte nicht zu ihr.

Sie hatte eine Stunde in Notre Dame verbracht, um für ihre Lieben zu beten — für die, die tot waren, und den, der noch lebte. Bis in die Dämmerung hinein hatte

sie dort gekniet, bis graublaue Schleier den ganzen Boden bedeckten und der mächtige Säulenwald des wunderbaren alten Baues ohne feste Stütze geheimnißvoll aus dunkeln Wolken herauszuwachsen schien.

Dann war sie heimgekehrt, hatte ihr Mittagsmahl eingenommen. Und jetzt saß sie in ihrem engen Wohnstüblein, an dessen Fenster der Dezembersturm rüttelte, neben dem Kamin und dachte an allerhand, was vorüber war und was sie einst gefreut hatte.

Die Lampe, eine der alten Dellampen ihrer Mutter, verbreitete mildes Licht — aus dem kleinen Christbäumchen drang ein würzig harziger Geruch. Durch ihre Seele glitt die Erinnerung an die letzte Weihnacht mit ihrem verstorbenen Mütterchen, in der traulichen Wohnung am Boulevard Malesherbes. — Ein Rauschen und Knistern von geheimnißvoller Thätigkeit, die Mutter sehr beschäftigt damit, die Bescherung vorzubereiten, während Gertrud den Christbaum aufputzte. Lieschen außer Atem, wichtig, freudengewärtig, geteilt zwischen Besorgungen, immer neuen Besorgungen, nach denen die alte Frau sie schickte, und ihren Beschäftigungen in der Küche, wo sie einen Plum pudding bereitete, der ihre Weihnachtsüberraschung für die Damen war. — Endlich hatte man sich zu Tische begeben, und Mutter und Tochter hatten gezählt, damit sich beide zugleich niedersetzen möchten und nicht die eine später als die andre, was derjenigen, die sich später setzte, Unglück hätte bringen können — einem alten Aberglauben gemäß, den Frau von Glimm aus ihrer österreichischen Heimat in ihre preußische Ehe hinübergenommen hatte. — Die Mutter hatte Gertrud überlistet und sich um eine Sekunde später niedergelassen. Alles war ihr wieder gegenwärtig — das trauliche Beisammensein an dem Tisch, den Gertrud selber gedeckt und so hübsch als möglich ausgeschmückt hatte, das bläulich schimmernde Licht der Wachskerzen, die zu Ehren des Abends in den alten, silbernen Armleuchtern brannten — der anheimelnde Geruch der Fischsuppe, der sich in den Duft der Fichtenzweige mischte, mit denen Gertrud in Erinnerung besserer Zeiten alle Zimmer aufgeputzt hatte. Da kam die Bescherung nach dem Diner, das gegenseitige Staunen und Loben und Sich-freuen — mit sehr feuchten

Augen — dann die Partie Trick-Trick, und dann . . . dann die immer stärker hereinbrechende Müdigkeit, welche bei solchen Gelegenheiten früher oder später alle diejenigen übermannt, denen ein reichliches Mittagsmahl etwas Ungewöhnliches geworden ist und denen jede kleine Freude an den Nerven rüttelt.

Stiller, stiller — die Würfel klappern über das grüne Tuch, draußen rasseln die Tramwaywagen vorbei — aus der Küche, der unvermeidlich nahen Küche der kleinen Stadtwohnung, hört man das Klirren von Porzellan und Silberzeug, und das murmelnde Sprechen Lieschens, die sich die Concierge von unten herauf geladen hat zum Helfen beim Geschirraufwaschen, und auch, damit sie jemandem von den entschwundenen Herrlichkeiten Lindenheimer Zeiten erzählen kann. — Stiller, immer stiller!

„Noch eine Partie soll ich mit dir spielen, meine Alte? . . .“ erwidert die alte Frau auf Gertruds freundliche Aufforderung hin — „ja, ja, wenn du willst — aber bis später, ich werde mich einen Augenblick zurückziehen — rufe mich, wenn Lieschen den Punsch bringt!“

Und wie der Punsch kommt und Gertrud sich auf den Fußspitzen an das Zimmer der Mutter heranschleicht, findet sie die Mutter auf ihrem Bette ausgestreckt, in Thränen.

O ja! Es war traurig, sehr traurig gewesen, aber was war diese Trauer gegen ihr jetziges ödes, einsames Leid! . . .

Die verdrießliche Wunderlichkeit der alten Frau, die sich den nächsten Tag von den kleinen Ueberraschungsfreuden und Strapazen nicht erholen konnte, und mit mehr als einem verletzenden, ungerechten Wort in Gertruds Seele traf — auch das war traurig gewesen, sehr traurig; aber in der Erinnerung blieb kaum etwas übrig davon — die herzlichen Worte, welche plötzlich die verdrießlichen Wunderlichkeiten der gequälten Frau ablösten, die fast zaghaften Liebkosungen, mit denen die Mutter, stumm ihr Unrecht abbittend, über den Scheitel der Tochter strich — die waren in der Erinnerung geblieben! Und eine wahnsinnige Sehnsucht ergriff Gertrud, nur noch einmal die warme, leichte Hand auf ihrem Scheitel und über ihre Wange hingleiten zu fühlen.

Damit war's vorbei für immer — die Mutter war tot — und Kurt war tot! — Aber gottlob — einer war ihr noch geblieben! — Der Schleier, welchen seit dem Scheiden der Mutter die vielen, sie gänzlich von dem alten Leben trennenden Ereignisse zwischen ihr und ihm gewoben, zerriß plötzlich. Ihr war's, als habe sie Bill gestern gesehen! . . .

Wie stark der winzige Christbaum duftete! . . .

Andre Bilder glitten durch ihre Seele — das letzte Weihnachtsfest in Lindenheim, das Fest, bei dem Bill gewesen war — die fröhlichen, jauchzenden, unvergeßlichen Tage seines kurzen Urlaubs — die gemütliche, schneeverwehte Einsamkeit — die lustigen Schlittenparteen — die stillen Abende in der Halle, wo sie einander gegenüber zu sitzen pflegten am Kamin, während die Mutter Patienzen legte und Kurt die Zeitung las — sein frisches, strammes, ehrliches Wesen, seine warme, männliche Herzlichkeit, die gänzlich frei war von jeder weichlichen, lauen Sentimentalität — seine ruhige, geschickte Art, ihr kleine Dienste zu leisten — sein Lächeln (die Gutmütigkeit selbst war dieses Lächeln), und dann der Blick, der über das Lächeln hinüberstrahlte, ein Blick so voll von überzeugttem, thatkräftigem, jungem Idealismus!

O, wie sie sich nach ihm sehnte! Was hätte sie nicht darum gegeben, sich auch nur für einen Augenblick in seine Arme stürzen, an seiner Brust ausruhen zu können!

Und plötzlich machte sie sich Vorwürfe, daß sie seiner in der letzten Zeit weniger zärtlich gedacht — daß sie ihm so selten geschrieben . . .

Eine Angst beschlich sie, ihr letzter Brief an ihn möge zu müde, zu abgespannt, insofgedessen zu kalt gewesen sein. Heute wollte sie's gut machen. Sie nahm die Lampe, stellte sie auf einen größeren Tisch und rückte sich ihr Schreibzeug zurecht. Sobald der Brief fertig war, wollte sie den kleinen Christbaum anzünden zur Erinnerung an alte Zeiten — um neun Uhr, d. h. genau um dieselbe Stunde, an der sie ihn zu Hause anzuzünden pflegten — und dann — dann wollte sie ein frisches Scheit Holz in den Kamin legen, gemächlich Thee trinken und seine Briefe durchlesen, alle, vom ersten bis zum letzten — die trau-

rigen und die fröhlichen — das sollte ihre Weihnachtsfreude sein.

Sie schrieb und schrieb — die Wangen brannten ihr vor Eifer — ihr ganzes Herz schrieb sie in den Brief hinein. Drei Bogen waren schon mit ihrer eigentümlichen geraden Schrift bedeckt — da klingelte es . . . wer konnte das sein? . . . Fast verdrießlich ob der Störung stand sie auf, öffnete die Außenthür — die Concierge war's mit einem Brief, — einem Brief aus Amerika, von Bill. Ein grenzenloser Jubel durchzuckte sie! — Daß der Brief doch gerade an Weihnachten angekommen war — im Winter konnte man die Post so schlecht berechnen — es war zu schön! Sie schenkte der Concierge ein Zweifrankenstück aus lauter Freude, dann sperrte sie hinter ihr zu und ging in ihr kleines Wohnzimmer zurück, leise vor sich hersummend:

„Gott grüß dich, solange' du die Sonne noch siehst,
Gott grüß dich, solange' du zu Füßen ihm kniest . . .“

Sie öffnete den Brief langsam — behutsam — fast als ob sie Angst gehabt hätte, ein Wort daraus könne verloren gehen, wenn sie ihn rascher aufrisse; dann setzte sie sich in den alten Lehnstuhl ihrer Mutter . . . las . . . ihr Blick wurde starr . . .

Seit wann schrieb ihr Bill Stolzing „Sie“? . . . Sie mußte sich irren — doch nein, da stand's ganz groß! . . . Hatte er den Verstand verloren? . . .

Sie hatte sich behaglich in ihren Sessel zurückgelehnt, um den Brief zu genießen; jetzt setzte sie sich gerade auf — so gerade und stramm sie konnte — um ihn zu ertragen.

„Meine teure, verehrte Jugendfreundin!

Es fällt mir unendlich schwer, Ihnen mitzuteilen, was ich Ihnen mitteilen muß; doch wäre es eine unverzeihliche Feigheit von mir, noch länger zu zögern.

Alle meine Versuche, uns beiden eine gemeinschaftliche Zukunft zu gründen, waren vergeblich. Ich bin mit dem letzten Rest meiner Hoffnung fertig — ich fühle mich gezwungen, auch Sie zu bitten, sich keinen Hoffnungen mehr hinzugeben.

Ich könnte Ihnen das sagen und Sie zugleich auf-

fordern, meiner fürderhin noch in alter, herzlicher Freundschaft zu gedenken. Aber das will ich nicht. Solange wir Briefe miteinander wechseln, bleibt doch alles beim alten — jeder Brief wär' ein neues Verlöbniß!

Darum bitte ich Sie, liebe Gertrud, schreiben Sie mir nicht mehr — denken Sie an keine Zukunft mehr, in der ich eine Rolle spiele. Es fällt mir unendlich schwer, Ihnen das zu sagen, aber ich bin es Ihnen, bin es meinem armen verstorbenen Freunde schuldig.

Ich habe deutlich die Empfindung, daß ich allein Sie verhindert habe, eine der vielen Gelegenheiten zu benützen, die Ihnen, jung, begabt und wunderschön, wie Sie sind, geboten worden sein müssen, um Ihr Leben angenehm und sorgenlos zu gestalten. Solange mir noch die Spur einer Hoffnung blieb, Ihnen einmal etwas bieten zu können, war ich selbstsüchtig genug, Sie festzuhalten. Aber mir bleibt keine Hoffnung mehr!

Ich sage mir, Gertrud versäumt ihre besten Jahre um meinetwillen, sie verdirbt sich ihr Leben um meinetwillen und geht einem elenden, kümmerlichen Alter entgegen um meinetwillen. Den Gedanken halt' ich nicht aus — darum ist dies der letzte Brief, den ich an Sie richte. Antworten Sie mir nicht.

Gott behüte Sie! Wie immer in grenzenloser Ergebenheit

Ihr

Bill Stolzing."

Nachdem sie den Brief durchlesen, blieb sie lange still sitzen — still und gerade, ins Leere starrend. Sie dachte nichts — sie fühlte verhältnismäßig wenig, nur als ob etwas in ihrem Herzen im Sterben läge. Die Uhr auf dem Kamin sch'ua Neun. Gertrud blickte auf — sie erinnerte sich, daß sie für diese Stunde etwas vorgehabt hatte.

Ach richtig . . . das war's! . . .

Sie erhob sich und zündete die Kerzen an dem Christbäumchen an — fünf Kerzen trug es.

Dann zerriß sie den Brief, den sie soeben erst an ihn geschrieben, und verbrannte ihn an einer der fünf Kerzen.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Ein paar Tage schlich sie herum wie irre — sie verließ ihre Wohnung nur, um in die Kirche zu flüchten, und ging nur in die Kirche, um ihren Kopf gegen den Boden zu schlagen und den großen, stummen Gott, der niemandem antwortet, zu fragen: Was habe ich gethan, um so gestraft zu werden?

Dann las sie Bills Brief immer und immer wieder — sie suchte die Liebe darin, die sich irgendwo hinter den gemessenen, höflichen Worten versteckt haben mußte; aber wie sie auch suchte, sie konnte die Liebe nicht finden — nichts als gewissenhafte, zukunftscheue Feigheit.

„So handeln alle Männer, die sich aus einem aussichtslosen Verhältniß herauszuschrauben wollen. Ich habe nicht das Recht, ihm etwas zu verübeln. Aber ich kann ihn doch nicht begreifen! Daß ihm unsre Beziehungen lästig geworden sind, versteh' ich — aber wie er es über sich gebracht hat, sie abzubrechen, das versteh' ich nicht. — Mein Gott! es ist, als ob man bei einem Schiffbruch ein Kind, das sich an einen geklammert, ins Wasser stieße, weil's einen am Schwimmen hindert!“

Dann verbrachte sie Stunden und Stunden damit, Briefe an ihn zu schreiben, die sie nicht abschickte — ihr Stolz verbat es ihr. Sie dachte an andre Mädchen, die sich an Männer klammerten, nachdem sich diese unter dem Vorwand der Gewissenhaftigkeit von ihnen losgesagt hatten, — und wie lästig sie ihnen gewesen waren!

Und langsam fügte sie sich auch in diesen Schmerz — nur, daß sich zum erstenmal in ihr Leid eine menschenfeindliche Bitterkeit mischte.

Bills Liebe war für sie wie das Licht des Leuchtturms gewesen, das dem Schiffer Mut einflößt und ihm die Richtung gibt, wenn es rings um ihn herum dunkel geworden ist und der Sturm sein Fahrzeug von einer Welle zur andern schleudert. Jetzt war das Licht ausgelöscht. Sie konnte sich in der stürmischen Dunkelheit nicht mehr zurechtfinden und fragte sich verzweifelt, an welcher Klippe sie scheitern würde!

Als sich ihr Leid ausgetobt, das heißt als es heimisch geworden war in ihrem Herzen, so daß sie sich daran als einen nicht mehr zu vertreibenden täglichen Umgang gewöhnt hatte, horchte sie zum erstenmal wieder auf das Lied der großen Chimäre. „Nun, bist du zufrieden — ich habe nichts mehr — bin ganz arm!“ rief sie ihr zu.

Damals ahnte sie es nicht, wie viel ihr, trotz ihrer Armut, die Chimäre noch zu nehmen hatte!

Nach dem neuen Jahr fand sie sich wieder im Atelier ein. Jeder bemerkte die Veränderung, die mit ihr vorgegangen war.

Am deutlichsten bemerkte sie Łozonczy, der bald darauf seine Lehrthätigkeit in der Akademie Hudy Menos von neuem aufgenommen hatte. Sie sah nicht nur müde und blaß aus, sondern niedergeschlagen und verdrossen. Dabei hielt sie gar nichts mehr auf sich. Ihre Kleidung war vernachlässigt, ihr Haar nur irgendwie hinaufgesteckt. Sie that ihm leid, doch unterließ er es, mit teilnehmenden Fragen in sie zu drängen, wie er grundsätzlich alles vermied, was zwischen ihm und ihr eine wärmere Annäherung hätte herbeiführen können. Er wollte keine zu innigen Gefühle heraufbeschwören bei ihr. In all derlei verbargen sich Gefahren, die er wohl kannte und denen er auswich.

Um sie ein wenig zu animieren, forderte er sie auf, ein Bild für den Salon zu malen. Sie sei ganz weit genug, um es zu versuchen, behauptete er. Er half ihr in der Wahl eines Sujets, ebenso wie in der Anordnung der Komposition. Das andre sollte sie allein besorgen.

Für den Entwurf erntete sie nicht nur von ihm, sondern von dem ganzen Atelier Beifall; als sie sich aber mit der Ausführung zu beschäftigen begann, stellte sich bei ihr etwas heraus, worüber sie erschrak — eine Unbeholfenheit in der Mache, die sie fast zur Verzweiflung trieb. Łozonczy, bei dem sie sich darüber beklagte, zuckte die Achseln und erwiderte, darüber sei nicht viel zu jammern, diese Unbeholfenheit sei die charakteristische Eigenschaft eines großen Talents, und er begründete sein Paradoxon in folgender Weise: „Ein echtes Talent ist immer etwas durchaus Persönliches, dem es widerstrebt, die konventionellen,

durch langen Gebrauch abgerundeten und abgeglätteten Formeln der Kunst weiter zu benützen — es geht tastend seinen eigenen Weg — tastend! . . . Aber gerade dieses Tasten hat seinen eigenen Reiz. Alle mittelmäßigen Vergabungen sind von Anfang zu geschickt, darum gelingt es ihnen auch viel schneller mit dem Geldverdienen, was bei originellen Talenten oft lange seine Schwierigkeiten hat. — Ihre Arbeiten, mein liebes Kind, werden schon längst für den Kenner von größtem Interesse sein, wenn sie für den Kunsthändler noch gar keinen Verkaufswert haben. Sie sind eine von denen, die einmal leichter um zehntausend, als um hundert Franken ein Bild verkaufen werden!"

"Aber wann?" fragte ungeduldig Gertrud.

"Das hängt teilweise von Ihnen, teilweise von den Umständen ab," sagte Lozonczyi; "übrigens rate ich Ihnen, nicht zu viel an das Verdienen zu denken während Ihrer Arbeit," setzte er fast strafend hinzu.

Sein Ton gegen sie war nicht mehr so einschmeichelnd freundlich wie sonst, und das verdroß sie.

Als sie ein paar Tage später in das Atelier kam, fand sie es voll Blumen, Gelächter und Geschrei. Mitten zwischen den Mädchen stand Lozonczyi, einen Blumenstrauß in jeder Hand.

Gertrud fragte erstaunt, was es gebe, worauf sie zur Antwort erhielt, daß heute Lozonczyis Geburtstag sei.

"Wie schade, daß ich es nicht gewußt habe!" rief sie, "da hätt' ich doch auch einen Strauß gebracht!"

"Wir werden uns auch ohne den zufrieden geben," entgegnete Lozonczyi munter.

Damit legte er den Arm um ihre Schultern und wollte sich zu ihr niederbeugen, um ihre Wange zu küssen. Erschrocken fuhr sie von ihm zurück.

Lozonczyi runzelte finster die Brauen. "Wie Sie wünschen," sagte er und kehrte ihr den Rücken. Die andern Malerinnen lachten. Eine davon, ein munteres, bildschönes Ding, sehr viel jünger als Gertrud, sprang zu ihm hin und reichte ihm die Wange: "Ich laß' mi nöd bitten," rief sie. Sie war neu in das Atelier hinzugekommen — eine Wienerin, die Fanny Isolany hieß.

Nun kam eine nach der andern an die Reihe — Lozonczyi küßte die ganze anwesende Weiblichkeit, jung, alt, hübsch und häßlich. Zuletzt erschien Boscha, offenbar nur dem Geburtstag zu Ehren ein paar Rosen in der Hand; fröhlich und unbefangen trat sie auf Lozonczyi zu, machte einen mutwilligen Knix, bog dann den Kopf mit humoristischer Verschämtheit erst nach der einen, dann nach der andern Seite, worauf sie sich lustig auf beide Wangen von ihm küssen ließ.

Heiß und tief errötend stand indes Gertrud vor ihrer Staffelei und beobachtete das ihr unbegreifliche Schauspiel, bis endlich eine der Schülerinnen, die ihre Verlegenheit, sowie ihr Staunen bemerkte, ihr lachend erklärte: „Das ist das Vorrecht des Meisters. An seinem Geburtstag bekommt Lozonczyi von jeder von uns einen Kuß. Hat er sich das nicht mit Ihnen ausgemacht?“

„Habe mich gehütet — auf eine solche Bedingung wäre Fräulein von Glimm nie eingegangen,“ bemerkte Lozonczyi gereizt. Gertrud senkte den Kopf.

Hierauf trat Lozonczyi von einer Staffelei zur andern, die Arbeiten der Schülerinnen prüfend. Bei jeder hielt er sich mit ein paar freundlichen Worten auf, Boscha versprach er auf ihre Bitte hin sehr freundlich, sie demnächst in ihrem Atelier aufzusuchen. Als die Reihe an Gertrud kam, blickte er ihr nur flüchtig über die Schulter und sagte: „Der rechte Arm ist verzeichnet,“ und ging vorbei.

Gertrud verließ die Akademie Hudry Menos an jenem Tage tief verstimmt.

Die Störung, die durch den kleinen Verdruß in ihrem guten Einvernehmen mit Lozonczyi eingetreten war, ärgerte sie unaussprechlich. Sie schalt sich taktlos und dumm dafür, daß sie der unschuldigen Freiheit, welche sich der Künstler ihr gegenüber herausnehmen wollte, so schwerfällig opponiert hatte. Wenn sich Boscha von ihrem Lehrer küssen ließ, so konnte sie sich das wahrhaftig auch gefallen lassen. Es war lächerlich, sich zu zieren.

Mit einemmal schlugen ihre Gedanken die altgewohnte Richtung ein. „Was hätte Bill gesagt — dem wär's doch nicht recht gewesen, so einfach die Sache war!“

Es durchzuckte sie — sie legte sich die Hand vor die

Augen. Sie hatte nach der alten Richtschnur gegriffen und vergessen, daß die ihr aus der Hand gerissen worden war — sie hatte danach gegriffen, wie ein verstümelter Mensch manchmal nach einem abgehauenen Glied greift.

Was gingen sie Bill Stolzing's Bedenken und Wünsche noch an — das war ja vorbei.

Dreißundzwanzigstes Kapitel.

Anfang März erlebte Gertrud neuerliche Verdrießlichkeiten. Der arme, alte Dachs, an dem sie sehr hing, hatte sich verlaufen, und Lieschen erklärte unter reuigen Thränen: „Es sei schrecklich — aber ihr Bräutigam wolle nicht mehr warten — und sie müsse heiraten!“

Gertrud, welche von Lieschen's Brauttschaft nichts gehört hatte, war wie vom Donner gerührt.

Sie sah sich gezwungen, einen andern dienstbaren Geist zu suchen. Den zu finden, hielt schwer — noch schwerer, als sie es anfangs gedacht hatte. Um den Lohn, den Lieschen bezog, diente kein halbwegs anständiges Mädchen in Paris, viel weniger eines, das so brauchbar gewesen wäre wie Lieschen.

Obzwar sie sich sehr von Boshka zurückgezogen hatte, blieb ihr schließlich, unbeholfen wie sie war, nichts anderes übrig, als sich an diese zu wenden. Würde sie von einem weiblichen Wesen, das um billiges Geld ihre Bedienung übernehmen würde?

Boshka überlegte des langen und breiten, wen sie Gertrud als Bedienerin vorschlagen solle. Endlich klopfte sie sich an die Stirn und rief: „Die Naná! — Ich würde niemanden als die Naná!“

„Die Naná — das ehemalige Modell?“ rief Gertrud entsezt — „aber das war ja eine durchaus verliebte Person, die kann ich doch unter meinem Dach nicht dulden!“

„Ach, seien Sie doch nicht thöricht,“ rief Boshka überlegen, „die Naná war, wie sie alle sind, und lebte einfach und unbefangen den Sitten ihres Standes gemäß. Glauben

Sie, daß eines der Mädchen, die täglich vor Ihnen auf dem Modelltisch stehen, mehr wert ist?"

"Aber ich lasse mich nicht von diesen Modellen bedienen!" ereiferte sich Gertrud.

Boschka lachte. "Und glauben Sie, daß die meisten Dienstmädchen in Paris mehr wert sind? Die Sittenlosigkeit derselben ist einfach verschwiegener Natur."

"Aber die Verschwiegenheit ist ja in diesem Falle ein großer Vorteil!" rief Gertrud.

"Ich weiß nicht," rief Boschka lustig und etwas herausfordernd — die Zimperlichkeit Gertruds erschien ihr nun geradezu als eine übel angebrachte Vornehmthuerei —, "mir machen die Bekenntnisse Nanás immer Spaß — sie steht ihrer Vergangenheit so unglaublich unbefangen gegenüber."

Eine Zeit lang wehrte sich Gertrud noch gegen die Zumutung, sich von einem verliebten Modell bedienen zu lassen, dann! . . . Lieschens Bräutigam wurde immer ungeduldiger, Lieschen konnte nicht länger bleiben, und so forderte Gertrud Boschka auf, ihr die Naná gelegentlich zu schicken, damit sie mit derselben das Nähere vereinbaren könne.

Eines Abends — Lieschen war ausgegangen, um Besorgungen zu machen, sie brauchte schrecklich lange, um Besorgungen zu machen, seit sie verlobt war — klingelte es. Gertrud öffnete die Thür.

Draußen auf dem Gang stand ein kleines, schmales, schrumpeliges Frauenzimmerchen mit einem schwarzen Häubchen auf einem offenbar falschen, rötlichen Lockentoupet, und mit einem Chignon von ganz andrer Farbe am Hinterkopf. Die erfrorenen blauen Hände starrten weit heraus aus einer rostig-schwarzen Jacke.

"De la part de Mademoiselle Bochka — ich hoffe, Mademoiselle wird mit mir zufrieden sein!" sagte das Frauenzimmerchen und grinste ängstlich und dienstfertig.

Das war Naná!

Auf etwas so Harmloses war Gertrud nicht gefaßt gewesen.

Ja, das war Naná — die einst in allen großen Maler-

ateliers bekannte Naná, die für Delacroix posiert hatte, der Laurent seinen Kompreis verdankte, nach der Gérôme seine berühmte „Phryne“ gemalt, und die dann jahrelang Gérômes „maitresse en titre“ gewesen war!

Sie berühmte sich damit — mit was berühmte sie sich nicht! Sie hatte mit fast allen großen Künstlern von Paris, Malern sowie Bildhauern, auf mehr oder weniger vertrautem Fuße gestanden. Sie war wie ein wandelndes Künstlerlexikon — man brauchte nur nachzuschlagen, um über alles, was in den letzten vierzig Jahren zwischen dem Quartier Breda und dem Quartier Montparnasse von sich reden gemacht, auf dem Laufenden zu sein.

Für Delacroix hatte sie eine der weiblichen Staffagen seines berühmten „Sardanapal“ gestanden. Es war sehr anstrengend gewesen, für Delacroix zu stehen, erzählte sie. Er war stets so vertieft in seine Arbeit, daß er es nie merkte, wenn das Modell vor Müdigkeit umfiel, im Gegenteil fand er, daß ein Modell erst in diesem Zustande interessant und brauchbar würde, denn erst dann träte die Zeichnung der Adern und Muskeln deutlich hervor. — Einmal, als sie es nicht mehr aushalten konnte und vom Modelltisch abgetreten war, hatte er ihr einen Peitschenhieb versetzt. „Die Narbe davon trage ich noch heute,“ erklärte sie wichtig und schob ihren Ärmel hinauf, um sie zu zeigen. Sie war stolz darauf wie auf einen Orden.

Courbet war ihr guter Freund gewesen zur Zeit der Kommune. Sie hatten sich entzweit wegen Meinungsverschiedenheit bezüglich der Vendôme-Säule, von der sie stets respektwidrig als „le mirliton“ sprach.

Während des großen Brandes von Paris in den Maitagen 1871 hatte sie für Laurent in der Rue de Lille gestanden. Sie erzählte sehr drastisch, wie die Bomben in das Atelier geflogen waren und wie Laurent — un enragé celui-là — sie durchaus nicht freigeben wollte, ehe er seine Arbeit vollendet hatte; schließlich war sie über die Bomben gesprungen, ohne sich Zeit zum Ankleiden zu nehmen, um in den Keller den gefährlichen Projektilen der Versailler und dem noch gefährlicheren Kunstfleiß Laurents davonzulaufen. Auf der Treppe hatte ihr ein Herr seinen Mantel über die Schultern geworfen.

Dasjenige aber, worauf sie sich am meisten zu gute that, waren ihre ehemaligen Beziehungen zu Gérôme, und daß sie ihm zu seiner „Phryne“ gestanden. „Die Künstler von Paris wissen es alle,“ erklärte sie — „wenn mir heute einer von ihnen auf der Straße begegnet, so begrüßt er mich mit den Worten: *comment ça va Phryné?*“ und dann setzte sie hinzu: „Eigentlich kannte man mich in der Künstlerwelt besser unter dem Namen Phryne, als unter dem Namen Naná!“ — Arme Phryne!

Seit ein paar Jahren ging's ihr schlecht. Der Gelenk-rheumatismus hatte ihre Glieder verbogen und das Alter ihr Gesicht nicht verschont. Zurückgelegt hatte sie nichts. In den Tagen ihres Glanzes hatte sie das Geld mit vollen Händen ihren armen Verwandten gegeben. Unterstützen hatten sich die Verwandten von ihr lassen, jetzt aber wollten sie nichts mehr von ihr wissen und warfen ihr auf ihre alten Tage ihren schlechten Lebenswandel vor. Sie ernährte sich, wie sie konnte — durch Nähen, Waschen, Kochen — ernährte sich und eine Nichte, die mit einem kleinen Mädchen von ihrem Geliebten verstoßen worden war, weshalb sie sich nicht zu vornehm für den weiteren Verkehr mit Naná hielt. Keine Arbeit war für sie zu schlecht. Sie bediente gewöhnlich zwei oder drei Künstler oder Künstlerinnen auf einmal und versorgte sie irgendwie. Sie hielt noch immer etwas von sich, erzählte gern von ihren vergangenen Triumphen, prahlte mit den schönen Linien ihres Körpers, verwendete aber keinen Pfennig auf ihren Putz. Alles, was sie an sich hatte, war geschenkt — selbst den rotblonden Lockenschopf über ihrer Stirn hatte sie dereinst von der Herzogin von Colonna erhalten. Sie war klein, schlank, beweglich, und das Gesicht zeigte Spuren von ehemaliger Schönheit.

Gertrud nahm sie in ihren Dienst. Dennoch vermochte sie anfangs nicht ganz mit ihrem Widerwillen aufzuräumen. Binnen sehr kurzer Zeit aber gewöhnte sie sich an die wunderliche kleine Person. Wenn Naná eine Schüssel auf den Tisch stellte oder Gertrud einen von ihr mit großer Kunst geflickten Riß unterbreitete, ließ sie jedesmal ein lustiges Witzwort fallen, das der jungen Malerin ein Lächeln abgewann.

Einmal, während Gertrud des Abends nach einem Muskelmann zeichnete, trat Nana mit dem Glase Milch ein, das Gertrud jetzt anstatt einer umständlicheren Abendmahlzeit zu nehmen pflegte. Sie zog sich nicht sofort zurück, sondern heftete die Augen auf eine an der Wand hängende Studie Gertruds und knüpfte eine Bemerkung daran — eine kurze, scharfe Bemerkung, die ungewöhnliches Kunstverständnis verriet. Dann ging sie zu der nebenan hängenden Studie über, der Name Courbets fiel ihr von den Lippen — sie verglich Gertruds Art, „die Schatten zu vertiefen“, mit der seinen.

Das Eis war gebrochen, und eine Anekdote nach der andern sprudelte von den Lippen des Modells.

Nanas Arbeitszeit bei Gertrud beschränkte sich auf eine Stunde des Morgens, wo sie die Wohnung aufräumte, und auf zwei Stunden des Abends, wo sie entweder für Gertrud kochte oder flichte. Gertrud erließ ihr zumeist das Kochen, seit sie sich gewöhnt hatte, mit ein paar Mitschülerinnen ihre warmen Mahlzeiten in der Crèmerie Morel einzunehmen, wo mehrere andre Chimäristen ihren Hunger stillten. Statt zu kochen, mußte Nana für sie nähen. Sie nähte neue Kleider für Gertrud, mit der phantastischen Geschicklichkeit der ehemaligen Grisette, die gewohnt war, sich um billiges Geld hübsch aufzuputzen.

Aber die Küche, wo sie sich mit der Arbeit aufzuhalten pflegte, war kalt und rußig, und die Hände wurden ihr steif beim Arbeiten. Eines Tages trat Gertrud in die Küche, wo die arme Alte, bis an die Nase in ein verfarbtes Wolltuch eingemummt, sich frierend über ihre Arbeit krümmte.

„Setzen Sie sich in das Speisezimmer, Nana,“ sagte Gertrud sanft — „hier könnten Sie sich einen Rückfall von Ihrem Rheumatismus holen.“

Seit der Zeit saßen sie jeden Abend beisammen — das ehemalige Modell und Gertrud von Glimm!

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Jeden Tag ließ Gertrud irgend ein altes Vorurteil fallen — sie sagte sich, daß sie auf dem rauhen Weg, den sie nun ging, diesen Ballast nicht mitschleppen konnte, dazu reichten ihre Kräfte nicht aus. Der große Ekel — der physische ebenso wie der sittliche, der sie sonst von jeder vertraulichen Annäherung mit der Welt, in der sie nun lebte, getrennt hatte, verflüchtigte sich bei ihr immer mehr und mehr. Sie nahm ihre Mahlzeiten in einem Lokal, in welchem sie früher keinen Bissen hinunterzumürgen vermocht hätte, sie las Bücher, die sie früher nie gelesen hätte, und sprach darüber mit Menschen, mit denen sie sonst nicht gesprochen hätte. Sie war gleichgültig geworden gegen schlechte Manieren, wie sie dagegen gleichgültig zu werden anfang, ihren Teller bei Tisch auf ein fleckiges Tischtuch zu stellen und mit eisernen Gabeln zu essen.

Das waren Kleinigkeiten — aber sie fing auch an, gleichgültig zu werden gegen moralische Unregelmäßigkeiten — ihr graute nicht mehr so sehr davor, wie früher.

Gegen sich war sie noch immer streng, aber gegen die andern fing sie an, recht nachsichtig zu werden. Ihr sittlicher Standpunkt fing an, sich zu verschieben, die Präzision ihres sittlichen Schönheitssinns hatte sich vermischt.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Sie war indessen mit ihrem Bild für den Salon fertig geworden — die Jury hatte es angenommen. Freilich wurde es irgendwo unter dem Dach aufgehängt — aber endlich, im Salon hing es doch, und einige Zeitungen hatten es freundlich erwähnt.

Das hatte ihr anfangs eine Art Befriedigung gewährt. Aber die kleine, fränkliche Freude verflüchtigte sich bald.

Der Sommer kam. Ein Geruch von Staub, heißem oder nassem Asphalt und faulen Ausdünstungen vergiftete die Luft.

In Gertruds kleinen Stuben im fünften Stockwerk war es erstickend heiß. Selbst die Nächte brachten keine Kühlung, wiewohl Gertrud stets alle Fenster offen ließ, um einen Luftdurchzug zu erzwingen. Eine fast gänzliche Schlaflosigkeit stellte sich bei ihr ein. Des Abends fiel sie um vor Müdigkeit — die Augen brannten ihr aus dem Kopfe heraus —, ihr war's, als müsse sie vierundzwanzig Stunden schlafen. Kaum aber hatte sie den Kopf auf das Kissen gelegt, so verslog die Schläfrigkeit und machte einer fiebrigen Unruhe Platz, die sie zwang, sich von einer Seite auf die andre zu legen, ohne auch nur einen Moment die wohlthätige und natürliche Betäubung des Schlafs zu genießen.

Der Zustand wurde immer peinlicher. Wenn sich ihre Gedanken ein klein wenig verwirrten, eine unklare Dämmerung sich über ihr geistiges Leben zu senken begann, so freute sie sich und sagte: „Ach, jetzt kommt der Schlaf!“ — Aber kaum hatte sie das ausgedacht, so war der Schlaf schon wieder fort, und das momentan verdunkelte Licht in ihrer Seele brannte von neuem grell.

Durch das offene Fenster drang aus dem Garten unten das müde Flüstern des sonnengedörrten Laubes, dazwischen abgeschwächt, aber deutlich, das rastlose Stöhnen des Nachtlebens von Paris.

Wenn es doch wenigstens dunkel hätte werden wollen, das hätte ihr etwas Beruhigung gebracht, dachte sie — aber es wurde nicht dunkel in diesen laternendurchschimmerten kurzen Julinächten von Paris. Kaum daß die Dämmerung ihren grauen Schleier etwas dichter gewoben, so verschwebte sie wieder, das Grau wurde weißlich, matt und glanzlos fingen die Farben an von neuem hervorzutreten. Und wenn Gertrud die bronzenen Cäsarenköpfe an ihrer schwarzen Empirekommode genau zu unterscheiden begann, da wußte sie, daß die Nacht vorbei war, daß sie noch einmal vorbei war, ohne ihr Ruhe und Erquickung gebracht zu haben. Wenn sie dann aufstand, hatte sie Schmerzen in allen Gliedern, sie hätte schreien mögen vor Verzweiflung darüber, daß sie die Qualen des Lebens noch einmal auf sich nehmen mußte.

Sechszwanzigstes Kapitel.

Ende Juli war das Atelier leer. Die meisten Schülerinnen waren aus Paris und seiner großen Hitze geflohen und hatten sich entweder nach primitiven Seebädern an die Küste der Normandie versetzt, oder nach den verschiedenen Dörfern in der Umgebung von Fontainebleau.

Gertrud fuhr fort, täglich stundenlang in der Akademie Gudin Menos zu arbeiten. Die Lehrstunden waren um diese Zeit aufgehoben, aber wer von den Schülern zurückgeblieben war, hatte das Recht, irgend eines der verschiedenen Ateliers zu benützen, darin zu zeichnen oder zu malen, wenn er sich selber das Modell zahlte. Gertrud machte sich darauf gefaßt, auch diesen Hochsommer in Paris zu verbringen.

An einem schwülen, in Hitze und Staub erstickenden Augustnachmittag befand sie sich ganz allein im Atelier. Gertrud stand vor ihrer Kohlenzeichnung und betrachtete sie mit dem Mißmut, mit welchem ein jeder Künstler seine Kopie der Natur betrachtet, solange er die Natur noch nicht vergessen hat. Die Unzulänglichkeit der künstlerischen Ausdrucksmittel verdroß sie fast bis zu Thränen. Sie wollte ihre Studie vom Reißbrett herunterzerren, vernichten — da öffnete sich die Thür — Lozonczy trat herein.

„Immer noch bei der Arbeit? — Nun, wie geht's?“ rief er.

„Nicht besonders,“ erwiderte sie ihm.

„Lassen Sie sehen;“ er warf einen Blick auf ihre Studie und versank in nachdenkliches Schweigen.

„Die Studie ist eigentlich gut, vieles daran ist ungemein fein beobachtet. Amanda hat Ihnen dazu gefesselt, nicht wahr?“

Gertrud nickte. „Aber einzelne Partieen daran sind hart und andre stumpf,“ fuhr er fort.

„Sie sind überarbeitet, liebes Kind — Sie müssen aussetzen!“

Bisher hatte er wie absichtlich von ihr wegesehen, jetzt, zum erstenmal seit jenem Tage, an dem sie ihm den unschuldigen Kuß verweigert und er über ihre Zimperlich-

feit böse geworden war, heftete er den Blick auf sie und ließ ihn längere Zeit auf ihr ruhen.

Der Unterschied zwischen ihrer jetzigen Erscheinung und der, wie er sie an jenem Abend bei Jessendy kennen gelernt, sprang in die Augen. Sie war stark abgemagert. Ihr schwarzes Kleid machte Falten an der Taille, es war verstaubt und vertragen, ihr Haar auch nicht mehr mit derselben Sorgfalt gepflegt und geordnet wie sonst, ein paar Lockchen ringelten sich aus dem Knoten, in den es zusammengewunden war, und der Nachwuchs krauste sich wirr um den schlanken Hals.

Und dennoch — abgemagert, zerzaust, schlampig gekleidet — übte sie auf ihn eine fast unwiderstehliche Anziehungskraft aus. Er fragte sich, ob er je ein Paar Augen von solch eigentümlich rätselhaftem Ausdruck und ein paar volle, rote Lippen von solch wunderbarem Schnitt gesehen.

„Aussetzen!“ wiederholte Gertrud, mit den Achseln zuckend — „Sie haben gut reden; was soll ich machen, wenn ich nicht male? Ohne Beschäftigung halte ich das Leben ja gar nicht aus!“

Er überlegte einen Moment. „Gehen Sie an die See,“ erwiderte er ihr hierauf.

„An die See? — Woher sollte ich die Mittel nehmen?“ fragte sie bitter.

Er fuhr sich über die Stirn; dann rief er: „Ich bin doch wirklich schon zu zerstreut — jetzt erinnere ich mich erst, was mich eigentlich hergeführt hat! Der Kunsthändler Weil hat mich nach dem Preis Ihres Bildes im Salon gefragt, es scheint, daß ein . . . ein Petersburger Kunstmäcen lebhaft wünscht, es zu acquirieren. Wären Sie bereit, es um tausend Franken herzugeben?“

„Tausend Franken? . . . Nach meinen jetzigen Begriffen ist das ein Vermögen!“ rief Gertrud, freudig überrascht.

„Gut, ich werde für Sie abschließen,“ sagte Lozonczyi hastig, „und sobald Sie das Geld in Händen haben, gehen Sie für zwei, drei Monate an die See und holen sich wieder rote Backen.“

„Nun, für solange würde das Geld in einem Seebad doch nicht ausreichen,“ meinte Gertrud zaghaft.

„Natürlich wird es ausreichen,“ versicherte ihr Lozonczyi;

„Sie müssen sich aus dem Kreis ihrer alten Vorstellungen herausreißen, liebes Kind. Wenn ich von der See spreche, so denke ich nicht an Trouville oder Deauville, sondern an einen kleinen malerischen Ort wie Cayeux. Boshka Dolezal ist dort. Sie hat sich in einem Fischerhaus etabliert und wäre gewiß entzückt, Sie bei sich aufzunehmen. Bei ihr können Sie bequem um zwei bis drei Franken täglich leben.“

Gertrud schwieg. Sie hatte sich jetzt gesetzt — sie war müde. Lozonczyi setzte sich ebenfalls.

„Boshka ist nicht nach Ihrem Geschmack?“ meinte er fragend und schmalzte ungeduldig mit den Fingern.

„Sie ist mir allerdings anfangs recht befremdlich vorgekommen,“ sagte Gertrud, immer mit derselben müden Bitterkeit, welche seit jenem fürchterlichen Weihnachtsabend ihr ganzes Wesen durchklang — „aber das ist längst vorbei. — Wie soll ich mich gegen Boshka Dolezal wehren, wenn ich mich mit Nana befreundet habe? Im Frühjahr habe ich mehrmals die Woche mit der Dolezal im selben Restaurant zu Mittag gegessen. Daran, bei ihr zu logieren und an ihren Lebensgewohnheiten teilzunehmen, habe ich freilich noch nicht gedacht.“

„Nun, das müssen Sie halten nach Ihrem Belieben; einen zweckmäßigeren Vorschlag habe ich nicht für Sie in Bereitschaft,“ erklärte etwas gereizt Lozonczyi. „Ich will Sie nicht bestimmen!“ — Damit wollte er sich erheben.

„Aber seien Sie nicht gleich so böse!“ rief Gertrud; „ich bin ja ganz bereit, mich bei der Dolezal einzumieten, wenn sie mich aufnehmen will — sie ist ja doch zehnmal besser als alle die andern. Nur . . . daß ich mit meinen Ansichten manchmal einen Rückfall in alte Gewohnheiten habe, darf Sie nicht wundern — 's geschieht ohnehin selten genug! Und nun bleiben Sie noch ein Weilchen, und wir plaudern wieder einmal vernünftig zusammen. Ich will Ihnen eine Tasse Thee zusammenbrauen!“

Obwohl er sich bereits erhoben und zum Gehen gewendet hatte, zögerte er einen Augenblick. Die Dämmerung war noch weit, aber das Licht war bereits glanzlos geworden, und die Luft wirkte noch drückender, erschlaffender als früher. Er blickte ihr voll ins Gesicht. „Heute sehen Sie wirklich zu hübsch aus,“ entfuhr's ihm.

„Hoffentlich verscheucht Sie das nicht!“ rief sie mit ihrer noch immer unverbrauchten Unbefangenheit.

Wieder blickte er sie an, spähend, fast lauernd. War sie auch jetzt noch, nach mehr als einjährigem Aufenthalt im Chimäristenviertel, so bodenlos unschuldig?

Von fern, undeutlich, nur wie eine besonders peinliche Schattierung des gedämpft herübergrollenden Großstadtlärms, hörte er einen Leierkasten wimmern. Vergeblich trachtete er aus dem Gewimmer eine Melodie herauszudeuten — er konnte nicht entscheiden, ob's die Jammerarie Don José aus „Carmen“ oder das Liebesduo war aus „Faust“. Das Wimmern näherte sich. Es war doch das Liebesduo. Er sprang auf . . . „Ein andermal, mein liebes Kind — heute kann ich Ihre Gastfreundschaft nicht annehmen, mir fehlt die Zeit. Auf Wiedersehen!“ Dabei drückte er hastig einen Kuß auf ihre Hand. Ehe sie sich dessen versah, war er fort.

Im Hofe unten mußte er an der Concierge vorbei, die mit ihrem Strickzeug auf einer Bank zwischen den dürren, von der Sonne verbrannten Büschen saß. Sie sah ihn mit einem neugierigen, verschmitzten Blick an, der ihn ärgerte. — — —

Eine Woche später reiste Gertrud ab.

Sie fuhr erst fünf bis sechs Stunden mit der Eisenbahn und dann zwei Stunden in einem engen, dumpfigen Postwagen. Gegen Abend endlich hielt der Wagen vor dem Hôtel de la Plage in Caneux.

Der Postillon riß den Wagenschlag auf, das Gepäck wurde abgeladen. Dann blieb Gertrud mit ihrem kleinen schwarzen Koffer und ihrer Handtasche allein und verlassen zwischen neugierig gaffenden Freunden und einem eifrig nach ihren Wünschen fragenden Dienstpersonal vor dem Hôtel de la Plage stehen. Sie wollte bereits einen barfüßigen Fischerjungen fragen, ob er ihr nicht die Wohnung Mademoiselle Dolezals zeigen könne, als sie Botscha in der Ferne erblickte, und zwar inmitten eines laut lachenden, lustig gestikulierenden Menschenschwarms, dessen Kopfbedeckungen aus weißen, roten oder blauen Wollbaretts oder aus mit blau und roten Quasten garnierten japanischen Binsenhüten bestanden.

Unter dem größten dieser Binsenhüte — er sah aus wie das Dach eines kleinen Gartenpavillons — erkannte Gertrud das gutmütige, leichtsinnige Antlitz der Frau Jenny Schlominger. — In einem wahren Sturmschritt eilte Boscha auf die eben Angekommene zu und entschuldigte sich herzlich und weitläufig wegen ihres verspäteten Erscheinens. Sie sah sehr nett und vergnügt aus, trug einen kaum bis an die Knöchel herabreichenden roten Rock aus dickem, bäuerischen Baumwollstoff mit bunten Streifen besetzt, Strandschuhe aus Segeltuch, eine Bluse aus ungebleichtem Linnen mit zurückgeschlagenem Matrosenkragen und auf dem Kopf ein Barett aus blauem Filz mit einer großen roten Troddel. Das Kostüm war excentrisch, aber praktisch, und kleidete sie vortrefflich; es war wie für ihre Persönlichkeit geschaffen. Sie sah darin aus wie ein verkleideter Knabe, aber wie ein hübscher, sympathischer Knabe, der, sich um die Welt wenig kümmernd, gesund und unbehelligt seinen eigenen Weg geht. Ihr Anblick wirkte beinahe so erfrischend auf Gertrud, wie der Hauch der Seeluft — sie verzieh ihr mit einemmal alles, was sie das Jahr über an ihr geärgert, selbst ihre intime Freundschaft mit Frau Jenny, und schnitt alle ihre Entschuldigungen mit einer herzlichen Umarmung ab.

Frau Jenny blieb ihrerseits nicht mit Bewillkommenszärtlichkeiten zurück, reichte Gertrud mit einem entgegenkommenden Grinsen fordbial die Hand und rief: „Mer san jo olte Bekannte, nöd wöhr?“

Das mußte eben hingenommen werden, und so schüttelte denn Gertrud ohne Ziererei die ihr dargebotene, sonnverbrannte Rechte der spät legitimierten Gattin Tony Schlomingers.

Nachdem der erste Moment vorüber war, erkannte Gertrud in dem Boscha umschwirrenden Menschentroß noch andre bekannte Gesichter, das kluge Antlitz Herrn Brauns und die von langen schwarzen Haaren umschattete Poetenphysiognomie des gezierten St. Prix. Sie sah sich sofort umringt von wohlwollenden Menschen, die miteinander wetteiferten, ihr einen kleinen Dienst zu erweisen. Braun nahm ihre Reisetasche, ein junger Maler lud unter lautem Gelächter ihren Koffer auf seine Schultern; Frau Schlominger sah's

ihr an, daß ihr schlecht gewesen sein müsse unterwegs und fragte, ob sie mit Eau de Cologne versorgt sei.

Der ganze Zug geleitete die beiden Mädchen bis an die Thür der Fischerhütte in der Grande Rue, wo Boscha sich eingemietet hatte. Auch dort schienen die Herrschaften wenig Lust zu haben, sich zurückzuziehen; erst als Boscha an der Schwelle ihres Hauses lustig, aber energisch erklärte: „Heute gibt es keinen Empfang, heute muß Fräulein von Glimm sich ausruhen,“ zerstreute sich das muntere Häuflein unter Gelächter und schlechten Witzen in alle vier Weltgegenden.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Gertrud begann nun ihr neues Quartier zu mustern. — Ein reizendes, von weißen und roten Rosen umflammertes Häuschen war's. Das Oberstockwerk enthielt drei Kammern. Zu ebener Erde befand sich ein etwas größerer Raum mit einem mächtigen Kamin und einem braunen Balkenplafond, daneben noch eine kleine Küche. Jedes der Mädchen hatte oben eine Schlafstube, die Eigentümerin des Häuschens wohnte mit ihrem fünfjährigen Töchterchen in der dritten Kammer. Ihr Mann trieb sich in der Nähe von Island auf dem Walfischfang herum, und sie benützte seine Abwesenheit, um die Wohnung zu vermieten, wobei ihr außer der Miete auch noch die Bedienung etwas einbrachte.

Raum, daß Gertrud den Fuß über die Schwelle gesetzt hatte, überkam sie ein anheimelndes Gefühl. Die breiten niedrigen Fenster waren mit weißen Vorhängen verschleiert. In der Feuerstelle des Kamins blühte ein großer Strauß gelber Sonnenblumen aus einem kupfernen, normännischen Milchtopf heraus. Vor dem Kamin standen zwei Lehnstühle mit in Mahagoni gefaßtem, schwarzen Roßhaarbezug, und zwischen den Lehnstühlen ein kleiner runder Tisch mit einem sehr verben, etwas ins Graue hinüberspielenden Linnen bedeckt, das noch von feuchter Sauberkeit duftete, darauf ein Krug goldgelben Apfelweins, einige appetitliche Schüssel-

chen mit gelber, normännischer Butter, frisch abgeschabten Radieschen, grauroten Crevetten und silberig in ihrer goldenen Dellsauce schimmernden Sardinen — dazu grell bemalte Bauernteller, Bestecke mit schwarzen Holzgriffen, grünliche Gläser mit rauhem Boden — alles so einfach, so anheimelnd plump und altväterisch — die Poesie der Gemütlichkeit!

An den Wänden ein paar farbige Kupferstiche, Napoleon in einem Schlitten an erfrierenden Grenadieren vorbeisauzend, die in einem Straßengraben lagen, und darunter als Titel: „Vive l'Empereur (1812)!“ Daneben eine Seeschlacht. — Im übrigen fast keine Möbel, nur noch zwei oder drei geradlehnige, schwarze Kopfhäarstühle und eine große Bauerntruhe.

„Das ist ja zu lieb, zu reizend, zu stimmungsvooll!“ rief Gertrud; „wenn man nur immer da bleiben könnte!“ Dann umarmten die beiden Mädchen einander.

„Nicht wahr, 's ist hübsch bei mir — jetzt sag' ich lieber bei uns,“ rief Boshka. „Und nun will ich Ihnen noch Ihr Schlafstübchen zeigen. Sie werden sich gewiß waschen und umkleiden wollen, ehe Sie sich zu Tisch setzen. Unterdessen wird das Essen fertig.“

Die Treppe, welche die zwei Stockwerke miteinander verband, war schmal und steil, das Stübchen klein und ohne Teppich, sehr wenig Möbel, ein Bett, eine Kommode, ein Waschtisch und zwei Stühle; aber auch hier wie in dem unteren Raum, alles duftend von Sauberkeit. Auf der Kommode war eine malerische mährische Stickerei ausgebreitet, ebenso auf dem Bett. An den Wänden hingen ein paar Studien, ein Krug mit Kornblumen stand auf dem breiten Sims des offenen Fensters, durch das die köstliche Luft hereinströmte.

„Ich habe Ihnen eines von meinen Kleidern herausgelegt, damit Sie nicht die Mühe haben sollten, gleich auszupacken. Morgen oder meinetwegen nach Tisch helfe ich Ihnen damit. Hoffentlich haben Sie Wasser und Handtücher genug. Wenn Sie noch etwas brauchen, so stecken Sie den Kopf zur Thür hinaus und schreien Sie: ‚Lise!‘ — über elektrische Klingeln verfügen wir nicht!“ Mit diesen Worten zog sich die junge Slavin zurück.

Als Gertrud um einiges später herunterkam, des Reisetäubes ledig, von dem kalten Wasser erfrischt, angethan mit einer frischgewaschenen grauen Bluse und einem eben solchen Rock aus Boshkas Garderobe, war sie ein andrer Mensch. Ihr war es, als habe sie mit den schweren, engengenden Stadtleibern auch den ganzen Druck ihres engen, verstaubten Stadtlebens abgestreift.

„Ich wollte Sie eben abholen,“ rief Boshka, „die Suppe steht schon auf dem Tisch — dann bekommen Sie noch gebratenes Huhn und zur Feier Ihrer Ankunft eine Galette mit Aprikosenmuß!“

„Aber das ist ja herrlich!“ rief Gertrud, „ich hab’ solchen Hunger!“

Und sie aß wirklich mit einem Appetit, wie sie ihn nicht mehr gekannt hatte, seitdem sie Lindenheim verlassen.

„Immer sind wir nicht so üppig,“ fuhr Boshka, sich herzlich an der Befriedigung Gertruds freuend, fort, und etwas zögernd und ob ihres Geständnisses errötend, setzte sie hinzu: „Warmes Fleisch gibt es nicht alle Tage, und zweimal die Woche fasten wir — ich bin katholisch, und Seefische sind billig. — Nicht wahr, es kommt Ihnen befremdlich vor, so zu sparen?“

„Ach nein! Nur reizend,“ seufzte Gertrud. „Glauben Sie denn, ich spare nicht? Aber bis jetzt hatte ich keine Ahnung, daß man mit so viel Anmut sparen könne — Sie sparen viel graziöser als andre Menschen verschwenden!“

Nachdem die beiden Malerinnen ihren Hunger gestillt, kam die Hauswirtin, ein freundliches Weib mit einem gutmütigen Gesicht unter einem weißen Häubchen, den Tisch abzuräumen und Komplimente für ihre gute Küche einzuhemsen. Dann stellte sie den Kaffee vor die jungen Mädchen hin.

Gertrud lehnte sich in ihrem Fauteuil zurück und ergab sich einem erquickenden dolce far niente.

Von draußen drang das Wellengebrause bis zu ihr, zugleich mit dem aromatischen Kräuterduft, der aus dem Gärtchen aufschwebte — Gertrud fielen die Augen zu.

Da weckte sie etwas — die Stimme der Frau Jenny Schlominger. Ein rotes Barett schief auf dem Kopfe fest-

gesteckt, im übrigen mit stark verwaschenem weißen Flanell angethan, stürzte sie herein, eine große Flasche in der Hand.

„I bring' Ihna nur 's Eau de Cologne!“ rief sie; „Sie brauchen nöd Angst z' haben, daß ich störe! — Da haben's, und jekt geh' i wieder.“

Sie stellte die Flasche auf den Tisch — „eigenes Fabrikat!“ rief sie stolz — „Sie haben's wirkli zu herzig hier. Na, adieu, Fräulein Boshka, und schlafen S' gut — Sie auch, Sie armes, blaßes Schächerl!“ zu Gertrud — „Sie werden sehen, was Sie für rote Baderln kriegen werden bei uns. A bessern Schutzengel als die Boshka hätten's nirgends nöd aufstöbern können. — Gute Nacht — Gott behüt' euch!“ und ehe sich Gertrud dessen versah, hatte die Schlominger erst Boshka, dann sie in die Arme geschlossen und herzlich geküßt — dann war sie verschwunden.

Gertrud fühlte noch, daß sie eigentlich empört hätte sein sollen über diesen Kuß, aber sie hatte nicht mehr die Kraft dazu. Die Last ihrer alten, sittlichen Defensivurteile drückte zu schwer — sie fühlte dieselbe an sich heruntergleiten — nicht eine Regung meldete sich, sie festzuhalten!

Ein humoristisches Licht durchzuckte Boshkas Augen, als die Frau Schlominger verschwunden war.

„Haben Sie richtig einen Kuß erwischt?“ rief sie; „nun, ich kann nichts dafür, aber es thut mir leid. Haben Sie irgend ein besonderes Gefühl?“

„Nein,“ sagte Gertrud, sich schläfrig dehnend; „Sie hatten ganz recht damals in Paris, Boshka — man gewöhnt sich daran — an den Verkehr mit solchen Menschen, wie die Frau Schlominger nämlich.“

„Ja, 's kommt so, ohne daß man eigentlich weiß, wie,“ meinte gleichmütig Boshka. „Ich bitte Sie, was schadet einem im Grunde der Verkehr mit unmoralischen Persönlichkeiten — die Immoralität ist doch keine ansteckende Krankheit!“

„Wenn ich das nur ganz sicher wüßte!“ murmelte Gertrud. „Ich glaube, die Immoralität — das, was wir zivilisierte Menschen übereingekommen sind so zu nennen — ist wie viele Krankheiten ansteckend für diejenigen, welche

empfänglich für den Krankheitsstoff sind. — Manche Menschen sind immun!"

„Wir zwei zum Beispiel!“ rief lachend Boshka.

„Ja, wir zwei,“ wiederholte Gertrud und lehnte sich von neuem schläfrig in ihren Sessel zurück. Schläfrig! ... Wie wohl das that, wieder einmal ordentlich schläfrig zu sein!

Kurz darauf versüßte sie sich in ihr Schlafkämmerchen. Den Kopf auf dem Kissen, dachte sie ein letztesmal bei sich: „Es ist doch eine ansteckende Krankheit — aber manche Menschen sind immun!“

Damit schlief sie ein.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Den nächsten Tag erwachte Gertrud spät, mit einem feierlichen Brausen in den Ohren und einem goldenen Schimmer vor den geschlossenen Augen und im Herzen, mit einem Gefühl, als ob sie sich auf etwas freute.

Sie hatte sich schon lange nicht auf etwas gefreut — eine ungewohnte Behaglichkeit durchzog ihren Körper. Während sie sich noch den Schlaf aus den Augen rieb, fing sie an, Pläne zu schmieden für den Tag. Sie freute sich auf alles — auf ihr Seebad, auf ihren Spaziergang, auf ihr Butterbrot und ihre Tasse Thee.

Mitten in ihre angenehme Gedanken hinein mischte sich plötzlich ein ödes Mißbehagen. Die Erinnerung an Frau Schlominger tauchte in ihr auf.

Sie fragte sich, ob es nicht doch unrecht von ihr sei, sich in Verkehr mit einer so merkwürdigen Dame zu setzen, wie Frau Schlominger es war. „Aber wenn Boshka sich keine Skrupel macht, brauche ich mir doch wahrlich auch keine zu machen,“ sagte sie sich; „was Boshka thut, kann ich auch thun, denn Boshka ist ein durch und durch anständiges Mädchen, und was thut sie nicht!“

Sie begriff nicht den immensen Unterschied zwischen der Toleranz, welche Boshka großen und kleinen Unregel-

mäßigkeiten entgegenbrachte, und der Gleichgültigkeit, zu welcher sie sich zwang. Die Toleranz Boshkas war eine angeborene Naturanlage, die mühsam erworbene Gleichgültigkeit Gertruds war ein willkürliches Abstumpfen ihres Anstandsgefühls — und ein erstes Brechen mit ihm. In dem übertriebenen Grauen, welches Gertrud jeder Ausschreitung entgegenbrachte, verriet sich unbewußt die Angst vor einer Gefahr. Für Boshka gab es keine Gefahr — insolgedessen war das Anstandsgefühl, jener Defensivinstinkt der weiblichen Natur, bei ihr nur schwach ausgebildet, sozusagen rudimentär. Sie kannte keine Zimperlichkeiten, aber sie kannte auch keine unlauteren Hintergedanken und keine unruhige Neugier. Von dem inneren Fieber, das Gertrud manchmal plagte, ohne daß sie eigentlich wußte, nach was ihr verlangte, ahnte Boshka nichts. Durch und durch human, sehr gutmütig, im allgemeinen warmherzig, war Boshka von allen Liebesbedürfnissen gänzlich frei. Im Innersten war sie fest davon überzeugt, daß es für ein Mädchen nichts Bequemereres auf der Welt giebt, als ledig zu bleiben; aber — und da schlug eine gewisse Spießbürgerlichkeit bei ihr durch — es hätte sie geniert, mit vierzig Jahren noch „Fräulein“ zu heißen, wie es sie geniert hätte, mit dreißig keinen Anbeter mehr zu haben.

Indes wollte sie noch ein paar Jahre lang ihren „Zwetschengarten“ in den Salon einschicken, um das Recht zu haben, sich auf die Künstlerin hinauszuspielen.

Sich auf die Künstlerin hinauszuspielen? . . .

Eigentlich ist das Wort zu hart. In gewissem Sinne war sie Künstlerin — Künstlerin durch ihr Empfindungsvermögen und ihr Sehvermögen — Künstlerin durch ihr Talent, die dürftigsten Dinge mit solchem Geschmaç zusammenzustellen, daß sie ein reizendes Gesamtbild abgaben — Künstlerin durch die Fähigkeit, jeder Situation einen Reiz abzugewinnen durch die Macht ihrer Illusionen, die ihr ermöglichten, eine elende Kupfermünze in ein Goldstück umzuwandeln.

Wenn sie auf einem Spaziergang einen schmutzigen Bettler mit einem Sack auf dem Rücken und mit Bindfäden umwundenen Leinwandlappen an den Füßen sah, so

geriet sie in Entzücken über den schönen Ton der Lumpen, in die er gehüllt war, und rief einmal um das andre: „Ein Rembrandt — ein Rembrandt!“

Sie sah Schönes, wo es andern nie eingefallen wäre, es zu suchen, und wenn man, ihrer Andeutung folgend, danach ausspähte, sah man es auch.

Alle Unzufriedenheit, alle Unruhe erstarben in ihrer Nähe, man tauchte mit ihr unter in ihren schönen, unschuldigen Illusionen.

Dabei war sie im Grunde ihres Herzens fabelhaft vernünftig.

Ihre Phantastereien verleiteten sie höchstens dazu, das Talent eines Kollegen zu überschätzen und ihm auf seine Zukunftsleistungen hin zweihundert Franken zu borgen, die sie selber nötig gebraucht hätte — dazu, sich für ihn anderweitig zu kompromittieren, verleiteten sie sie nicht. Sie war eben ein Neutrum, wie Lozonczyi sich ausdrückte — sie war immun!

Und Gertrud . . .

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Es war eine hübsche Zeit — die Zeit in Caneur! Wenn Gertrud später zurückdachte an alles, was sie durchgemacht seit jenem fürchterlichen Tage, an dem ihr Bruder ihr mitgeteilt hatte, daß sie sich von Lindenheim würde trennen müssen — wenn sie an alles dachte, was darauf gefolgt war, an alles — und sich hierauf fragte, was sie wohl von dieser langen Zeit ein zweitesmal würde erleben wollen, so waren es die zwei Monate in Caneur.

Biel später zog es noch einmal an ihrem Gedächtnis vorüber — das kleine Fischerdorf mit seinen malerischen Hütten, seinen schmalen, blumenduftigen Gärtchen — die grüngelben Dünenhügel mit hie und da aus dem feinen Sande herausstarrenden Büscheln von Strandgras, die beständig wechselnde Klang- und Farbensymphonie des Meeres, das Hinauswandern zur Arbeit am frühen Morgen, dann

das Seebad, das Frühstück oft recht frugal — aber wie es schmeckte! Und wieder Arbeit — angestrengte, anregende Arbeit bis in den Sonnenuntergang hinein — die Mahlzeit in dem trauten Raume, dessen Thür nach dem Gärtchen zu offen stand — und der stille ruhlsame Abend . . .

Boschka, die unter tausend spitzfindigen und geistreichen Vorwänden den Tag vertrödelte hatte, benützte den Abend zum Arbeiten, das heißt sie bemühte sich, mit Nadel und Pinsel irgend einen Gegenstand zu verschönern, der zur Dekoration ihrer Pariser Wohnung bestimmt war. Gertrud im Gegenteil, von der gesunden Anstrengung des Tages ermüdet, lehnte in einem der alten Großvaterstühle neben dem Kamin zurück und regte keine Hand.

Zum erstenmal fühlte sie sich versöhnlich gestimmt gegen ihr neues Leben — zum erstenmal fühlte sie, daß, wenn es ihr viel genommen, es ihr andererseits manches gegeben habe und noch mehr zu geben hatte — sie hörte auf, sich gegen seine schlechten Seiten zu sträuben und begann, sich an seinen guten Seiten zu erfreuen.

Die Dämmerung sank und sank — man zündete die Lampe an — die Motten flogen herein.

Man hörte das Anbrausen der Wellen am Strande. Auf und nieder — auf und nieder schwoll der Klang, mächtig ansteigend, traurig verhallend. Ein geheimnisvoller Zauber sprach aus dieser Eintönigkeit. Gertrud war's, als schwebe ein Schlummerlied zu ihr herüber aus einer andern Welt — ein Schlummerlied, in dem ihre Erinnerungen versanken.

Wie ein heilender Balsam glitt das wundersame Rauschen über ihre traurige, zerrissene Seele dahin, und die alten Wunden hörten auf zu bluten, und die alte Sehnsucht hörte auf zu schreien.

Ihr Bewußtsein verwischte sich. Den großartig fallenden und steigenden Klang noch immer in den Ohren, fing sie an, zu träumen. Ihr war's, als hätte eine große, weite Welle ihr altes Leben hinweggerissen und treibe es nun siegreich unerbittlich mit sich fort — Lindenheim — die Mutter — den Bruder — Bill — ihre auf Familientraditionen gestützten Vorurteile — alles hatte die Welle

mitgenommen — alles! Und Gertrud stand am Ufer und ließ es geschehen und fühlte nichts als eine große Müdigkeit, einen Wunsch, auszuruhen.

Da über die Wellen hin sauste mit zornigem Flügelschlage die Chimäre und schrie: „Du sollst keine Götter haben neben mir! — Du sollst keine Götter haben neben mir!“

Gertrud machte auf — der Schrei einer Möwe hatte sie geweckt. Sie wollte lachen darüber, daß ihr das Märchen von der Chimäre eingefallen war.

„Du brauchst mir ihr Lied nicht mehr zu singen!“ sagte sie sich — „möchte wissen, was sie mir noch zu nehmen hätte — was ich noch aufgeben könnte! Was? . . . Was? . . .“

Ende des ersten Bandes.

Engelhorn's Allgemeine Romanbibliothek.

Eine Auswahl der besten modernen Romane aller Völker.

Vierzehnter Jahrgang. Band 8.

Die Heimkehr.

Roman in zwei Bänden

von

Ossip Schubin.

La morale n'est qu'une partie de
l'esthétique mais sa condition foncière.

G. Flaubert.

Zweiter Band.



Stuttgart.

Verlag von J. Engelhorn.

1897.

Alle Rechte, namentlich das Uebersetzungsrecht, vorbehalten.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Zweites Buch.

(Fortsetzung.)

Dreißigstes Kapitel.

Ein heller Frühlingstag — Ende April. Die Sonne brennt heiß zwischen zwei bleigrauen Wolken heraus und lockt laue Dünste aus dem vom letzten Regenschauer feuchten Asphalt.

„Wohin des Weges?“ ruft Herr Braun jovial einem jungen Mädchen zu, das, ein Bündel Pinsel unter dem Arme, knapp vor ihm über das Trottoir des Boulevard Raspail schreitet.

Auf die Worte Herrn Brauns hin wendet die Angerufene sich um — es ist Gertrud von Glomm.

„In die Crémérie Morel,“ gibt sie dem Journalisten zur Antwort, indem sie ihm die Hand reicht.

„Ah, da streben wir ja demselben Ziel entgegen!“ erwidert er und schließt sich ihr ohne weiteres an.

Er trägt einen sehr verschossenen, dunkelgrauen Anzug, der auf der Brust mit einem Rotweinsfleck befleckt ist, sie ein braunes Wollkleid mit einem durchgestoßenen Saum und einen kleinen Matrosenhut.

Wenn sie vor drei Jahren, das heißt gleich nach ihrem Auftauchen im Chimäristenviertel, neben ihm auf der Straße gesehen worden wäre, hätte der Abstand zwischen den beiden die Vorübergehenden sonderbar berührt.

Jetzt gibt es keinen Abstand mehr zwischen ihnen — ein armer Schriftsteller — eine arme Malerin — gute Kameraden, die denselben Weg zu ziehen haben — was weiter? . . .

Die Crèmerie, nach welcher sie sich begeben, befindet sich an der Ecke des Boulevard Raspail, ein kleiner Milchladen mit einem großen, kleinscheibigen Fenster in braunroter Holzverkleidung, vor dem Fenster auf dem Asphalt graue Milchkannen mit messingenen Etiketten, hinter dem Fenster Stöße von Tellern aus dickem, weißem Steingut, eiserne Bestecke mit schwarzen Holzgriffen, ein paar Glasgefäße mit saueren Gurken und eingelegten Paradiesäpfeln, eine Schüssel mit Salat aus blauroten Rübenscheiben und eine zweite mit schwarzen Pflaumen — dazwischen eine halb zerschlagene, blaue Delftvasc, aus der ein Strauß gelber Jonquillen herausblüht, und sehr viele verschiedene Arten von Käse.

In der Crèmerie befindet sich auf der einen Seite der zinkbedeckte Zahltisch, an der gegenüberliegenden Wandfläche hängt ein stark nachgedunkeltes Frauenporträt in spanischer Hoftracht, welches für einen van Dyck gilt und dem kleinen Raume ein künstlerisches Gepräge verleihen soll, und unter dem Bilde sitzen an zwei Tischen sechs Damen; gute Bekannte Gertruds, strecken sie ihr die Hände entgegen. Alle sechs tragen Pulswärmer, und alle sehen genau so abgerissen und schlecht gebürstet aus wie Gertrud — das heißt wie Mädchen, die jeder persönlichen Bedienung entwöhnt sind. Fünf von ihnen tragen dieselbe Art Matrosenhut, nur die sechste — Fräulein Lindner — ist geschmückt mit einem merkwürdigen, weitläufigen, zimtfarbigen Kopfsputz, auf dem allerhand Federn einander melancholisch zunicke, als ob sie, eine Gesellschaft gefallener Größen, die bessere Tage gekannt, ganz erstaunt und etwas gerührt davon wären, sich am Schluß einer langen, anstrengenden und wechselvollen Laufbahn an dieser Stelle wieder einmal vereinigt zu finden.

Boschka Dolezal pflegt zu behaupten, der Hut ihrer Freundin Helene Lindner käme ihr vor wie ein Märchen von Andersen — jeder einzelne Bestandteil habe seine eigene Biographie; Fräulein Lindner hat ihren zimtfarbenen Hut wie ihren gleichfalls zimtfarbenen Dolman im Temple gekauft — Hut und Mantel, beide zusammen um fünfundvierzig Franken. Sie soll in ihrer ersten Jugend hübsch gewesen und gefeiert worden sein und hält infolgedessen auf Toilette. Sie hat ein verblühtes Madonnengesicht,

trägt Scheitel und macht in Wohlwollen und Sentimentalität. Ihr ganzes Wesen dampft förmlich von Idealismus, jenem sterilen, schwunglosen Idealismus, der, wenn er kann, aus der Ironie den Stachel samt dem Witz herausreißt, andererseits nicht ungern der Begeisterung hemmend in die Flügel greift, und der den gesponnenen Zucker seiner süßlichen Weltanschauungen mit ruckloser Unparteilichkeit gleichermaßen über Ananaskompott und Schweinebraten hinzieht. — Sie ist die einzige unter den Anwesenden, welche sich bereits recht anständig ihren Unterhalt verdient, und die einzige, welche nicht malt. — Ehemals Schülerin von Liszt — ist sie jetzt Klavierlehrerin und die Bemittelteste unter den Anwesenden — daher Dolman und Federhut. Zur Vervollständigung der Charakteristik ihrer äußeren Erscheinung sei hier noch erwähnt, daß sie ebenso wie ihre fünf Genossinnen sich durch eine malerische Lockerheit der Gewandung um den Hals herum auszeichnet. Keine der sechs Künstlerinnen in der Crêmerie Morel fügt sich dem Zwange eines Stehfragens. Uebrigens haben die sechs Damen außer ihrer gemeinschaftlichen Antipathie gegen Stehfragen noch mehrere gemeinschaftliche Eigenschaften. Sie sind alle vergnügt und alle mit einer Neigung behaftet, jede kleine Sache zu einem wichtigen Ereignis aufzubauen, sie größer zu sehen als sie ist. Das Leben kommt ihnen dadurch interessant vor. Und das ist ein Vorteil.

Bei Gertruds Eintritt sind die sechs gerade damit beschäftigt, unter viel Gelächter darüber abzustimmen, welche von ihnen sich an der Bestellung eines Fromage à la crème beteiligen will. Der Fromage à la crème zeigt sich als erschwinglich, weil mehrere von ihnen seit vielen Tagen auf Servietten verzichtet haben, die in dieser Crêmerie extra bezahlt werden müssen.

Braun zieht sich nach einer fordbialen Begrüßung hinter eine Glaswand zurück, die das Lokal in zwei Räume abteilt; Gertrud setzt sich zu den Damen.

Man hält in dieser Crêmerie auf Moral und infolgedessen auch auf strenge Trennung der Geschlechter — was am Boulevard Raspail offenbar als die einzig wirksame Art erscheint, die Moral zu befestigen.

„Es ist ein himmlisch schöner Tag,“ lispelt die Lindner Gertrud zu. „Finden Sie nicht?“

„Ja, sehr schön,“ wiederholt Gertrud, die sich indessen ein Beefsteak bestellt.

„Ach, Lindner, man soll den Tag nicht vor dem Abend loben; ich glaube, wir bekommen auch noch ein furchtbares Gewitter — aber jedenfalls nähern wir uns der schönen Jahreszeit,“ sagte die Freundin der Pianistin, eine Schweizerin, eine gutmütige, dicke Person mit schönem, blondem Haar, das sie weder die Geduld hat, ordentlich zu pflegen, noch das Herz, abzuschneiden. — „Brr!“ sie reibt sich die Hände — „wenn ich der Wintermonate gedenke, wo die Thüre nach der Straße zu immer geschlossen bleiben mußte, und der Boden dieses Lokals voll nassen Stroh und die Luft voll Kohlendunst und Ruß war! . . .“

„Ich erinnere mich stets nur der guten Stunden in meinem Leben, Müller,“ erklärte die Lindner.

„Hören Sie, Lindner,“ entgegnet ihr die Schweizerin — diese Damen nennen einander beim Familiennamen wie die Männer — „hören Sie, Lindner, das ist eine Ungerechtigkeit, die Sie damit an den guten Stunden begehen. Solange die schlechten Stunden dauern, schneide ich keine Gesichter, wenn aber die guten gekommen sind, so erinnere ich mich der schlechten, um die guten doppelt zu genießen. — A propos, Glimm,“ sich an Gertrud wendend — „haben Sie bereits das ‚Assommoir‘ von Zola gelesen? — Dann geben Sie es mir zurück — die Payne möchte sich gerne hinein vertiefen.“

„Ich liebe Zola nicht,“ seufzt die Lindner; „ich liebe es nicht, wenn man sich solange bei den Schattenseiten des Lebens aufhält — das verleidet mir auch Lozonczyis Malerei.“

„Zola und Lozonczyi! — Die Zusammenstellung ist großartig!“ lacht die Schweizerin. „Zola und Lozonczyi! — Es gibt kaum zwei verschiedenere Künstler. Nur in einem begegnen sie sich, daß sie nämlich beide große Romantiker sind!“

„Wissen Sie bereits, daß Fanny Solany ihm zu seinem neuen Bilde steht?“ wendet sich die Lindner an Gertrud.

„Nein, ich wußte es nicht,“ erwidert diese rasch und etwas verdrießlich, von ihrem Teller aufsehend.

„Ich begreife, daß sie ihn begeistert,“ erklärt Fräulein

Lindner sententiös, „aber ich wundere mich eigentlich, daß sie sich entschlossen hat, ihm zu stehen.“

„Lindner! Lindner!“ — die dicke Schweizerin droht ihr mit dem Finger — „thun Sie nur nicht so, als ob wir nicht alle vor Stolz bersten möchten, wenn er uns aufforderte, für ihn zu stehen! Łozonczyi ist für uns genau, was für Sie ihrer Zeit Franz Liszt war. Und ich frage Sie, was Sie Franz Liszt verweigert hätten!“

Fräulein Lindner schlägt bedeutungsvoll die Augen nieder, fächelt sich mit ihrem Taschentuch und sagt: „Franz Liszt war für uns ein König, ein Gott! Der machte allerdings mit uns, was er wollte.“

„Ganz wie Łozonczyi mit unsereinem,“ erklärte die dicke Müller; „ich bin in der Lage, die Sache objektiv zu betrachten, mich wird er nicht auffordern, ihm eine Grazie zu stehen. Aber ich sage offen, daß es mir schmeicheln würde!“ Ein übermütiges Gelächter beantwortet diese bedächtig und kaltblütig geäußerte Bemerkung.

„Nun, mir möchte es auch schmeicheln, wenn er mich auffordern würde, ihm zu posieren,“ erklärt nachdenklich eine kleine, flachbrüstige, noch sehr prude Schottin, Miß Effie MacIntosh; „es kommt nur darauf an, für was.“

„Ganz recht!“ entgegnet die Schweizerin, „es kommt nur darauf an, für was!“

Ein zweites Gelächter ertönt, und diesmal ist die Heiterkeit der Damen so unbändig, daß Braun, sowie St. Prix aus der Glashür heraustreten, hinter welcher sie gemeinschaftlich gefrühstückt haben, und fragen, was es gibt.

Eine ausführliche Erklärung folgt, dann schließt sich das männliche Gelächter dem weiblichen an, und endlich sagt Braun: „Na, Fanny Isolany würde vielleicht auch nach dieser Richtung hin keine Bedenken zeigen,“ worauf St. Prix, welcher in sie verliebt ist, ihm nachdenklich entgegnet: „Sie geht sehr weit, die Isolany, aber sie macht alles, was sie macht, mit einer solchen Furchtlosigkeit und Grazie, daß es ihr gut steht. Es gibt große, furchtlose, weibliche Naturen — Naturen, die aus Blitz und Sonnenstrahlen zusammengewoben erscheinen, und in denen eine solche Fülle von Leben vibriert, daß sie alles thun dürfen, was ihnen durch den Sinn fährt, was der Impuls von ihnen verlangt, ohne daß sich die Neue je an sie heran-

wagt. Gott selbst hat ihnen nichts vorgeschrieben, er fühlt sie als seinesgleichen und sagt: „Thue du, was dir gefällt — ich hindere dich an nichts, ich freue mich an dir!“

St. Prix, welcher diese ganze Rede im fein nüancierten Tone eines Schauspielers des Théâtre français vorgetragen hat, biegt, die Augen schließend, sein Haupt zurück und streckt die Arme in die Höhe. Diese Apotheose Fanny Isolanys ist seinem letzten Roman entlehnt, den er ebenso wie die vorhergehenden nicht anbringen kann.

„Und eines dieser weiblichen Vitalitätsgenies soll die Fanny Isolanys sein?“ fragte Braun.

„Ich stell' sie sehr hoch,“ predigt St. Prix, „ich glaube, es fehlen ihr nur die äußeren Umstände dazu, sich zu einer Kleopatra oder Katharina von Rußland zu entwickeln!“

„Die einzige Entschuldigung für den Schwulst, welchen Sie uns da vorschwabbeln, ist, daß Sie kein Wort deutsch verstehen, mein Lieber,“ erklärte ihm Braun, „und daß Fanny Isolanys sehr schlecht französisch spricht und Sie infolgedessen ihre geistigen Fähigkeiten nicht beurteilen können. Arme, kleine Fanny! . . . Kleopatra! . . . Katharina! . . . Die ist höchstens eine Carmen. Uebrigens ist das schon sehr viel, und es hat etwas Pikantes, eine Wiener Hofrathstochter, in die sich die Natur einer spanischen Gitana hinein verirrt hat. Hübsch ist der Racker, ich kann es Lozonczyi nicht verargen, daß sie ihm gefällt!“

Die Damen erheben sich, um neu eintretenden Frühstücksgästen Platz zu machen.

Fräulein Müller sammelt Stimmen für eine Landpartie nach Meudon — „es wäre doch zu schade, das schöne Wetter nicht zu genießen!“ meinte sie.

Die andern Damen geben ihr recht, auch die Lindner erklärt ihre Bereitwilligkeit, die Malerinnen nach Meudon zu begleiten. Nur Gertrud schließt sich von dem Unternehmen aus. Die Stirne runzelnd, geht sie ihrer Wege.

„Was hat sie nur?“ fragte die Lindner, ihr nachsehend.

„Sie ist eifersüchtig auf die Isolanys,“ sagt achselzuckend die Schweizerin.

„Nun, mit der kann sie freilich nicht konkurrieren!“ bemerkte St. Prix, „besonders nicht in der Gunst ihres angebeteten Meisters Lozonczyi!“

„Lassen Sie das gut sein,“ entgegnet ihm Braun, „eine bildschöne Person ist sie noch immer, aber sie hat sich sehr verändert, sehr!“

Einunddreißigstes Kapitel.

Ja, sie hatte sich sehr verändert! Arme Gertrud! Die Kluft zwischen ihrem ehemaligen und ihrem jetzigen Leben war sehr breit geworden, so breit, daß die Flügel der Erinnerung nicht mehr die Kraft hatten, sie hinüberzutragen. Die Zeit in Caneur war weit, und das Leben am Boulevard Malesherbes war weit, und erst Lindenheim — weit, weit! Wie viele Jahre zwischen ihrem „Sonst“ und ihrem „Jetzt“ lagen, hätte sie kaum anzugeben gewußt. Anfangs hatte sie sich bemüht, zu vergessen — jetzt war ihr das Vergessen zur Gewohnheit geworden. Dämmerung hatte sich über ihre Vergangenheit gebreitet.

Das alte Leben war tot, aber auch die alte Gertrud existierte nicht mehr — sie hatte sich nicht nur verändert, sie hatte sich verwandelt! Eine ganz neue Gertrud war an ihre Stelle getreten — eine Gertrud, die ruhig und ohne Widerwillen mit einer Klasse von Menschen verkehrte, bei denen das Mitleid und die Gewohnheit alle sittlichen Unterschiede verwischt hatten — eine Gertrud, die gegen diese chaotische Sittendämmerung nicht mehr protestierte, und nicht das Bedürfnis fühlte, darin Licht zu verbreiten.

Was sie sonst als Fundamentalgrundsätze weiblicher Sittlichkeit erachtet hatte, waren für sie nur noch soziale Gewohnheiten. Im Grunde war sie noch gerade so rein wie früher, aber es war nur eine materielle Reinheit mehr, keine innerlich seelische. Das heilig Geheimnisvolle, aus schöner Unkenntnis, keuscher Scheu, hilfloser Zartheit und herbem Seelenstolz verwobene Etwas, das um die Frau einen bannenden Zauber webt, den kein Mann zu durchbrechen wagt, war verschwunden — die Schranke, die ihre Erziehung zwischen ihr und männlicher Zudringlichkeit aufgerichtet hatte, existierte wohl noch immer, doch war sie unglaublich schwach geworden — Gertrud wußte selber nicht,

wie schwach sie geworden — und die Schranke zwischen ihr und der männlichen Rücksichtslosigkeit war längst gefallen.

Der Unterschied zwischen dem Empfinden, welches man ihr jetzt entgegenbrachte, und dem, das man ihr früher entgegenzubringen pflegte, war derselbe wie der, den man einer geweihten und einer säkularisierten Kirche entgegenbringt. Selbst ein Ungläubiger wird in einer geweihten Kirche von einem Gefühle bangsamer Ehrfurcht veranlaßt, seine Stimme und seine Ausdrucksweise zu dämpfen, während in einer, die zu einem nüchternen Wohnraume umgestempelt worden ist, sich der Gläubigste nicht scheut, zu sagen, was ihm durch den Kopf fährt. Nur manches Mal umschauert's ihn noch wie eine plötzliche Gespensterfurcht, wie eine undeutliche Trauer um etwas Schönes, Heiliges, das verschwunden ist.

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Eine Atmosphäre allgemeiner Lockerung der Disciplin, eine Atmosphäre gemächlich genossener Trägheit, wie sie gewöhnlich auf die übermäßigen Strapazen folgt, welche der Beschickung des Salons vorangehen, umschwebt den Tempel der großen Chimäre. Der Salon ist längst besetzt — auch die Zeit erwartungsvoll fiebernden Zweifels vor dem Urteilspruch der Jury ist vorbei.

In dem kleinen Hofe stehen ein paar junge Maler, plaudernd und lachend. Niemand scheint an die Arbeit zu denken, niemand an Gertrud, die mit ihrem Malgerät eine an Hühnersteigen erinnernde Freitreppe hinaufschreitet, über der sich, an Drahtfäden gezogen, eine grüne Laube von noch kärglich und zart belaubten wilden Weinranken wölbt. Die Treppe führt in einen großen, grauen, staubigen Raum, in dem sich drei oder vier Reihen von Stühlen und Bänken amphitheatralisch um einen Modelltisch gruppieren. Ueber den Bänken hängen unter sehr großen Reflektoren Lampen von der Decke herab. Dieses Atelier wird im Winter zum Nachtzeichnen benützt.

Alles, was sich darin befindet, ist von nicht zu beschreibender Verstaubtheit, die Wände überall mit Oelfarbenflecken beflegt, dazwischen hängt irgend ein Gipsabguß oder eine von eingetrockneten Farben schwere Palette.

In einer Ecke befindet sich ein Pianino, und neben dem Pianino Signor Hudry Menos, in ungestärktem Hemde, schlottrigem Anzuge und weichem, schwarzem Filzhut, sehr damit beschäftigt, das Modell für die neue Pose herzurichten. Dieses Modell — es heißt Alhambra, welchen Namen es sich selbst, weiß der Himmel warum, gewählt hat — ist ein etwa fünfzehnjähriges Ding mit üppigem, rotem Haar, bleichem, stumpfnäsigem, mit Sommersprossen besätem Gesicht und einem schlanken, halbreifen Körper.

Gewisse Angstlichkeiten und Verlegenheiten in den Bewegungen der Kleinen deuten darauf hin, daß ihr Gewerbe ihr neu und peinlich ist. Sie flößt Mitleid ein. Zitternd und ungeschickt steht sie da in einem weißen Gazehemd und himmelblauen, türkischen Bauschhosen. Hudry Menos schlingt eine vielfache Kette von Zechinen um ihren weißen Hals, fährt ihr mit seiner kurzen, behaarten, roten Taze in das volle Haar, um es recht zu zerzausen, worauf Alhambra mit der ängstlichen Bereitwilligkeit eines verprügelten Aeffchens, das im Zirkus seine Kunststückchen produziert, den Modelltisch besteigt und sich auf einem für sie vorbereiteten Sitz niederläßt. Hudry Menos legt ihr einen großen, vergoldeten Teller und einen Handschar auf die Kniee. Sie soll eine Salome darstellen. Gertrud ist vorläufig die einzige, welche sich im Atelier zur Kostümpose eingefunden hat. Anfangs zeichnet sie sehr emsig. Plötzlich wendet sie den Kopf. Von unten tönt eine gutmütige, immer zwischen zwei Registern herumjodelnde Stimme hinauf — die Stimme Fanny Isolanns. Sie macht sich, wie gewöhnlich, populär bei den Modellen und schäkert mit den Malern. Nach einer Weile erscheint sie, und zwar in Begleitung einer sehr blonden Schwedin, die kein Korsett und keine Handschuhe trägt, und von der man nicht genau weiß, ob sie unter ihrem Regenmantel ein Kleid an hat. Dann gesellen sich noch zwei Russinnen hinzu. Im übrigen bleiben die Bänke leer. Der Frühling hat fast alles, was gehen kann, hinausgelockt. An denen, welche seiner Einladung nicht gefolgt sind, rächt er sich, indem er ihnen die Glieder und

das Herz schwer macht und tausend verwirrende Vorstellungen von unerreichbaren oder längst verlorenen Dingen in ihren Seelen weckt.

Abgemattet und melancholisch sitzen die Malerinnen vor ihren Staffeleien, ohne mit der Arbeit vorwärts zu kommen.

Einer der Maler schickt ihnen ein paar Gläser kaltes Bier. Er hat einen Preis bekommen für gutes Zeichnen, und dem Brauche gemäß zeigt er sich bei diesem Anlaß großmütig gegen seine Kolleginnen. Gierig setzen die Malerinnen ihre heißen Lippen an die kalten Gläser — Gertrud wie die andern.

Sobald sie das Bier ausgetrunken hat, stellt Fanny Isolany ihr Glas weg, nimmt den Pinsel noch einmal auf, macht zwei Striche an der himmelblauen Atlashose der Salome, legt ihn nieder und seufzt. Gertrud kann heute kaum die Augen von ihr wegwenden. „Was fesselt ihn denn eigentlich an sie?“ fragt sie sich.

Eine Schönheit ist sie, die Wienerin, das läßt sich nicht leugnen, und dabei jung . . . jung . . . noch keine Falte in ihrem Gesicht — die Haut weiß, ungewöhnlich glatt, die Augen sehr eigentümlich, blau und von breiten, braunen Schatten eingefast, die Lippen stark und dunkelrot, nicht sehr gut geformt, aber ausdrucksvoll, das Näschen etwas gebogen.

„Hm! hübsch ist sie,“ gesteht Gertrud sich zu; dann, in ihren Grübeleien fortfahrend, sagt sie sich: „Ich war zehnmal schöner als sie. Das bißchen Schönheit kann's nicht sein. Was also fesselt Lozonczy an sie? . . .“

Plötzlich erhebt Fanny Isolany ihre Stimme: „Wißt ihr, was mir der Mathews unten g'sagt hat?“ bemerkte sie.

„Na, was hat er dir gesagt?“ fragte in unbeholfenem Deutsch die Schwedin. Fanny ist mit dem halben Atelier auf „du und du“ und trotz ihrer angezweifelte Sitten sehr beliebt.

„Na, daß ein Bild von irgend einem Maler, Millet heißt er, glaub' ich, kürzlich um fünfhunderttausend Franken verkauft worden ist. Ist's zu glauben? Es soll in der Zeitung g'standen haben.“

„Darum, weil's in der Zeitung gestanden hat, muß es noch nicht wahr sein,“ entgegnete die Schwedin.

„Aber es ist wahr,“ fällt hier eine der Russinnen ein, „mein Onkel hat mir's gesagt.“ Diese Russin sieht gerade so schlecht gebürstet aus wie die andern Malerinnen, und wohnt in einer Mansarde irgendwo in der Nähe des Invalidendomes, aber sie hat einen Onkel bei der Botschaft, und der ist eine unanzweifelbare Autorität.“

„Wann unsereins so 'was z'am brächt!“ seufzte die Isolany.

„Was?“

„Na, a Bild zu verkaufen um fünfhunderttausend Franken. Gott! wär' das schön!“

„Freilich!“ meint die Schwedin und leckt sich die Lippen. „Sag, Isolany, was schenkst du uns, wenn du einmal ein Bild um fünfhunderttausend Franken verkauffst?“

„Ich?“ — Fanny Isolany faltet ihre weißen Hände hinter dem Genick und biegt ihren vollen Oberkörper weit zurück. „Ich?“ wiederholt sie noch einmal und lacht gutmütig, wobei sie zwei Reihen blendend weißer Zähne zwischen ihren vollen, sinnlichen Lippen zeigt. Dann in ihrem phlegmatisch singenden wienerischen Idiom sagt sie: „Bis i a mol zu aner halben Million Franken komm', da schenk' i euch nix. Wann i a halbe Million hab', heirat' i und lad' euch meinetwegen alle auf mei Hochzeit.“

„So — so, Abtrünnige! Also heiraten willst du?“ schreien die Russinnen.

„Aber natürli!“ entgegnet sie kaltblütig — „und ihr vielleicht nöb? Wann ihr nur könntet! Wir thun ja alle nur Farben verderben aus Desperation — alle, wie wir da sind!“

„Sie ist heute weltchmerzlich aufgelegt, die Fanny,“ lachen die Kolleginnen.

„Bitt' euch, i bin g'sinnt wie eine, die weiß, daß sie mit ihrer Malerei ebenso wenig was aufstecken wird, als sie mit ihrer Singerei was aufg'steckt hat. Was bin i denn für a Künstlerin — i —? A hübsches Mädel bin i — und wann das a mol aus is — kopfüber in die Seine — i stell' mir's lebhaft vor, wie i auss'eh'n werd' in der Morgue. Du mei Herr Jesus! — Habt's no a Tropfen Bier?“

Es ist keins mehr da. Die Wienerin packt ihre Pinsel zusammen und entfernt sich.

„Romisches Geschöpf,“ sagte die Schwedin.



„Elle est charmante,“ versicherte eine der Russinnen — die zweite. Sie hat keinen Onkel bei der Botschaft, aber ihre Mutter war eine Fürstin.

„Ich finde sie abstoßend gemein,“ erwidert Gertrud ärgerlich.

Kurze Zeit darauf tritt Dozonczyi ein. Kaum daß er die Malerinnen begrüßt hat, fragt er: „War die Isolany nicht hier?“

„Ja, sie ist soeben fort,“ erwidert ihm die Schwedin.

„Zu dumm!“ ruft er ärgerlich, mit den Fingern schnalzend, „zu dumm! — Ich hatte ihr etwas zu sagen. Guten Tag, meine Damen!“ Damit will er sich entfernen. Die Russin mit dem Botschaftsonkel ruft ihn zurück. „Wollen Sie sich unser denn durchaus nicht erbarmen, Meister?“ sagt sie vorwurfsvoll — „wir verdienen ein Prämium für unsern Fleiß.“

Er wendet sich um, lächelt etwas verlegen, tritt dann bereitwillig und, wie er versichert, mit dem größten Vergnügen an die Staffeleien sowohl der beiden Russinnen als der Schwedin heran, spricht ausführlich über ihre Leistungen und malt jeder etwas in ihre Studie hinein. Gertrud blickt er nur flüchtig über die Schulter, sagt: „nicht übel“ und will forteilen. Schon seit längerer Zeit zeigt er Gertrud eine gewisse Gereiztheit, obzwar sie sich jetzt in Freundlichkeiten ihm gegenüber geradezu überbietet.

Als er von ihr forteilen will, hält sie ihn am Armel fest: „Warum behandeln Sie mich so schlecht?“ sagt sie, nicht ohne Koketterie zu ihm aufsehend.

„Ich wüßte nicht, daß ich Sie schlecht behandelte,“ erwidert er.

„Das wissen Sie nicht einmal,“ meint Gertrud mit einem gezwungenen Lachen.

„Nun, ich behandle Sie doch genau wie alle andern,“ entgegnete er ihr hierauf, zugleich verlegen und schroff.

„Sonst behandelten Sie mich eben anders.“ Sie wirft den Kopf zurück, die Koketterie in ihrem Blick verrät sich deutlicher und in ihrem Lächeln liegt fast eine Herausforderung. Er sieht sie prüfend aus zwinkernden Augen an, worauf sie sofort ihre Sicherheit verliert, heftig errötet und sehr schüchtern wird.

„Verzeihen Sie die dummen Worte,“ murmelt sie;

„ich weiß es ja, daß ich auf eine persönliche Bevorzugung keinerlei Ansprüche erheben kann.“

Jetzt sieht er ihr voll in die Augen. „So, wissen Sie das wirklich?“ fragt er scharf.

„Natürlich!“ stottert sie, immer unsicherer werdend — „ich meinte nur . . . Sie wissen, wie außerordentlich wichtig mir Ihre Ratschläge sind für meine Kunst — und letzterer Zeit waren Sie damit sehr karg.“

„Ach so . . . also nur um meine Ratschläge für Ihre Kunst handelt es sich,“ wirft er etwas spöttisch vor sich hin.

„Nun ja . . . Sie begreifen . . .“ Sie ist jetzt ganz verwirrt, sie hat das Gefühl eines Menschen, der zu schwimmen versucht, ohne es recht zu können, und der plötzlich den Boden unter seinen Füßen verloren hat. Eine gräßliche Beklemmung schnürt ihr die Brust zusammen und benimmt ihr den Atem. Sie empfindet die Nähe einer Gefahr, die sie unvorsichtig selber heraufbeschworen hat, und tritt einen etwas überhasteten Rückzug an.

„Ich wollte nur sagen, daß Sie . . . daß Sie den Eindruck machen, unzufrieden mit meinen Leistungen zu sein,“ murmelt sie.

Er mustert sie aufmerksam vom Kopf bis zu den Füßen. Auf sein Gesicht tritt ein Ausdruck mißmutigen Mitleids.

„Mir scheint's, als ob ich . . . in . . . in . . . meiner Malerei hinter dem zurückgeblieben wäre, was Sie von mir erwartet hatten,“ setzte sie leise hinzu.

Die andern Schülerinnen haben sich anfangs an Gertruds Staffelei gedrängt, wie es der Brauch ist, wenn der Meister eine der Schülerinnen mit seiner Weisheit beglückt. In solchem Falle wollen alle ihren Teil davon haben. Als sie aber trotz ihrer mangelhaften Kenntnis der deutschen Sprache merken, daß es sich zwischen Lozonczyi und Gertrud um rein persönliche Dinge handelt, ziehen sie sich zurück. Nach einer Weile verlassen sie das Atelier, nicht ohne im Hinausgehen Bemerkungen zu wechseln, die weder Gertrud noch Lozonczyi angenehm berührt hätten.

Die beiden sind so vertieft ineinander, daß sie das Verschwinden der Malerinnen nicht beachtet haben. Erst als das kleine Modell, welches indessen sein theatrales Salomekostüm mit einem ärmlichen, aber anständigen Straßen-

kleidchen vertauscht hat, an sie herantritt, um sich zu verabschieden, merken sie, daß das Atelier leer geworden ist.

Nachdem sich die Thür auch hinter Alhambra geschlossen hat, verdoppelt sich Gertruds Befangenheit. Sie will aufbrechen.

„O, du heilige Zimperlichkeit!“ höhnt sie Dozonczi; „haben Sie wirklich nicht die Courage, mit mir allein zu bleiben?“

„Aber, ich bitte Sie, ich . . .“ plötzlich auffahrend, ruft sie: „Sprechen Sie nicht in diesem Tone zu mir — ich kann's nicht vertragen!“ Und sie bricht in Thränen aus.

Er gerät außer sich.

„Das ist schrecklich — nein, nur das thun Sie mir nicht an!“ ruft er, ihre Hände in die seinen nehmend und eine nach der andern an die Lippen ziehend — „ich hab' Sie ja wirklich lieb — viel lieber als Sie glauben — Sie brauchen's auch gar nicht zu wissen, wie lieb . . . aber eben deswegen thut's mir . . . weh, Sie so . . . mit einem Worte . . . so elend verkümmern zu sehen.“

„Was soll ich denn machen? — Ich kämpfe ja gegen mein Schicksal, wie ich kann!“ schluchzte Gertrud.

„Meiner Ansicht nach kämpfen Sie schlecht,“ erklärt er. Er hat ihre Hände losgelassen und geht mit großen Schritten in dem Atelier auf und ab. „Soll ich Ihnen die Wahrheit sagen?“

„Ja,“ murmelt sie — „machen Sie Ihrer Unzufriedenheit Luft.“

„Nun denn! — Sie sind halb! — Das ist das Aergste in solchem Falle. Wenn Sie Ihren alten Vorurteilen . . . hm! ich wollte sagen Lebensanschauungen, treu bleiben, sich in ein genügend anständiges, klägliches Dasein fügen wollten, so würde ich sagen, allen Respekt — es ist Ihre Sache, führen Sie's durch. Aber in so etwas können Sie sich nicht fügen, Sie haben . . . nun, mit einem Wort, viel zu viel Temperament dazu — da versuchen Sie ein Kompromiß zu schließen — Sie zigeunern mit allen möglichen Menschen herum, bringen sich ins Gerede und halten doch noch an all Ihren alten Engheiten und Unnatürlichkeiten fest, verbrauchen Ihre besten Kräfte in einer unbewußten Selbstbeherrschung. Entweder — oder! Für ein Geschöpf wie Sie gibt es nur zwei Dinge: entweder Sie werden

Nonne — oder Sie heiraten. Und wenn Ihre Verhältnisse eine Heirat nicht zulassen, dann, zum Teufel noch einmal — machen Sie einen Strich über Ihre Zimperlichkeit — wagen Sie sich ins Leben hinein! Ich versichere Ihnen, wenn Sie einmal eine berühmte Künstlerin geworden sind, wird kein Hahn danach krähen, ob Sie eine Vergangenheit haben oder nicht. Ja . . . was ist Ihnen?"

Sie ist totenbleich geworden — sie hält sich an einem Stuhle fest, um nicht zu schwanken — dann, ohne ein weiteres Wort, verläßt sie das Atelier.

„Dummkopf, der ich war!“ murmelt knirschend Lozonczyi — „wer hieß mich auch gleich so brutal ins Zeug gehen! Nun hab' ich sie für immer abgeschreckt und verschreckt!“ Nachdenklich zieht er die Brauen zusammen, dann plötzlich, mit den Achseln zuckend, fügt er hinzu: „Wer weiß!“

Dreißigstes Kapitel.

Fast zwei Wochen waren seit Lozonczyis heftiger Auseinandersetzung mit Gertrud verstrichen.

Während dieser ganzen Zeit hatte er seine Lehrthätigkeit in dem Damenatelier unterbrochen. Zweimal hatte er unter nichtigen Vorwänden sein erwartetes Erscheinen abgesagt.

Gertrud verlor den Kopf — sie mußte sich mit ihrer Arbeit keinen Rat — sie fing an zu bereuen, daß sie seine befremdlichen Worte so tragisch aufgenommen hatte. Sie hätte ihn einfach auslachen, über diese ganze Peinlichkeit hinübergleiten sollen, sagte sie sich jetzt.

Da dies versäumt war, mußte sie einlenken; denn ein Bruch mit ihm bedeutete für sie den Umsturz aller ihrer Luftschlösser, gänzliche Hilflosigkeit in ihrer Kunst. Sie fühlte sich noch durchaus abhängig von ihm, sie glaubte an ihn, als ob er an ihr Wunder wirken könne.

Unruhig und unschlüssig verfügte sie sich endlich zu Boscha, um diese aufzufordern, sie in die Höhle des Löwen zu begleiten.

Boschka bot ihr eine Tasse Thee und sagte ihr allerhand Freundliches über ihr im diesjährigen Salon ausgestelltes Bild.

Gertrud antwortete auf alle ihre Bemerkungen sehr zerstreut. Endlich rückte sie mit ihrem Anliegen heraus. „Wollten Sie mich nicht in das Atelier Lozonczyński begleiten?“ fragte sie. „Ich wünsche mir so sehr, sein neuestes Bild zu sehen.“

„Ach, die ‚Versuchung‘! — Ich versichere Ihnen, es ist nicht der Mühe wert, deswegen bis an das Ende der Rue de l'Université zu pilgern,“ erklärte gleichmütig Boschka. „Es ist wirklich nicht der Mühe wert — es ist gar keine ‚Versuchung‘, es ist nur ein Porträt der Fanny Isolany. Ich hab's schon einmal gesehen, ein zweites Mal gehe ich deswegen keinen Schritt. Er sucht in ganz Paris nach einem andern Modell. Sie werden sehen, er wird das Bild gegen die Wand stellen!“

„Schade, ich hätte es doch gern gesehen!“ murmelte Gertrud.

„Aber warum gehen Sie dann nicht zu ihm hin?“ rief Boschka. „Ich habe in den nächsten Tagen wirklich keine Zeit, ich muß arbeiten. Aber wenn Sie sich genießen, sein Atelier ohne ‚Schutzweib‘ zu besuchen, so nehmen Sie sich doch die Lindner mit, die begleitet Sie mit Vergnügen. Nur, aufrichtig gestanden, begreife ich Ihre Brüderie nicht, liebe Gertrud, und Lozonczyński lacht Sie nur dafür aus. Ich war fünfzigmal allein bei Lozonczyński; einmal hab' ich ihm die Hände zu einer heiligen Cäcilia posiert, und dann haben wir im tête à tête mitkommen gefrühstückt — es war sehr lustig — und ich versichere Ihnen, daß er keinen Versuch gemacht hat, mich aufzuessen!“

Es war am Vorabend des Tages, an dem Lozonczyński Lehrstunde bei Hudry Menos fiel. Cigaretten rauchend, schritt er in seinem Atelier auf und ab.

„'s ist besser, der Sache die Spitze abzubrechen,“ sagte er sich soeben; „morgen will ich wieder in die Bude hineinschauen.“

Da schellte es an seiner Thür — er fuhr zusammen. Wer konnte das sein? — Jemand, der die Gebräuche, welche bei ihm herrschten, nicht kannte. Bei ihm schellte man nicht, man klopfte.

„Herein!“ rief er ziemlich barsch. Die Thür öffnete sich, zitternd vor Erregung, rot vor Verlegenheit erschien Gertrud.

„Sie hier? Ich traue meinen Augen nicht!“ rief er; dann, wie aus Angst, sie möglicherweise durch seine zu offenkundig geäußerte Ueberraschung zu verscheuchen, setzte er hinzu: „Aber ich freu' mich, ich freu' mich diebisch, Sie zu sehen! Welch guter Wind weht Sie her?“

„Meine Neugierde,“ erwiderte ihm Gertrud lachend. Sie fühlte sich durch seine Herzlichkeit gehoben — es klang eine Spur Neue hindurch, das schmeichelte ihr.

„Man spricht so viel von Ihrem neuen Bild — von der ‚Versuchung‘. Ich wollte das Werk auch sehen. Da niemand bei der Hand war, mich zu begleiten, so bin ich allein gekommen. Ein Fortschritt! Nicht wahr? Mit der Zimperlichkeit wenigstens bin ich fertig geworden!“

„Mehr verlangt man nicht von Ihnen,“ sagte er mit Nachdruck. „Und jetzt treten Sie ein.“

Er zog sie ein wenig vorwärts.

Sie sah sich um. Wenn das Atelier auch keineswegs nach dem Salonzuschnitt verschiedener, in Paris berühmter Malerwerkstätten gehalten war, so war es doch keineswegs schablonenartig fahl. Ein paar farbensatte, orientalische Teppiche lagen herum. Eine Chaiselongue war mit einem weißen Bärenfell bedeckt.

Bei diesen Unwesentlichkeiten hielt sich Gertruds Blick nicht lange auf. Sie heftete ihn auf die Wände, an denen Studien oder unausgeführte Bilder hingen. Kühn hingesezte Entwürfe, behandelten sie fast alle dasselbe Thema — die Leidenschaft mit ihren Dualen und ihren Verzücungen — die Leidenschaft, die das Größte in uns aufwühlen muß, um das Zarteste zur Blüte zu bringen.

Die äußerste Grenze des künstlerisch Erlaubten war in diesen Entwürfen häufig gestreift, nie überschritten. Eine tiefe Traurigkeit schwebte halb mitleidig, halb anklagend über dem, was die Bilder zeigten, und adelte das fürchterliche Problem, mit dem sie sich beschäftigten.

Gertrud fehlten die Worte, den Eindruck, welchen diese Malereien auf sie ausübten, zu schildern, aber aus ihren Augen sprach eine große, erschrockene Bewunderung.

„Es ist sehr lieb von Ihnen, daß Sie gekommen sind,“

murmelte er einmal um das andre — „sehr lieb — sehr lieb!“

„Ich hatte solche Lust, zu kommen,“ versicherte sie aufrichtig. Die Befangenheit, welche sie in das Atelier mitgebracht hatte, war verschwunden, war in einem süßen Nachtbewußtsein erstorben.

„Warum haben Sie sich's denn so lange überlegt?“ fragte er sie.

„Warum?“ — Sie errötete ein wenig. „Warum? . . . Aus allerhand Gründen,“ stotterte sie. — „Sie haben mich neulich sehr verletzt, aber wir wollen nie mehr davon reden, nie . . . nie!“

„Das ist das Beste,“ murmelte er, „weitaus das Beste — ich habe Unsinn geredet, gräßlichen Unsinn — vergessen Sie alles!“

„Und nun zeigen Sie mir Ihr Bild,“ bat Gertrud.

Sein Gesichtsausdruck veränderte sich plötzlich. „Da . . .“ sagte er mißmutig, indem er einen grünen Vorhang von einem großen Gemälde auf einer Staffelei wegzog; „ich sage Ihnen im voraus, daß nichts daran ist.“

Gertrud zuckte zusammen. — Das in seiner Unfertigkeit bereits von ganz Paris besprochene Bild war in der That nichts als ein mit merkwürdiger Virtuosität ausgeführtes Porträt Fanny Isolanys.

„Gemein! . . . nicht wahr?“ rief Lozonczyi; dann, in einem plötzlichen Anflug von Zorn, nahm er ein Spachtelmesser und fuhr damit quer über das Gesicht auf dem Bilde.

„Was machen Sie?“ rief Gertrud, „das Ding war ja wunderschön gemalt!“

„Ach was — daß ich malen kann, wissen ziemlich viele Menschen auf der Welt; ich wollte einmal etwas andres als nur Malen. Hatten Sie gehört, daß dieses Ding da die ‚Versuchung‘ heißen sollte?“

Gertrud nickte.

„Aber es sollte eine ganz besondere Versuchung sein,“ fuhr er fort — „und den Ausdruck dafür konnt' ich nicht finden. Diese ‚Versuchung‘“ — er deutete verächtlich auf die Leinwand — „war eine Dirne, die sich ihrer Siege über den ersten besten freut. Die Versuchung, wie ich sie malen wollte, sollte eine Sphinx sein, die, ihrer Macht unfroh bewußt, vor Angst vergeht, daß ihr auch das Edelste

nicht widerstehen möge — eine Versuchung, der schaudert vor dem Zerstörungswerk, das sie vollbringen muß — eine Versuchung, der graut vor ihrem Sieg! — Magisch, anlockend, unentrinnbar und unerbittlich — und dabei traurig — traurig wie das Schicksal, wie die Natur — traurig wie Gott!"

"Ich sehe schon, Sie wollten eigentlich einen halben Band Nießsche und eine ganze Wagnersche Oper in Ihr Bild hineinmalen!" neckte ihn Gertrud.

"Vielleicht! . . . Gelungen ist es mir nicht," erwiderte er ruhig. "Aber . . . einen Augenblick . . . nehmen Sie Ihren Hut ab und bleiben Sie so! . . ."

Sie nahm ihren Hut ab, dann ließ sie mit einer müden Bewegung ihre beiden Arme an ihren Seiten niedergleiten.

"Ziehen Sie die Handschuhe aus," bat in etwas befehlendem Tone Łozonczyński — er war jetzt ganz Künstler, er genoß jede Farbenshattierung in ihrem Gesicht, jede schöne Linie ihres Körpers.

Sie zog die Handschuhe aus, ließ die Hände wie früher an ihren beiden Seiten niedergleiten — sie war wie bezaubert von seiner Bewunderung. Er betrachtete sie immer aufmerksamer.

"Merkwürdig!" murmelte er. "Ihre Hände sind an und für sich ein Gedicht — diese weichen, rosa gespißten Kinderhände, diese leeren, traurigen Hände mit dem großen Liebesungsvermögen, das sie an nichts wenden können . . . Mein Gott! mein Gott! wird das ein beneidenswerter Kerl sein, der sich einmal das Recht erwirbt, Sie in die Arme zu schließen!"

"Lassen Sie die Toten ruhen in Frieden, das ist für mich vorbei," sagte sie plötzlich, einen herben Ton anschlagend — "ich bin froh, daß es vorbei ist!"

"So! — Es ist eine der heiligsten und unumgänglichsten Verpflichtungen weiblicher Wesen Ihrer Art, sich in die Tasche zu lügen!" murmelte Łozonczyński. Indem wendete er den Kopf. — "Hat's nicht geſtingelt?" fragte er.

"Ja," sagte Gertrud.

Es klingelte ein zweites Mal.

"Soll ich die Leute hereinlassen?" fragte er befangen.

„Aber natürlich,“ sagte Gertrud, der plötzlich auch nicht ganz leicht ums Herz wurde.

„Herein!“ rief er; „warum kommen Sie nicht herein, die Thür ist offen.“

Draußen hörte man die Klinken gehen — herein trat Gertruds ehemaliger Verehrer, Herr von Zoller. Er schüttelte Lozonczyi mäcenhaft protegierend die Hand, dann heftete sich sein Blick auf Gertrud. Er zwinkerte. Sie mußte nicht recht, erkannte er sie wirklich nicht, oder wollte er sie nicht erkennen.

Lozonczyi stellte ihn vor — „Herr von Zoller, ein Kunstfreund aus Frankfurt — Fräulein von Glimm, meine talentierteste Schülerin.“

„Ach, Fräulein von Glimm!“ Herr von Zoller reichte jetzt auch ihr protegierend die Hand — „wir kennen uns schon von früher her — ich habe mich nur nicht gleich erinnert, es liegt so vielerlei dazwischen.“

„Ja, in der That,“ meinte Gertrud, die jetzt ihren Hut aufsetzte, „es liegt vielerlei dazwischen.“

„Ich bin nur gekommen, um zu fragen, ob meine Frau statt morgen übermorgen erscheinen kann zur Sitzung.“

„Wie es Ihnen beliebt, mir ist es ganz einerlei — das Bild wird ohnehin in der nächsten Sitzung fertig,“ erwiderte Lozonczyi.

„Wirklich? — Sie malen sehr schnell,“ bemerkte nicht ohne eine gewisse Gereiztheit Herr von Zoller.

„Es kommt darauf an, was ich male.“

„Ach, in der That!“ — Dann ließ Herr von Zoller noch den Blick über die mit Bilderentwürfen bedeckten Wände gleiten und sagte: „Interessant!“ und „recht merkwürdig“ — worauf er sich zurückzog.

„Schöps!“ stöhnte Lozonczyi.

„Sie malen keine Frau?“ fragte Gertrud.

„Ja, eines von den Bildern, die einem nicht weh thun und sich rentieren. Haben Sie übrigens bemerkt, wie zornig er war darüber, daß er mir dreißigtausend Franken zahlen soll für etwas, mit dem ich in der achten Sitzung fertig sein werde? — Aber — bleiben Sie doch noch ein Augenblickchen, warum ziehen Sie denn schon wieder Ihre Handschuhe an? Ich sehe Ihre Hände zu gern — die armen Hände!“

Sie schüttelte den Kopf und zog mit Entschlossenheit ihre Handschuhe an.

„Wie Sie wollen,“ sagte er; „es war schön, daß Sie gekommen sind. Sie können sich etwas darauf zu gute thun, daß Sie einen toten Künstler wieder zum Leben erweckt haben. Die Inspiration, nach der ich mich sehnte, haben Sie mir gebracht. Nur noch eins — ich möchte Sie so schrecklich gern malen!“

„Als ‚Versuchung‘?“ fragte sie mutwillig und errötete gleich darauf über den unpassenden Scherz.

„Nein,“ sagte er und musterte sie aufmerksam, langsam vom Kopf bis zu den Füßen. „Die ‚Versuchung‘ stelle ich vorläufig gegen die Wand; ich möchte Sie malen als ‚Sehnsucht‘.“

Vierunddreißigstes Kapitel.

Es war um zwei Monate später, und ganz Paris, was sich in Paris für künstlerische Dinge interessierte, erfüllt von Lozonczyis neuestem Gemälde, welches er ausgestellt hatte bei Petit.

„Sehnsucht!“

Nichts als eine einzelne Mädchengestalt mit unergründlichen Augen und einem traurigen, blassen Gesichte, in einer ärmlichen Landschaft, in welcher der Frühling keimte, ohne noch zu blühen.

Von einem andern gemalt, hätte das Bild einer sentimentalischen Romanvignette gleichen können; von Lozonczyi war es eines der Meisterwerke des Jahrhunderts. Die ganze Herbigkeit seiner Kunst schwebte über der dürftigen, noch von der Winterkälte in ihrer Entwicklung zurückgehaltenen Landschaft, das ganze Fieber seines Genies pulsierte in der herrlichen Gestalt des jungen Weibes.

Gertrud hatte ihm zu dem Bilde gestanden.

So sehr es ihr geschmeichelt hatte, Fanny Solany in seiner Gunst verdrängt und ihn ihrerseits zu einer neuen Schöpfung begeistert zu haben, hatte sie sich doch zur ersten Pose schwer entschlossen; dann hatte sie die Stunden,

während derer sie ihm stehen sollte, nicht mehr erwarten können. Die Zeit, die sie in seinem Atelier zubrachte, war für sie die einzig wichtige im ganzen Tag — die einzige, auf die sie sich freute. Daneben verblich selbst das Interesse an ihrer eigenen Arbeit.

Seit acht Tagen hatten die Sitzungen aufgehört — das Bild war fertig. Ganz Paris jauchzte über die letzte Leistung Lozonczynis, nur er selber fühlte einen nicht zu bannenden Mißmut, eine unerträgliche Lebensleere. Das Gleiche empfand auch Gertrud.

Es war ein schwüler Junitag. Sie saß in einem elenden Zimmerchen und brütete. Ein verbogenes Theebrett aus Eisenblech, von dem die Glasur vielfach abgesprungen war, stand vor ihr mit dem abgeessenen Frühstückzeug, welches aus der Ruine einer Kaffeekanne, einer weißen Tasse von fingerdickem Steingut und einem abgeschundenen Metalltellerchen bestand, mit einem kleinen Stückchen halbgeschmolzener Butter darauf.

Die Zeiten, in welchen sie über die kleine Wohnung in der Rue Notre Dame des Champs und Lieschens Bedienung verfügte, erschienen ihr jetzt als etwas Märchenhaftes. Schon vor einem Jahr hatte sie die Wohnung aufgeben müssen.

Sie sehnte sich jetzt oft und schmerzlich nach diesen drei Stübchen, die ihr ehemals so dürftig erschienen waren, besonders nach dem langen, schmalen, hellen Schlafzimmer mit der Aussicht auf den Garten. Es war ihr hart angekommen, in ein Garni zu ziehen, jetzt hatte sie sich auch daran gewöhnt. Es führte den stolzen Namen Hôtel du Vatican und machte von außen mit seinen von Schlinggewächsen umflatterten Balkonen einen ganz reputierlichen Eindruck. Innen aber war es öde, eng und schmutzig und von einem abscheulichen Geruch nach schlecht durchgespülten Kanälen und in Gärung übergegangenen Gemüseüberbleibseln erfüllt.

Gertruds Zimmer befand sich im vierten Stock und sah in einen schmalen Hof, durch den sich von zwei Seiten das abfließende Wasser in ein vergittertes Loch schleppte. In den Ecken ringsherum standen ein paar kranke Topfpflanzen, die sich in der verdorbenen Luft zu maußern schienen. Im Erdgeschoß, durch welches ein schmaler Gang

in den Hof führte, befand sich auf der einen Seite die Portierswohnung, auf der andern ein kleiner Laden, in dem man neben Federn, Tinte und Papier, im Winter Larven, falsche Nasen und andre pappendeckelte Maskeradenartikel, und das ganze Jahr hindurch Rosenkränze, Medaillen und kleine Heiligenbilder verkaufte. Der Laden und der katholische Name des Hotels bürgten für dessen Respektabilität. Fräulein Lindner, eine bigotte Katholikin, die selbst ein Zimmer darin in dem Stockwerk über Gertrud bewohnte, hatte es Gertrud empfohlen, als diese sich in der Lage gesehen hatte, ihre frühere Wohnung weiter vermieten zu müssen, um ihre Ausgaben einzuschränken. Gertrud zahlte für ihr Zimmer zwanzig Franken monatlich und konnte es für die Sommermonate, welche sie in Barbizon zu verbringen gedachte, kündigen. Es war schmal, muffig und mit sechseckigen Ziegeln gepflastert. Die abgenutzten Möbel aus rotem Mahagoni mit mühsam verflebten Schäden hatten offenbar schon mehr als eine Auktion durchgemacht.

Da saß sie nun und brütete. Es war überall heiß an diesem wolkenlosen, windstillen Junitag; in ihrer Dachkammer war's geradezu unerträglich.

Die Sonne schien freigebig genug zu ihr herein, selbst im Winter, ein frischer Luftzug erreichte sie nie — die Luft welche durch ihr kleines Fenster drang, war immer vergiftet von den Ausdünstungen, die aus dem Höfchen aufstiegen, und von dem Rauche, der aus den Schornsteinen über die Dächer fegte.

Boschka hätte vielleicht selbst dieser Höhle eine Art Wohnlichkeit abzugewinnen gewußt; Gertrud nahm sich damit nicht die geringste Mühe. Das Zimmer Nr. 21 in dem Hotel du Vatican war für sie nichts als eine Gefängniszelle, ein provisorischer Kerker, aus dem sie einmal die Kunst abholen würde, um sie triumphierend ins große Leben zurückzuführen. In letzterer Zeit hatte sie eine wahre Leidenschaft, Luftschlösser zu bauen. Je tiefer sie das Schicksal hinabdrückte, um so höher wurden die Luftschlösser. Aber heute fühlte sie sich zu müde, zu verdrießlich zu dieser Beschäftigung. Obwohl sie sehr spät aufgestanden war, flöste ihr die Länge des Tages, den sie vor sich hatte, dennoch Angst ein. Was damit anfangen? — Und es war ihr

Geburtstag, ihr dreißigster Geburtstag! — Das war das Aergste.

Da hörte sie Schritte draußen; dann klopfte es an ihre Thür.

„Herein!“ rief Gertrud.

Herein trat Lieschen mit ihrem Mann. Sie kam gratulieren. Wie alle Jahre brachte sie einen schön glasierten Schokoladekuchen, denselben, welcher in der Heimat Gertruds Geburtstagstisch zu zieren pflegte. Lieschen hatte ihn noch von der alten Lindenheimer Köchin gelernt.

Die ehemalige Dienerin sah sehr stattlich und glücklich aus. Ihr Mann war ein hübscher, treuherziger Bursche, der sich ein wenig linkisch hinter seiner jungen Gattin versteckte, während er, den Hut krampfhaft gegen die Brust haltend, Mademoiselle für alle Güte dankte, welche Mademoiselle ihrer Zeit seinem Weibe bewiesen.

Seine Worte trieben Gertrud das Rot in die Wangen und die Thränen in die Augen. „Zu danken hat mir Lieschen nichts,“ erklärte sie, „vielmehr habe ich ihr zu danken für ihre Treue und Anhänglichkeit. Lieschen gehörte für mich immer fast zur Familie!“ Daraufhin nahm sie Lieschen bei den Schultern und küßte sie auf ihre beiden von Gesundheit und Frohsinn glänzenden Wangen — sie mußte lieb und zärtlich sein gegen irgend jemanden, wenn's auch nur Lieschen war!

Raum hatte sich die Thür hinter dem jungen Ehepaare geschlossen, so klopfte es noch einmal.

Diesmal waren es Boshka und Herr Braun, die eintraten — Boshka verjüngt, verschönt, merkwürdig ordentlich hergerichtet, in einem hellen Sommerkleidchen und mit einem Blumenstrauß in der Hand.

Auch sie war gratulieren gekommen, nebstbei war sie gekommen, um sich selber gratulieren zu lassen. Raum, daß sie Gertrud den Blumenstrauß übergeben, warf sie sich ihr an den Hals und rief: „Ich muß Ihnen eine große Neuigkeit mitteilen — ich bin Braut! Sie sind die erste, der ich's sage — da stelle ich Ihnen meinen Bräutigam vor.“

Gertrud legte natürlich sofort alle die Freude an den Tag, die man bei solchen Anlässen — weiß Gott warum — immer an den Tag legen muß. Es ist nun einmal her-

gebracht, daß man, trotzdem mit Ausnahme einer verschwindenden Minderzahl alle Menschen heiraten, jede neu zu stande gebrachte Verlobung als ein spezielles Wunder bestaunt.

Uebrigens freute sich Gertrud wirklich. Nachdem sie mit dem Glückwünschen fertig geworden war, erzählte ihr Boshka, wie sich alles zugetragen hatte.

„Seine Tante ist gestorben und hat ihm etwas Vermögen hinterlassen, darum kann er mich heiraten,“ berichtete sie. „Wie es scheint, hatte er von jeher die Absicht, mich zur Frau zu nehmen. Drum war er auch immer so grob gegen mich.“

„Aber Boshka!“ murmelte Herr Braun, „ich bemühte mich nur, Sie vor Ihren eigenen Extravaganzen zu hüten.“

„Grob waren Sie,“ lachte Boshka — „na besser zu vor, als nachher.“

Boshka errötete ein wenig, warf sich Gertrud um den Hals und flüsterte ihr zu: „Ich bin zu glücklich.“ Dann suchte Gertrud nach ihrem Mavrodaphne — einem vorzüglichen griechischen Wein, von dem sie sich vor einiger Zeit eine Flasche aus Gesundheitsrücksichten angeschafft. Es zeigte sich, daß sie noch über die Hälfte gefüllt war. Sie setzten sich alle drei um den Tisch in dem kleinen Zimmer, tranken den süßen Wein, ließen einander gegenseitig leben und aßen Dierschens Kuchen dazu. Gertrud lachte und wurde ganz fröhlich, bis Boshka endlich aufstand und meinte: „Jetzt ist's Zeit, Abschied zu nehmen.“

„Abschied?“ fragte hierauf Gertrud etwas verblüfft. „Wir sehen uns doch noch?“

„Hoffentlich — und dann recht häufig,“ meinte Boshka — „aber nicht in allernächster Zeit. Ich reise morgen früh ab nach Böhmen, um die Herstellung meiner Ausstattung in Angriff zu nehmen.“

„Und wollen Sie sich bleibend in Böhmen festsetzen?“ fragte Gertrud erschrocken.

„Bleibend!“ . . . Boshka schob die Schultern in die Höhe — „es gibt kein ‚bleibend‘ für einen Journalisten, der als sogenannter Korrespondent thätig ist. Einen großen Teil des Jahres wollen wir reisen. Aber denken Sie nur, was für ein guter Kerl er ist trotz seiner Bärbeißigkeit. Um mir ein Vergnügen zu machen, hat er die alte Mühle gekauft, aus der mein Vater stammt und über die sich

seine Erben nicht einigen konnten. Dort wollen wir unser Hauptquartier einrichten. Wenn auch kein Mehl mehr darin gemahlen wird, so wollen wir das Rad doch gehen lassen, nur, weil's an Schubertsche Lieder erinnert. Im übrigen wollen wir alles möglichst slavisch dekorieren. Es soll das Ideal einer böhmischen 'Chaloupka' werden, und wir wollen uns eine Kuh kaufen und die soll Libuscha heißen. Wir wollen allem Hergebrachten auf dem Kopf tanzen und es doch allen Menschen bei uns gemütlich machen, gemütlicher als irgendwo anders in der Welt; 's wird noch hübscher sein bei uns als damals in Cayeux," versicherte Boshka. „Und dann müssen Sie uns recht bald in Böhmen besuchen!"

„Adieu! — Und folgen Sie unserm Beispiel, ich hätte nie gedacht, daß es so angenehm sein könnte, verliebt zu sein!" erklärte Herr Braun zum Schluß. Er küßte Gertrud die Hand — Boshka umarmte sie, dann entfernte sich das Brautpaar. Gertrud geleitete die beiden hinaus und sah ihnen nach, wie sie die sich schraubenförmig drehende Treppe hinabstiegen.

Damit aber hatten die Gratulationen noch keineswegs ihr Ende gefunden. Es klopfte noch einmal; diesmal war's Naná, die eintrat, ein bildhübsches, kleines Mädchen an der Hand. Es war das Kind ihrer Nichte, die kleine Karoline.

Sie mochte etwa vier Jahre zählen, trug ein weißes Schürzchen über einem dunkelblauen Kleid, hielt einen großen Rosenstrauß in der Hand und reichte ihn Gertrud mit einem andächtig gelispelten Glückwunsch.

Gertrud war von der kleinen Schönheit entzückt, sie hob sie auf ihren Schoß, fütterte sie mit Kuchen und Wein und strich ihr liebevoll über das krause, hellbraune Haar.

Plötzlich durchschloß sie's . . . wenn ich Bill geheiratet hätte! . . .

Fünfunddreißigstes Kapitel.

Jetzt war sie allein — die Thür hatte sich auch hinter ihrem letzten Gratulanten geschlossen.

Sie warf sich auf ihr Bett und schluchzte. Alle hatten

· sie ihr Glück gewünscht — Glück — ihr! Es klang wie grausamer Hohn . . . welches Glück sollte ihr denn noch blühen im Leben! — —

Durch die schwüle, träge Sommerhize tönte, auf einer Geige gespielt, eine Fuge von Bach. Das Tempo der Fuge verlangsamte sich, der Klang der Geige wurde immer matter; plötzlich brach die Musik ab. Nach einem Weilchen begann die Fuge von neuem, um . . . diesmal früher und noch plötzlicher als das erste Mal zu enden.

Gertrud fröstelte. Ein aufrührerisch zum Himmel schreiendes Mitleid erfaßte sie — der Jammer, der aus der Fuge herauslagte, vermehrte den ihren.

In einem der unteren Stockwerke wohnte eine österreichische Offizierswitwe mit einem etwa fünfzehnjährigen Sohn, der sich seiner hervorragenden musikalischen Begabung halber zum Violinisten ausbilden sollte. Da die pekuniären Verhältnisse der Familie die denkbar dürrstigten waren, so hatte die Mutter der Verlockung nicht widerstehen können, den Knaben als Wunderkind konzertieren zu lassen, und auf mehr denn einem Podium hatte der „jeune baron Autrichien“ mit dem schwarzsamtnen Mozartkostüm und den langen, goldenen Locken Lorbeeren und glänzende Kritiken geerntet.

Sein schwacher Körper hielt die Strapazen der Karriere nicht aus — sein Spiel wurde matter und matter, und eines Abends in einem Wohlthätigkeitskonzert, dem das ganze Faubourg St. Germain bewohnte, fühlte er einen stechenden Schmerz in der linken Hand und brach noch vor Beendigung der Sarasateschen Zigeunerweisen zusammen — brach zusammen, ehe noch das Publikum seines aufdringlichen Adelspatents und seiner langen, blonden Locken überdrüssig geworden war. — Seine Karriere war beendet.

Ein halbes Jahr lang hatte er keinen Ton mehr spielen dürfen, jetzt noch wurde ihm die Hand täglich elektrifiziert, aber er versuchte bereits zu üben. Immer wieder versuchte er dieselbe Fuge, nie brachte er sie zu Ende. Es gab alle Tage Scenen zwischen Mutter und Sohn, das wußte man im ganzen Hotel. Der Junge schluchzte und sagte, es sei aus mit ihm, er wisse, daß es mit ihm und seinem Talent aus sei, und die Mutter zankte mit ihm, um ihm Mut zu machen — ihm und sich — und dann ertönte noch einmal,

immer unsicherer, ängstlicher die arme, zu Tode gequälte Fuge von Bach.

Gertrud hielt sich die Ohren zu. „Ach, mein Gott! Wenn ich bedenke, daß es mir auch so ergehen könnte!“ rief sie — „daß ich stecken bleiben könnte in meiner Laufbahn wie der arme Junge! Wie viele Mädchen, die hoffnungsvoll und talentvoll in unsre Akademie eingetreten sind, haben sie als verzweifelte Stümperinnen verlassen! Aber warum so etwas denken — in mir steckt mehr als in den andern — vielleicht werde ich noch einmal eine große Künstlerin!“

Eine große Künstlerin! Das war das Ziel, der Gipfelpunkt aller glücklichen Möglichkeiten.

Plötzlich durchzuckte sie's . . . was dann? Ihre verstimmte Phantasie vermochte ihr auch nach der Richtung hin keine tröstlichen Vorstellungen heraufzubeschwören — nur schreckliche Bilder glitten durch ihre Seele; eines nach dem andern schwebten sie an ihrem inneren Blick vorbei, die berühmten Frauen, die das große Los gezogen hatten in der Kunst.

Aus der Dresdener Galerie, unter einer zerzausten Pelzmütze, grinsten ihr die blassernde Frage der Rosalba Carriera entgegen, wie sie von der Malerin selbst im Bastell verewigt worden ist. Dann kam Angelika Kauffmann an die Reihe, eine überschätzte Lokalgröße, die in ihrer sentimentalen Liebesgier einem Sakai zum Opfer gefallen war, der ihr den Edelmann vorgespielt hatte. Madame Vigée Lebrun — nun, die zum wenigsten hatte nicht durch die Kunst gelitten, im Gegenteil, allen Glanz, alles Licht, allen Sonnenschein, alles, was sie an hervorragender Achtung und ausgesuchter Behaglichkeit in ihrem Leben genossen, dankte sie der Kunst. Wie bezwungen von dem Zauber ihrer liebreizenden Weiblichkeit, hatte die große Chimäre ihr dienend zugetragen, was sie an Schätzen für sie erreichen konnte, und sie nie mit ihren grausamen Krallen berührt. Was sie an Schmerz und Unglück erfahren hatte in ihrem Leben, lag abseits von der Kunst.

Die liebliche Erscheinung der gefeierten Künstlerin schwebte langsam, freundlich durch die Seele Gertruds, wie ein wohlwollend hinzögernder Sonnenstrahl — wie eine liebkosende Tröstung.

Gertrud war leichter zu Mut geworden, während sie der berühmten Französin gedachte; aber kaum, daß sie Zeit gefunden, aufzuatmen, so verfolgte sie ein neues Schreckensbild — Luise D'Connell, eine der begabtesten Frauen aller Zeiten, deren Arbeiten Gertrud viel sympathischer berührten, als die anmutige Oberflächlichkeit der Vigée, stieg vor ihr auf. Louise D'Connell! — Keine Frau hatte schönere Porträts gemalt als sie, die preußische Malerin, die in Paris einen durch den Trunk heruntergekommenen Irländer geheiratet hatte, der früher irgend etwas Besseres, später ein gewöhnlicher Fechtmeister gewesen war, den sie unsinnig geliebt, dem sie, tausendmal von ihm betrogen, tausendmal verziehen hatte, bis sie endlich die Kraft in sich gefunden, sich von ihm loszusagen und mit verbittertem Herzen ihr Leben in elender Verkommenheit zu beschließen. Die älteren Schülerinnen im Atelier Hudry Menos erinnerten sich ihrer noch als eines zerzausten, ungewaschenen, mit der Welt zerfallenen alten Weibes.

Gertrud wendete sich ab, suchte nach einer ermutigenden Vorstellung; aber das, was ihr nun die Erinnerung vorführte, war für sie fast noch trauriger als die Existenz Louise D'Connells in ihrer abseits liegenden Schauerlichkeit. Ein paar bekannte, zeitgenössische Malerinnen, solche, denen die Jury des Salons Piedestale und die Kunstberichterstatte der Zeitungen lobende Artikel gönnten, und die, bei aller Berühmtheit, ein kärgliches Leben in kleinen Verhältnissen und engen Wohnungen fristeten zwischen Kollegen und Kolleginnen, die um eine Stufe niedriger standen als sie, und auf deren Bewunderung sie rechnen durften.

Wenn sie sich noch ein paar Jahre bemühte, würde sie's vielleicht so weit bringen wie die. Ungeduldig zuckte sie mit den Achseln. Warum sollte sie's nicht weiter bringen — das Höchste erreichen . . . das Höchste! . . . Eine letzte Erinnerung traf ihr wie ein vergifteter Dolchstich ins Herz.

An einem schwülen Augusttag, unter den vorgebeugten, silbrig schimmernden Ästen eines alten Weidenbaums, in einem kleinen Boot an den Ufern der Seine, hatte sie einmal eine sonderbare Erscheinung erblickt — etwas Formloses in einer schlotternden, dunkelblauen Leinwandbluse, mit

einem rot aufgedunsenen, von kurzem, graublondem Haar umstarrten Gesicht, unter einem großen Bauernstrohhut.

„Wer ist der häßliche alte Mann?“ hatte sie einem jungen Maler zugerufen, mit dem sie in Begleitung einer Kollegin die grüne Sommerlandschaft durchstreifte.

„Das?“ hatte er erwidert, „das ist Rosa Bonheur!“

Rosa Bonheur — die größte von allen, ein Name, um den sich Legenden schlingen!

Die Worte Lozonczyis klangen ihr durch die Seele — „eine berühmte Malerin ist entweder eine geachtete Mittelmäßigkeit — oder ein Ungeheuer.“

Ihr graute vor der Kunst! — — —

Wieder stieg ein Tritt die Treppe herauf. Diesmal öffnete sich die Thür nicht — unter dem Rand derselben kroch eine Zeitung hervor, dann entfernte sich der Tritt.

„Vielleicht eine Kritik, die mir eine Kollegin zuschickt,“ sagte sie sich und erhob sich gleichgültig, mißmutig, um die Zeitung unter der Thür hervorzuziehen.

Sie entfaltete das Zeitungsblatt, ihre Augen hefteten sich auf einen Artikel, der mit Blaustift angestrichen und mit dem Titel „Sehnsucht“ überschrieben war.

Was man zur Lobpreisung eines Bildes sagen kann, stand in dem Artikel. Zum Schluß fesselte folgende Stelle ihre Aufmerksamkeit:

„Sehnsucht! Wenn die uns von Lozonczyi so genial dargestellte Erscheinung die ‚Sehnsucht‘ ausdrückt, so erweckt sie dieselbe gleichermaßen in dem Beschauer. Wir können nur jedem Manne dringend wünschen, wenigstens einmal in seinem Leben diesem eigentümlich fesselnden, blassen Antlitz, diesen unergründlichen Augen zu begegnen, er wird lange davon träumen.“

So schloß der Artikel.

„Wir können jedem Mann nur wünschen, wenigstens einmal in seinem Leben diesem eigentümlich fesselnden, blassen Antlitz, diesen unergründlichen Augen zu begegnen — il en rêvera longtemps! . . .“

Sie murmelte die Worte vor sich hin. — Das stand in der Zeitung über Lozonczyis Bild! Jeder, der sie und das Bild kannte, behauptete, daß es ihr abgeschriebenes Konterfei sei. Und was war ihr Schicksal? . . . Verblühen, verdorren, ohne bis zu des Lebens innerstem Kern

auch nur vorgebrungen zu sein, — alt werden, ohne zu ahnen, wie weit das Empfinden des menschlichen Herzens reichen kann!

Das Beste hatte ihr das Leben stets vorenthalten. Sie hatte nichts gehabt — nichts!

Alles, was von der aufrührerischen Atmosphäre des Chimäristenviertels beunruhigt, jahrelang, ohne ihr zum Bewußtsein zu kommen, unbewußt in ihr gekeimt hatte, war jetzt aufgeschoßt, aufgeblüht und drängte ans Licht.

Die schwüle Atmosphäre in Lozonczy's Atelier hatte dieses Wachstum befördert. In den Pausen der Sitzungen pflegte er ihr Wein und ausgesuchte Leckerbissen zu kredenzen. Manchmal las er ihr etwas aus modernen Dichtungen vor, Dichtungen, in denen ein schwüler Hauch wehte, der, die Willenskraft der Menschen lähmend, ihre Leidenschaft bis zum äußersten aufreizte. Aus allen Dichtungen tönte ihr dasselbe Wort entgegen — magisch, lockend und quälend — die Leidenschaft, die große Zauberin, die allein Leben gebende, nicht nur im Reiche der animalischen Schöpfung, sondern auch im Reiche der Kunst und Poesie!

Wer durchs Leben ging, ohne die Liebe gekannt zu haben, der hatte nicht gelebt — sein Leben war nur ein geschminkter Tod! . . .

Liebe! . . . Hatte sie es denn wirklich vergessen, daß zweierlei Liebe existiert? — Die eine, welche das Leben gibt, und die andre, welche das Leben erhält, und daß, wenn von der ersten gar viele ausgeschlossen bleiben müssen, viele auch unter denen, welche vor den Augen der Welt ihren Anteil daran haben — kein Leben so arm ist, daß ihm nicht ein Feld der Thätigkeit für jene andre Liebe zu Gebote stünde — die sanfte, barmherzige Liebe, die so oft behütet und beschützt, was die erste allzu schnell verläßt, und daß die zweite Liebe, wenn nicht die süßere, doch häufig die edlere ist!

Ganz hatte sie es nicht vergessen, — inmitten des unedlen Aufruhrs in ihrem Empfinden kam ihr der Gedanke, daß alles, was sehnsüchtig in ihr gärte, ihrer unwürdig, daß es geradezu häßlich, fast krankhaft sei.

Sie raffte sich auf, sie wollte sich zusammennehmen, einen tüchtigen Spaziergang machen. Sie zog ein andres Kleid an und ging hinunter.

Es war Sonntag nachmittag. — Die Kirchen standen offen, Gertrud flüchtete sich in eine derselben. Der Vespertgottesdienst wurde darin abgehalten; ein roter Lichtschimmer schwebte über den Altären durch die bräunlich mystische, nach Weihrauch duftende katholische Dämmerung. Zwischen das Gemurmel des Priesters tönte der süße Laut einer reinen, hohen Sopranstimme, dann der schwermütig gehobene, edle Ernst der Orgel.

Gertrud kniete nieder und versteckte den Kopf in die Hände. Sie suchte ihren Gott — aber sie konnte ihn nicht finden. Ihren Gott hatte man ihr genommen mit allen andern beschützenden Stützen, die ihre alte Existenz umhegt — den väterlichen, warmherzigen, sich um ihre kleinen Schmerzen bekümmern den Gott, vor dem sie sich anklagen konnte, von dem sie manches Mal gewähnt hatte, die tröstende Stimme zu vernehmen — eine Stimme, die ihr zurief: „Quäle dich nicht, was dich drückt, ist nicht von langer Dauer, und über all dem kleinen Jammer harret deiner eine große Freude, und die währt ewig — und in dieser Freude soll dein müder Körper ausruhen und deine hartgeprüfte Seele soll sich neu darin beleben — die himmlische Seligkeit soll dir zu teil werden, so du mich nicht erzürnst durch deine Sünden!“

Ja, den Gott hatte man ihr genommen — das war ein Gott für die Kinderstube, hatte man ihr gesagt. Der Gott, an den sie noch glaubte, war ein großer, trauriger Gott, der, an seine eigenen Gesetze gebunden, unthätig dem Unheil zusah, das er durch seine wunderbare widerspruchsvolle Schöpfung heraufbeschworen — ein Gott, der ihr weder Belohnung noch Strafe, sondern höchstens ein erlösendes Vernichten versprach.

Ja, „ein erlösendes Vernichten“! — das war das Wort! Das ganze Leben erschien ihr als ein qualvoller Umweg ins Nichts. Und sie sollte vergehen, ohne auch nur das Leben kennen gelernt zu haben!

Eine Schwalbe hatte sich in die Kirche hinein verirrt und stieß ihr Köpfchen gegen eine gemalte Fensterscheibe. Arme Schwalbe! Gertrud betrachtete den kleinen Vogel mitleidig; dann stand sie auf und verließ die Kirche.

Auf dem Wege in die Cr merie, in welcher sie ihren Hunger zu stillen gedachte, begegnete ihr Dozonczy.

„Welch glücklicher Zufall!“ rief er ihr zu; „ich zerbrach mir gerade den Kopf darüber, wie ich Ihrer habhaft werden könnte!“

„Das ist ja sehr schmeichelhaft für mich,“ erwiderte sie lächelnd.

„Sie haben mir schrecklich gefehlt in diesen acht Tagen,“ fuhr er fort — „unerträglich haben Sie mir gefehlt. Apropos, was machen Sie heute mit Ihrem Abend?“

„Erst werde ich irgendwo zu Mittag essen, dann werde ich mich nach Hause begeben und mich schlafen legen,“ seufzte sie.

„Das sind trostlose Aussichten! Ich wollte Sie eigentlich auffordern, mit mir in die Oper zu gehen. Es wird ‚Faust‘ gegeben, und die Melba singt. Ich habe zwei Billets in der Tasche.“

Sie schwieg, und er fuhr fort: „Es sind Amphitheatersitze. Sehen Sie, wie vorsichtig ich bin! In der sogenannten Welt kennt Sie niemand mehr, und wenn Sie zufällig jemand erkennen würde, so wüßte er nicht, ob Sie mit mir allein im Theater sind oder ob die nebenan sitzenden Damen zu uns gehören. Seien Sie doch vernünftig und kommen Sie.“

Vernünftig! . . . Wie sonderbar das Wort ihr durch die Seele klang! — Aber sie hatte sich schon so lange gewünscht, die Melba zu hören!

„Ich kann doch nicht mit Ihnen gehen, so wie ich bin,“ murmelte sie und blickte an sich nieder. Sie hatte ihr bestes Kleidchen an — ein hellgraues Wollmuffelkleid mit einem breiten weißen Gürtel. Es war sehr h blich, aber opernm  ig war es nicht.

„Natürlich können Sie,“ entschied er. „Die Saison ist vorüber, man erwartet keine bloßen Schultern mehr in der Oper, und da Sie mir sonst vor Mattigkeit umkommen, so thäten Sie gut daran, vor der Oper mit mir zu Bignon zu gehen, etwas zu essen. Sagen Sie ja — sagen Sie ja!“

Sechsenddreißigstes Kapitel.

Faust! . . .

Es ist heute Mode geworden, diese ihrer Zeit beliebteste aller Opern zu verachten. Und doch läßt es sich nicht leugnen, daß wenig auf junge Gemüther so berauschend und aufreizend wirkt, als die Liebesmusik in „Faust und Margarethe“.

Während der Gartenscene fing Gertrud an zu fiebern — mächtiger als je drängte sich das geheimste Sehnen ihres Wesens ans Licht. Das kleine Diner bei Vignon war mit einem Glas Champagner gewürzt und überhaupt vortreflich gewesen, sie war so gute Kost, so starken Wein nicht mehr gewöhnt. Ihre Lebensthätigkeit war erhöht, ihr Denken seltsam getrübt.

Die Kirchenscene, der Tod Valentins — die Hölle — das Ballett, ein toller Reigen menschlicher Verführungskünste! . . .

Mit Ausnahme der Primaballerina, die konventionelle Pas in einem konventionellen Röckchen ausführte, tanzten die Höllenschönheiten in langen Kleidern, das heißt in langen, sich enganschmiegenden Schleiern, durch die man ihre Glieder schimmern sah. Sie tanzten langsam, mit dem ganzen Körper, wie sie es den Almeen und den spanischen Gitanen bei der kürzlich stattgehabten Weltausstellung abgelauscht. Von den Almeen und spanischen Gitanen hatten sie nur das Schönste angenommen und es künstlerisch verklärt.

Der Effekt war magisch. Gertrud, die sich sonst nur mit einem spöttischen Lippenzucken abzuwenden pflegte, wenn die kurzgeschürzten Ballerinen auf der Bühne erschienen waren, um dort ihr flinkes und geschmackloses Unwesen zu treiben, konnte diesmal den Blick von den Tänzerinnen nicht losreißen. Sie war zu sehr Künstlerin, um nicht zu genießen, was sie sah.

Ein paar Ausländerinnen hinter ihr ereiferten sich über die Anstößigkeit des gebotenen Schauspiels.

Mit einemmal war der glänzende Spuk verschwunden — über eine graue Heide schlich das Gretchen, ein bleiches Gebilde, eine von der Neue heraufbeschworene Er-

innerung — langsam — langsam schwebte sie dahin über die graue Heide. Lozonczyi atmete hörbar.

„'s ist der großartigste Moment in der ganzen Oper!“ sagte er.

Siebenunddreißigstes Kapitel.

Jetzt war's vorbei!

Vorbei das Drängen Fausts — vorbei der weltentrückte, zukunftscheue, in der Vergangenheit herumirrende Wahnsinn Gretchens — die Zärtlichkeit, die Sehnsucht, die an dem toten Glück rüttelt, das sie nicht mehr beleben kann — vorbei Mephistos Hohn und Fausts Verzweiflung und Gretchens im Tode auferstandene Reinheit.

Gertrud war mit Lozonczyi auf den Platz vor der Oper getreten. Der Himmel war grau, die Luft war schwül. Lozonczyi rief einer vorüberrollenden Kutsche zu. Gertrud stieg hinein — er stieg ihr nach.

„Wenn Sie erlauben, führe ich Sie bis nach Hause,“ sagte er. Gertrud wehrte ihm nicht. Sie saß neben ihm stumm, verträumt. Durch das aufgärende Wünschen und Sehnen in ihrem Innern zog ein Hauch verklärender Poesie. Immer wieder hörte sie's: „Süße Lust . . . süße Lust . . .“

Lange schwiegen beide. Endlich sagte Lozonczyi: „So schön wie heute hab' ich Sie noch nie gesehen.“

Sie zog die Brauen zusammen und erwiderte ihm mit unsäglicher Bitterkeit: „Was nützt es!“

An der Thür des Hôtels du Vatican ließ er den Wagen halten und verabschiedete ihn. „Ich will Sie noch die Treppe hinaufgeleiten,“ meinte er.

Das Haus war dunkel, er zündete ein Wachszündhölzchen nach dem andern an, um ihr hinaufzuleuchten. Er trat in ihr Zimmer, um ihr zu helfen, ein Licht zu finden — dann kam ein Augenblick verlegenen Zögerns — endlich verabschiedete er sich von ihr stumm, mit einem langen Handfuß.

Er ging die Treppe hinab — langsam — langsam, einen Absatz, zwei Absätze — dann blieb er stehen. . .

Was für ein schmerzlicher, wimmernder Laut war das? Wer war's, der weinte? Wer konnte es sein? — Er kehrte um, stieg ein paar Stufen hinauf . . .

Das Wimmern tönte aus ihrem Zimmer, sie mußte aus Zerstreuung, aus Benommenheit vergessen haben, die Thür zu schließen, sonst hätte er es nicht so deutlich gehört.

Sein Atem war kurz. Er eilte hinauf — die Thür war nur angelehnt. Er schob sie zurück — machte ein paar Schritte vorwärts . . .

Mit bereits aufgelöstem Haar, welches sie offenbar im Begriff gewesen war, für die Nachtruhe zu ordnen, lag Gertrud auf ihrem Bett und schluchzte.

Achtunddreißigstes Kapitel.

In einem der unteren Stockwerke des Hotels du Vatican wohnte ein blaßes, stilles Mädchen, das Luise Moreau hieß.

Von ihrer Familie wegen eines Fehltritts ausgestoßen, studierte sie Medizin, um sich zur Krankenpflege auszubilden.

Trotzdem man von dem Flecken auf ihrer Vergangenheit wußte, genoß sie nicht nur die allgemeine Sympathie, sondern auch wirklich Achtung. Sehr zurückhaltend, fiel sie im gewöhnlichen Leben niemandem zur Last, war hingegen immer bei der Hand, wenn etwas schief ging und sie jemandem einen Dienst leisten konnte.

Das erste Morgenlicht schwebte grau und glanzlos über der Rue de Tournon, als hastig an der Thür der jungen Krankenpflegerin geklopft wurde. Sie fuhr auf, warf einen Morgenrock um und lief nachzusehen, was es gab.

Draußen im Korridor stand die Baronin Broß, die Mutter des kleinen Geigers, außer sich und flehte die junge Krankenpflegerin um deren Beistand an.

Ihr Sohn war von Herzkrämpfen befallen worden — sie wußte sich nicht zu helfen. Luise Moreau nahm nur hastig ein paar Medikamente zu sich und eilte mit der vor Angst geradezu kopflosen Mutter die Treppe hinauf.

Mit einemmal hörten die beiden Frauen leise eine Thür im oberen Stockwerk gehen, kurz darauf begegneten sie einem Manne, der, den Hut tief in der Stirn, den Rockfragen hinaufgeschlagen, sichtbar zusammenschrak, als er ihrer gewahr wurde, und sich in den Schatten drückte. Die Baronin Brod hielt ihn für einen Dieb und wollte das Haus alarmieren. Luise Moreau zupfte sie am Ärmel und machte eine Schweigen gebietende Geste.

Das blasse Mädchen war ganz rot geworden. Jetzt erfaßte die Baronin Brod den Zusammenhang der Situation. „Sie meinen, daß . . . eine Dame . . . da oben . . .“ stammelte sie.

„Ich meine nichts . . . ich weiß nichts . . .“, sagte Luise hastig und ungeduldig — „außer — außer, daß es nicht angezeigt gewesen wäre, Lärm zu schlagen in diesem Fall.“

Neununddreißigstes Kapitel.

„Warum kommt denn die Glimm nicht mehr, seit vier Tagen hat sie sich nicht sehen lassen. Ist sie krank?“ fragte eine der Schülerinnen.

Es war Nachmittag, die Hitze in dem Atelier tötend. Lozonczyi war zu der Korrigierstunde erschienen. Er sah schlecht aus.

Eine der Schülerinnen wandte sich an ihn mit der Frage, ob er nichts von Gertrud wisse. Er zuckte die Achseln; „wie sollte ich?“ sagte er etwas mürrisch.

„Na hören's — dö's is komisch, daß Sie fragen!“ lachte Fanny Isolany. „Sie hat Ihnen Ihre ‚Sehnsucht‘ g'standen, eine Zeit lang haben Sie's alle Tag g'sehen — wie haben mir ahnen sollen, daß die Freundschaft aus is.“

„Aber 's ist ja keine Rede davon, daß die Freundschaft aus ist — nur hatte ich momentan keine Veranlassung, Fräulein von Glimm zu sehen,“ erwiderte Lozonczyi, und dabei machte er einen so falschen Strich in die Studie, an welcher er soeben herumkorrigierte, daß die sich um ihn drängenden Schülerinnen sich verwundert ansahen.

Die meisten unter den Anwesenden blieben stumm; nur Fanny Isolany, um deren Studie es sich handelte, wehrte sich gegen die Ungeschicklichkeit des Meisters.

„Na, da hört sich alles auf!“ rief sie aus — „dös is gar ka Korrektur, dös is a Amputation! und noch oberdrein a verpfuschte!“

„Immer wichtig, die Fanny,“ rief offenbar betreten Lozonczyi. „Na, den Schaden werd' ich gut machen, für die verdorbene Studie schenk' ich Ihnen eine Skizze von mir. Aber vorher müssen wir Freundschaft schließen, schöne Fanny.“ Er nahm sie unter dem Kinn und wollte sie küssen. Sie aber war schlecht auf ihn zu sprechen. „Geben S' Ruh oder ich sag's Ihrer Frau!“ wehrte sie, sich ihm unwirsch entwindend.

„Ist Lozonczyi verheiratet?“ riefen einige der Schülerinnen.

„Natürli is er verheirat' — ich waß scho long — er will nöd, daß man davon spricht, weil er sich als lediger Herr besser in der Welt amüsiert. I hab long g'schwiegen, aber heut is mir's rausg'fahren, weil i fuchtig bin auf ihn! Ach!“ ... Sie drehte sich um — das ganze Atelier drehte sich um und blickte nach der Thür. — In dem Rahmen derselben stand Gertrud von Glimm.

Sie mußte schon längere Zeit dagestanden und den größten Teil des Gesprächs vernommen haben. Sie war totenblaß, die schweren bräunlichen Lider senkten sich tief über die glanzlosen Augen, über die roten Lippen schwebte ein violetter Schimmer — sie waren gesprungen, wie vom Fieber.

Den Gruß der Kolleginnen mit einem stummen Kopfnicken erwidern, schlich sie sich an ihre Staffelei heran. Dort blieb sie sitzen und machte mit einem Stück Rohle Kreuz- und Querstriche auf eine noch unbemalte Leinwand, die vor ihr stand. Man merkte ihr an, daß sie nicht wußte, was sie that.

Indes ging Lozonczyi von einer der Schülerinnen zur andern.

Er hielt sich unverhältnismäßig lang bei den unbedeutendsten auf, die er sonst mit einem Worte abzufertigen pflegte, und wich Gertrud aus.

Man fing an, ihn zu beobachten, sich zu fragen, ob er

sie nicht ganz übergehen würde — was es zwischen den beiden gegeben haben müsse. —

Er merkte es — sein Mund wurde trocken, seine Stirn feucht. Er mußte seine ganze Willenskraft zusammennehmen, um an Gertrud heranzutreten.

Die Hand auf ihre Stuhllehne stützend, beugte er sich über sie und meinte: „Sie haben gar nichts gemacht?“

„Nein, gar nichts,“ erwiderte sie tonlos.

„Sie scheinen nicht auf dem Posten — offenbar ein wenig Uebermüdung — Sie sollten sich schonen — für ein paar Wochen aufs Land gehen . . .“

Sie hob den Kopf ein wenig, sein Blick begegnete dem ihren, dann senkte sie die Lider von neuem über ihre trüben, matten Augen.

„Adieu!“ sagte er hastig, ihr die Hand reichend. „Adieu, meine Damen!“

Vierzigstes Kapitel.

Nach Hause — das heißt in ihr elendes Stübchen zurückgekehrt, stand sie lange am Fenster und blickte hinunter in den schmalen, dunstigen Hof.

Es war kein Blutstropfen in ihren Adern, der nicht brannte vor Scham, keine Faser in ihrem Fleisch, die sich nicht krümmte vor Schmerz.

Manchmal fühlte sie das Leid in der Brust wie einen großen kalten Druck, der sie zu Boden zog, dann wieder fuhr ihr die Verzweiflung in die Glieder, wie eine lodernde Flamme. Einen Augenblick war sie so müde, daß sie keinen Finger zu rühren vermochte — im nächsten zuckte ihr die Unruhe wie Wahnsinn durch die Seele, so daß sie wer weiß wohin hätte laufen mögen, um dem zu entfliehen, von dem sie längst eingeholt worden, um das von sich abzuschütteln, was nun für immer mit ihrem Leben zusammengewachsen war.

Sie wollte sterben. Sie beugte sich tief hinab über die eiserne Schutzwehr vor ihrem Fenster — nur ein Ruck, und es war aus — alles!

Sie fuhr zurück wie Espenlaub zitternd. Eine Vision durchzuckte sie: Sie sah sich unten liegen in dem Hof, zerschmettert, mit um den Kopf zerflattertem Haar, in einer Blutlache, die sich mit den faulenden Wassern der Gasse mischte, zwischen den kranken, matten Topfpflanzen. Die abscheulichen Dinge, die man über sie sagen würde, schwirrten ihr durch die Seele. Eine gräßliche Angst, die Leute könnten erraten, weshalb sie den Tod gesucht hätte, schnürte ihr die Kehle zu. Sie war wie verrückt vor Scham — sie hätte ein Verbrechen begehen können, um die Leute daran zu hindern, die Wahrheit zu entdecken.

Nein! Sie wollte nicht sterben — erstens wegen des Geredes, welches sie durch einen Selbstmord heraufbeschwören würde; zweitens . . . zweitens, weil sie inmitten ihrer Verzweiflung eine ganz erbärmliche, von tausend religiösen Skrupeln verschärfte Todesfurcht empfand.

Religiöse Skrupel, ja — so seltsam es erscheint, sie tauchten jetzt in ihr auf, wie sich überhaupt plötzlich tausend längst vergessene Denk- und Anschauungsgewohnheiten in ihr meldeten. Es war, als ob durch die große Erschütterung die alte scheintote Gertrud plötzlich zu neuem Leben erweckt worden wäre.

Sie konnte nicht still sitzen, sie mußte sich bewegen, rasch und unaufhörlich. Sie begab sich ins Freie! . . .

Unten im Hausflur stand die Baronin Brock; sie hielt sich sehr gerade und rechnete mit der Hauswirtin ab, die neben einem Strauß halbverblühter Levkojen hinter ihren Büchern saß und fragte, wodurch das Hôtel du Vatican die Unzufriedenheit der Frau Baronin erregt habe? Die Frau Baronin hatte nämlich, von einem Tage zum andern, gekündigt und stand im Begriff, auszuziehen.

Die Frau Baronin äußerte sich nicht, und der Sohn, der, ein magerer grüner Junge mit zu langen Armen und Beinen in einem ausgewachsenen Matrosenkostüm, das blaue Barett überm Ohr, den Geigenkasten in der Hand, neben ihr stand, wendete sich ab und grinste.

Gertruds Mißbehagen wuchs, während sie an Mutter und Sohn vorbeiging. Sie kam jetzt an keinem Menschen mehr vorbei, ohne sich zu fragen: „Ahnt er etwas?“ Aber die Baronin ahnte nichts. Gertrud von Glimm hatte sich im Chimärenviertel eine so hochmütige, sittliche Ausnahms-

stellung bewahrt, daß die Baronin von allen Damen, welche die oberen Stockwerke bewohnten, eher eine bucklige und faden-scheinige alte Engländerin in Verdacht gehabt hätte, heimlich einen Liebhaber bei sich zu empfangen, als Gertrud von Glimm.

Nachdem Gertrud bereits ein paar Schritte in die Straße hinausgegangen war, hörte sie ein Rascheln von Seide neben sich. Die Baronin war ihr nachgeeilt — der Sohn stand noch immer vor dem Papierladen und grinste über seine Schulter zu den Rosenkränzen und Heiligenbildern hinein. Offenbar hatte ihm die Mutter befohlen, zurückzubleiben, weil sie Gertrud etwas zu sagen hatte, was er nicht hören durfte.

„Mein liebes Fräulein!“ begann die Desterreicherin, „ich hab’ mir’s lange überlegt, ob ich’s Ihnen sagen sollte; ich weiß, in der Welt heißt’s, man solle sich nicht in fremde Angelegenheiten mischen, aber . . . ich bin nun immer eine ganz hausbackene Frau geblieben, und Sie haben mir’s vom ersten Augenblick angethan — das Vatican ist kein Hôtel für Sie.“

„Und warum?“ fuhr’s kurz und heftig aus Gertrud heraus.

„Warum? . . .“ Die Baronin machte ein sehr unglückliches und sehr verlegenes Gesicht. „Ich bin eine alte Frau,“ murmelte sie, „und doch geniert es mich, davon zu sprechen — besonders mit einem jungen Mädchen; aber da Sie so allein dastehen und keine Mutter mehr haben . . . hm . . . ich will den Stein gegen keine aufheben . . . aber es gehen in dem Hôtel Dinge vor . . . neulich, gegen vier Uhr früh, als meinem Buben schlecht geworden, und ich hinuntergelaufen war, um die Hilfe Mademoiselle Moreaus anzusprechen, begegnete uns auf der Treppe ein Mann . . . der aus dem oberen Stockwerk kam, ein Herr — der . . . nun, ich weiß nicht, bei wem er gewesen war — ich hab’ einen Verdacht, aber zu was ihn äußern! — Ich sage auch keinem Menschen, warum ich ausziehe und was vorgekommen ist, außer Ihnen, und Ihnen nur, damit Sie einsehen, daß ein Hôtel, in dem solche Dinge vorkommen, kein Aufenthaltsort für Sie ist!“

„Entsetzlich!“ murmelte Gertrud, der das Fleisch an den Knochen brannte.

„Armer Narr!“ sagte die Desterreicherin, „solche Sachen treffen tief in ein zartes, junges Gemüt. Aber ich fühlte

mich verpflichtet, es Ihnen zu sagen — verzeihen Sie einer alten Frau, der bittere Erfahrungen im Leben nicht erspart geblieben sind, wenn sie sich erlaubt, Ihnen einen Rat zu erteilen. Und um Gottes willen schweigen Sie, ich will niemandem schaden. Hôtel Garnis sind überhaupt kein passender Aufenthaltsort für alleinstehende junge Mädchen — ziehen Sie doch lieber in eine gute Pension — oder — Sie sind ja katholisch — in ein Kloster.“

„Es wird wohl das Beste sein!“ murmelte Gertrud, und dann setzte sie noch hinzu: „Ich danke Ihnen für Ihre freundliche Warnung.“

Einundvierzigstes Kapitel.

Als sie wieder allein war, schien es, als ob sich die Last, welche sie mit sich schleppte, verzehnfacht habe. Sie erschrak über ihre plötzlich erworbene Verstellungskunst. Woher hatte sie die genommen, sie, die immer die Aufrichtigkeit in Person gewesen war! Es kam ihr zum Bewußtsein, daß sie durch ihre feige Verlogenheit den Verdacht von sich auf andre Unschuldige abgelenkt habe. Wer wohnte außer ihr noch in dem oberen Stockwerk — die Lindner und die erwähnte bucklige Engländerin. Sie hätte umkehren mögen und laut schreien: „Ich war's — ich war's!“ — aber sie kehrte nicht um, sondern ging weiter, immer weiter, sie wußte anfangs gar nicht wohin.

Eine grausame Schärfe des Denkvermögens, eine furchtbare innere Helligkeit hatte sich ihrer bemächtigt; aus der Vergangenheit stiegen allerhand sie verhöhrende Erinnerungen in ihr auf. Sie gedachte des physischen Ekels, der ihr jedesmal durch die Adern geschlichen war, wenn sie von dem Fehltritt eines jungen Mädchens aus ihrer gesellschaftlichen Sphäre gehört hatte — die Nachsicht, die sie ihren Kolleginnen entgegengebracht, war im Grunde nichts gewesen als hochmütige Verachtung. An solche arme, schlecht erzogene Mädchen durfte man keine Anforderungen stellen, hatte sie sich gesagt und war fest davon überzeugt gewesen, daß alles, was jene zur Sünde verführt hatte, ihr gänzlich ungefährlich sei. Sie war sehr stolz gewesen auf ihre Keusch-

heit, so stolz, wie es ein Mädchen nur sein kann in einer Umgebung, wo diese Eigenschaft nicht mehr als etwas ganz Selbstverständliches, sondern als eine Ausnahme betrachtet wird.

Ihre Keuschheit war ihr letzter Luxus gewesen. Und jetzt . . . vorüber . . . vorüber für immer . . . unwiederbringlich!

Zweiundvierzigstes Kapitel.

Sie hatte Lozonczyi nie geliebt — als der erste Sonnenstrahl in ihre Dachkammer brach, war der Rausch vorbei — was sie zur Sünde getrieben, war Eitelkeit, Nervenüberreizung und etwas so Niedriges gewesen, daß sie es auch jetzt in diesem Augenblick rücksichtsloser Selbstanklage vermied, sich darüber ganz klar zu werden.

Ihr Denken war getrübt gewesen, aber er hatte wissen müssen, was in ihr vorging; er hatte wissen müssen, daß sie einfach in einem Moment sittlicher Müdigkeit bereit gewesen war, einen moralischen Selbstmord zu begehen.

Wenn nur ein Atom Großmut, wirklicher Ritterlichkeit in ihm gewesen wäre, hätte er sie geschont.

Sie hatte ihn nie geliebt — jetzt haßte sie ihn.

Und dennoch, mit diesem Grauen vor ihm, diesem Haß im Herzen, war sie nach drei Tage langem Ueberlegen zu dem Schluß gekommen, daß die einzige Möglichkeit einer moralischen Rettung für sie eine eheliche Verbindung mit ihm war.

Wenn sich einer anständigen Frau plötzlich die Scham bemächtigt hat, so greift sie, falls sie nichts andres findet, um ihre Blöße zu decken, nach einem Nessushemd.

Dreiundvierzigstes Kapitel.

Der Abend war hereingebrochen. Sie hatte sich mit ihrer Verzweiflung in den Luxemburggarten geflüchtet. Es fing an, sehr still zu werden hier. Die Kinder mädchen mit ihren lachenden, lustig tollenden Schützlingen hatten sich zurückgezogen, und die Vögel schwiegen. Ein paar müde

Menschen, die nach schweren Tagesmühen hergekommen waren, sich auszuruhen und frische Luft zu atmen, saßen da und dort auf einem Sessel, den Rücken gegen den Weg und das Gesicht dem Gebüsch zugekehrt, sich auf diese Weise der angenehmen Täuschung einer verhältnismäßigen Einsamkeit und Weltabgeschiedenheit ergebend.

Nur die, welche keinen Sessel erschwingen konnten, saßen auf den Bänken, die man nicht bewegen, und auf denen man sich infolgedessen der Musterung der Vorübergehenden nicht entziehen kann. Bilder gräßlichen Elends, physischer und moralischer Verkommenheit erblickte man da — Obdachlose, welche das Dunkel erwarteten, um sich, die Wachsamkeit der Stadtsergeanten betragend, in die Büsche zu verkriechen für die Nacht.

Die Schatten der Büsche streckten sich lang über die Rasenplätze hin, grau und traurig zwischen dem rötlichen Abglanz der tief einfallenden Sonnenstrahlen. Der Stadtlärm tönte herüber wie fernes Gewittergrollen, in das sich das Summen eines Bienenschwarms mischt.

Ohne sich nach rechts oder links umzuschauen, wanderte Gertrud weiter. Da näherte sich ein Tritt, den sie kannte. Sie sah auf — vor ihr stand Lozonczyi.

„Gut, daß ich Sie finde!“ rief er hastig, verlegen den Hut lüftend — das in einer Nacht mißbrauchte „Du“ war ihm nicht geläufig, er redete sie mit „Sie“ an. „Ich mußte mit Ihnen reden, und ich wußte nicht, wie ich Ihrer habhaft werden sollte. Ich zögerte, Sie in Ihrer Wohnung aufzusuchen — nur aus Angst, den Leuten Gelegenheit zur Nachrede zu geben. Ich erwartete Sie vergeblich im Atelier — fast um jede Tagesstunde erwartete ich Sie. Heute sah ich Sie endlich . . . ich wollte etwas verabreden mit Ihnen, aber es ergab sich keine Gelegenheit . . .“

„Was wollten Sie verabreden?“ unterbrach sie ihn scharf.

„Unsre nächste Zusammenkunft . . .“

Fast ohne zu wissen, was sie that, war sie an seiner Seite einem einsameren Weg des Gartens zugeschritten. Die Schatten rings um die beiden waren dicht und die Menschen weit. — Sie hatte bis dahin geschwiegen. Jetzt hob sie den Kopf und, ihn finster anblickend, wiederholte sie: „Unsre nächste Zusammenkunft?“

Er runzelte die Stirn, und nicht ohne eine gewisse Un-

geduld in der Stimme begann er von neuem: „Vor allem bitte ich Sie, mir zu glauben, daß das, was geschehen ist, wirklich eine Uebereilung der Leidenschaft und keine wohlüberlegte Schändlichkeit war. Ich weiß nicht, was ich thäte, um es ungeschehen zu machen — seitdem ich sehe, wie Sie es auffassen — und daß Sie noch ganz in den Banden der alten Vorurteile schmachten. — Da wir aber der Vergangenheit nichts mehr nehmen können, was ihr einmal gehört, müssen wir trachten, uns die Zukunft mit den gegebenen Mitteln schön zu gestalten.“

„Die Zukunft! . . .“ murmelte Gertrud dumpf. „Die Zukunft . . .“

„Ja,“ wiederholte er, „die Zukunft. Sie wußten nicht, daß ich verheiratet bin?“

„Nein, ich wußte es nicht.“

„Und Sie dachten . . .“

Ohne zu antworten, senkte sie den Kopf. — Er verstand sie. Nach einer langen Pause begann er wieder: „Eine gesetzliche Verbindung ist zwischen uns leider nicht möglich!“ Seine Stimme klang rau, während er fortfuhr: „Meine Frau willigt in keine Scheidung. Aber alles, was außerhalb der Ehe, der rein konventionellen Formel liegt, das ist möglich. — Gertrud, was ich für Sie fühle, habe ich für keine andre Frau gefühlt. — Verbrennen Sie Ihre Schiffe — reichen Sie mir die Hand zum Bunde durchs Leben — ich versichere Ihnen, es wird ein glänzendes, interessantes Leben sein. Alles, was unschön ist, will ich Ihnen fern halten — Sie sollen eine Ausnahmstellung einnehmen in meiner Welt, Ihre Wünsche sollen mir Gesetz sein. Sprechen Sie nur einen aus, dessen Erfüllung in meiner Macht liegt — er ist schon gewährt!“

Gertrud richtete die Augen auf ihn, finster, vernichtend. „Ich habe einen Wunsch,“ sagte sie — „einen einzigen.“

„Den ich erfüllen kann?“

„Ja.“

„Sprechen Sie!“

Sie schöpfte tief Atem, dann sehr langsam — sehr deutlich sagte sie: „Ich wünsche, daß Sie mir nie, nie mehr unter die Augen treten möchten!“

Er zuckte zusammen wie unter einem Schlag. Staunend betrachtete er sie. Sie stand vor ihm blaß und elend, aber

hoch und stolz. Er merkte, daß es ihr Ernst und daß gegen ihren Entschluß nicht anzukämpfen war.

„Wie Sie befehlen!“ murmelte er. — „Leben Sie wohl!“ setzte er nach einem Weilchen hinzu. Er wollte ihr die Hand reichen zum Abschied — sie wies die Hand zurück. Dann ging er — sie sah ihn verschwinden in den lang hindämmernden Abend Schatten. Als die Schatten seine Gestalt verschlungen hatten, fühlte sie eine Art Erleichterung.

Vierundvierzigstes Kapitel.

Einige Tage später standen die zwei Russinnen, Fanny Isolany und Gastonde St. Prix in dem von wilden Weinreben umflatterten Höfchen der Akademie Gudy Menos und debattierten sehr lebhaft über die beiden großen Tagesneuigkeiten — Lozonczyi hatte seine Professur in der Akademie niedergelegt, und Gertrud von Glimm war an einem bössartigen Nervenfieber erkrankt.

Was hatte das zu bedeuten — in welcher Beziehung stand Gertruds Nervenfieber zu Lozonczyis Rückzug?

Die eine Russin — die mit dem Botschaftsonkel, Annette Michailowna Bogdanow, meinte: „Es liegt auf der Hand, er hat ihr unanständige Anträge gemacht, und sie hat ihn zurückgewiesen.“

„Unsinn!“ entgegnete die Isolany, „sie hat's darauf angelegt, ihm den Kopf zu verdrehen — und nachdem er mit dem Bilde fertig war und sie nimmer braucht hat, hat er sie sitzen lassen.“

„Sie hat sich Hoffnung gemacht, daß er sie heiraten wird,“ erklärte die zweite Russin; „erinnern Sie sich nicht, meine Damen, sie wurde ja fast ohnmächtig, als sie durch diese böshafte Fanny erfuhr, daß Lozonczyi bereits mit einem Weibe gesegnet sei.“

„Na, anen Krach hat's zwischen ihnen gegeben!“ rief die Isolany, dann sich die Hände reibend und lustig schmunzelnd, setzte sie hinzu: „Aber i möcht' auf die médaille d'honneur im nächsten Salon verzichten, wann ich's erfahren könnt', ob's vor dem Krach no was anders zwischen den zwän gegeben hat!“

St. Prix zuckte die Achseln und erklärte: „Und wenn — bei einer Künstlerin geht das niemanden etwas an.“

Indessen lag Gertrud in dem Zimmer Luise Moreaus. Die junge Krankenpflegerin hatte sie hineintragen lassen, weil die Luft darin etwas besser als in dem Gertruds war — mit brennendem Kopf und schweren, wunden Gliedern lag sie da.

Luise Moreau wich nicht von ihrer Seite und pflegte sie wie eine Mutter. Tage um Tage vergingen, ohne daß Gertrud wußte, wer sie pflegte.

Endlich, an einem regengefühlten Julitag, erwachte sie. Ihr war's, als ob sie aus einer schwülen, scharlachroten Wolke heraus endlich wieder in reines Licht sehen könne.

Sie erkannte Luise Moreau, sie erinnerte sich dessen, wie hochmütig sie die arme, blasser Sündlerin verachtet, wie sie sich geradezu abgestoßen von ihr gefühlt hatte. Sie hatte sich nie überwinden können, ihr die Hand zu geben.

Als sie merkte, daß die Kranke zum Bewußtsein gekommen war, trat Luise zu Häupten des Bettes und sagte mit einem unbeholfenen Versuch, zu scherzen: „Verzeihen Sie, daß ich mich unbefugt in Ihre Angelegenheiten mischte. Wir haben Sie in mein Zimmer übertragen, weil es größer und lustiger ist — der Doktor hielt es für gut. Und Sie dürfen nicht böse sein, daß gerade ich Ihre Pflege übernommen habe. Wenn Sie gesund sein werden, mache ich gar keinen Anspruch auf Ihre Bekanntschaft mehr — dann können Sie mich wieder meiden.“

Ein überwältigendes Bedürfnis, ihren vergangenen Hochmut abzubüßen, sich zu demütigen, überkam Gertrud. „Ich habe nicht das Recht mehr, irgend jemanden auf der Welt zu meiden, am wenigsten eine Heilige, wie Sie es sind!“ murmelte sie, und nach der Hand ihrer Pflegerin greifend, führte sie dieselbe an ihre Lippen.

Sie wußte, daß diese Worte ein Geständnis ihrer Schuld enthielten. Mit jemandem mußte sie sich aussprechen können, und etwas sagte ihr, daß sie der Diskretion Luise Moreaus sicher war. Einen Augenblick herrschte zwischen den beiden Mädchen tiefes Schweigen. Luise Moreau streichelte leise den Kopf der Kranken. Nach einer Weile begann diese zagend: „Wie haben Sie's denn überhaupt fertig gebracht, weiter zu leben . . . danach?“

„Leicht war es nicht,“ entgegnete ihr Luise seufzend.

„Das Schwerste dabei war der erste Schritt nach einer neuen Richtung — das vollständige Brechen mit meinen alten Lebensverhältnissen. Wie das einmal hinter mir war, gab sich alles andre von selbst.“

„Aber war denn das durchaus notwendig?“ fragte Gertrud scheu.

„Ich glaube ja — wenn ich mich weiterhin gradhalten wollte,“ erklärte Luise. „Es gibt nur zwei Wege in solchem Fall, entweder man nimmt die Konsequenzen der Sache auf sich, läßt die Leute reden und weicht ihnen aus — wenn man sie entbehren kann. Kann man sie nicht entbehren, nun so ist man darauf angewiesen, den Menschen etwas vorzulügen.“

„Aber kann man nicht einfach schweigen?“ fragte schüchtern Gertrud.

„Ja ... aber man muß den Menschen doch ausweichen — denen, die uns verdammen würden, sonst ist das Schweigen doch nur ein Betrug. Entweder — oder. Wer zwischen den beiden Alternativen schwankt, der geht einfach zu Grunde.“

Sobald Gertrud das Bett verlassen konnte und den Strapazen einer Eisenbahnfahrt gewachsen war, reiste sie mit Luise Moreau in ein kleines Seebad. Als sie in das Atelier zurückkehrte, war's Anfang Oktober.

Sie sah bleich und traurig aus — aber der unzufriedene Ausdruck war aus ihrem Gesicht, die zerfahrene Unruhe war aus ihrem Wesen geschwunden.

Sie war still, schüchtern, aber freundlich und hilfsbereit. Ihr Anzug war ordentlicher und um eine Spur weniger jugendlich als früher. Ihre Frisur war nicht mehr so fleidsam wie sonst, aber ihr Haar war besser gebürstet. Sie arbeitete wie noch nie — mit einem Ernst, den nichts zerstreuen, einer Ausdauer, die nichts ermüden konnte.

Es war ein stiller, grauer Tag, an dem sie in das Atelier zurückkehrte — draußen über den Dächern hing ein weißlicher Nebel, der sich in Regen auflöste. Man hörte die Tropfen schwer und eintönig niederfallen — sonst nichts. Kein Hauch regte sich in der Luft — es war alles still, still — still, traurig und friedlich. Das Lied der großen Chimäre war verstummt.

D r i t t e s B u c h .

Fünfundvierzigstes Kapitel.

Mehrere Jahre waren verflossen.

Gertruds ehemaliger Anbeter, Dick Grant, war wieder, Amerika müde, nach Paris, dem Mekka seiner Landsleute, geflüchtet, um sich ein wenig zu zerstreuen. Er nannte das die Kur brauchen gegen den Spleen.

Die Besichtigung der Museen und Kunstschätze war natürlich in der Pariser Kur, welcher der junge Amerikaner sich unterzog, nicht mit einbegriffen, ja sie liefen dem Lebensplan, welchen er sich für die ersten Wochen seines Pariser Aufenthaltes vorgeschrieben, sogar gänzlich zuwider.

Erst als er sich nach etwa zweimonatlichem vergnügten Bummelleben an Leib und Seele gestärkt und vollkommen spleenfrei fühlte, packte ihn eines Tages die Neugier, und er entschloß sich, die modernen Ausstellungen zu besuchen.

Er fing mit dem Salon auf dem Marsfelde an. Man hatte ihm so viel vom Unfug der den alten Traditionen und dem alten Salon abtrünnigen französischen Farbenrevolutionäre erzählt, daß er neugierig geworden war.

Zu seinem großen Erstaunen fand er im französischen SeceSSIONISTENSALON fast nichts, was er eigentlich als lächerlich bezeichnen, und sehr wenig, worüber er sich entsetzen konnte. Die Farbenskala war im allgemeinen heller, die dargestellten Bewegungen rascher, dem Leben abgelauscht. Ueberhaupt machte sich ein deutliches Streben bemerkbar, der Natur etwas näher, als es früher Mode gewesen, an den Leib zu rücken. Die großen, langweiligen, historischen Bilder, welche nach künstlich gruppierten Modellen gemalt zu sein scheinen, fehlten. Aber das bedauerte Dick nur wenig.

Die Ausstellung interessierte ihn bald aufrichtig, er begann sich wohl zu fühlen in den hohen, stillen Räumen,

in denen der Geruch von Firnis und Oelfarben eine längst verjähnte Erinnerung in seiner Seele wachlockte.

Was denn nur? . . .

Ja, es hatte einmal eine Zeit gegeben, wo das Besuchen von Ausstellungen und Ateliers zu den Hauptbeschäftigungen seines Lebens gezählt, und er täglich irgend eine Sammlung und ein halbes Duzend Ateliers besehen hatte, nur um darüber reden zu können wie ein Maler.

Er sah ein schlankes, blasses Mädchen vor sich mit großen, traurigen, freundlich blinkenden Augen langsam hinschleichen an der sonnigen Seite des Boulevards neben einer gebückten, alten Frau, die ihr am Arme hing. Die alte Frau hatte unter schneeweißen Scheiteln ein rosiges Kindergeſicht, das häufig von einem mürrischen, unzufriedenen Ausdruck in die Länge gezogen war. Auf dem Antlitz des blassen Mädchens zeigte sich nie eine Spur von Unzufriedenheit. Ihre freundlichen Augen blieben immer traurig, aber ihr Mund lächelte, und sie plauderte unermüdlich von lustigen Dingen so lange, bis sich endlich ein heiterer Glanz in die müden Augen der alten Dame schlich. Dann atmete das Mädchen auf wie erleichtert nach einer großen Anstrengung und verstummte.

Wie oft hatte er das beobachtet! An schönen Herbsttagen hatte er regelmäßig um eine bestimmte Stunde vor der Kirche St. Augustin gewartet, um beide vorübergehen zu sehen.

Wie von einem Heiligenschein umschimmert, hatte sie ihn angemutet; er hatte sie innig und andächtig geliebt! Wie es ihn damals gedrängt hatte, sie aus der ihr ungewohnten, sorgenschweren Dürftigkeit in die verhätſchelte, glänzende Existenz zurückzuführen, für die sie eigentlich geschaffen war!

Er hatte sie heiraten wollen — sie hatte ihn ausgeschlagen.

Schade! — Er war ja längst darüber hinaus. Aber es war doch schade!

„Wenn sie mich damals genommen hätte,“ grübelte er weiter, „so hätte sie aus mir machen können, was sie gewollt. Ich wäre ein Fanatiker des Familienlebens geworden, anstatt mich, wie ich's thue, aus einem Klub in den andern herumzutreiben, oder auch von einer Hauptstadt zur andern meinem Spleen davonzulaufen — und für sie wär's auch besser gewesen! Armes Ding!“

Wieder stieg ein Bild in seiner Erinnerung auf; diesmal wehrte er es mit einem Schauer von sich ab. Zu was dabei verweilen — man denkt nicht gern zurück an den Moment, in dem man eine Illusion verloren hat!

So tief war er in seine Betrachtungen versunken gewesen, daß er ganz vergessen hatte, wo er sich befand. Da weckte ihn eine Stimme, die ihm irgendwie bekannt vorkam.

„Prachtvoll!“ hörte er diese Stimme sagen — „ich versichere Ihnen, einfach prachtvoll! Ich weiß in der ganzen Ausstellung wenig Bilder, die ich dieser Leistung zur Seite stellen könnte! C'est un tableau de maître — ersten Ranges!“

Ein großer, brauner Mensch war's, der die Worte fallen ließ; neben ihm ging ein Greis, dessen Gesicht an die gelbe Fraze eines in Elfenbein geschnitzten japanischen Hausgottes erinnerte.

Dick Grant erkannte den Bildhauer Jessendy und einen bekannten Pariser Journalisten. Er legte die Hand an die Krempe seines Hutes und blickte nach dem Bildhauer hin. Dieser stutzte, zwinkerte, dann lief er mit ausgestreckter Hand auf den Amerikaner zu: „Monsieur Grant! Quel plaisir!“

Es folgten einige Begrüßungsphrasen, man fragte nach alten Bekannten. Jessendy erkundigte sich nach Mrs. Lyndhurst, und Grant erkundigte sich nach Madame Jessendy.

Mrs. Lyndhurst befand sich momentan in Paris, sehr mit der Reform ihrer in Amerika etwas verwilderten Toilette beschäftigt, und Madame Jessendy war tot. Ihr Gatte wischte sich mit dem Zeigefinger einen Augenwinkel, während er Dick diese Mitteilung machte. Obzwar ihn ihr Leben nie erfreut hatte, schien ihr Tod ihn zu verdrießen. Ihr Verschwinden von der Bildfläche bereitete ihm Unbequemlichkeiten. Es war wirklich anstrengend, zwei junge Mädchen in die Welt zu führen.

„Und Sylvains?“ fragte Grant.

„Ebenfalls tot!“ erwiderte Jessendy.

„An der Gicht?“ fragte Dick teilnehmend.

Aber Jessendy schüttelte den Kopf: „Nein, nicht an der Gicht — an dem Erfolg der Freilichtmaler!“

„Wie schrecklich!“ murmelte Dick, den das schauerliche Ende Armand Sylvains' sehr kalt ließ. Seine Gedanken

waren nach einer andern Richtung abgeschweift. Er hätte gerne noch nach einer Person aus seinem ehemaligen Bekanntenkreise gefragt, die ihn ganz anders interessierte als Sylvains — aber ihr Name wollte ihm nicht über die Lippen. Zu andern Dingen übergehen, fragte er statt dessen Jessendy: „Welches ist denn das Bild, das ich Sie soeben preisen hörte, Meister?“

„Sehen Sie selbst,“ rief Jessendy und führte Dick in einen anstoßenden Saal.

Dort auf einem Ehrenplatz, dicht an der Rampe und in der Mitte einer Wandfläche hing ein Gemälde, das nicht nur durch seine vorzügliche und eigenartige Technik die Augen jedes Kenners sofort auf sich ziehen mußte, sondern durch einen gewissen ihm entströmenden weihervollen Ernst seine ganze Umgebung von banalen, nach der modernsten Schablone fabrizierten Virtuosenstücken zur Ordnung zu rufen schien.

Das Sujet von ergreifender Tragik, ohne jegliche melodramatische Beimischung, stellte einen Landmann vor, der, die Sense über der Schulter, durch einen Hohlweg schritt. Rechts von ihm zog sich ein reifes Roggenfeld, an dem die Aehren von Leppigkeit strotzten, links erhob sich eine armselig hinbröckelnde Mauer, über der schwarze Kreuze zwischen grünem Gestrüpp emporragten. Und über allem schwebte der Dunst eines in Gewitterwolken erstickenden Sonnenunterganges.

„Das Bild heißt ‚Die Ernte,‘“ rief Jessendy aus — „was sagen Sie dazu? — Großartig, nicht wahr?“

„Wundervoll!“ murmelte Dick, aber in seiner Stimme klang eine gewisse Zerstreuung durch. Er hatte versucht, die Unterschrift des Künstlers in der linken Ecke zu entziffern: „G. G.“

Indessen phantasierte Jessendy weiter: „Jetzt bin ich froh, daß ich kein Maler geworden bin, über das Bild hätt' ich die Gelbsucht bekommen vor Brotneid — und noch obendrein ist es die Arbeit einer Frau!“

„Der Umstand an und für sich müßte jedem vernünftigen Manne den Brotneid vertreiben,“ mischte sich der Journalist ins Gespräch. „Frauen wachsen mitunter rascher als die Männer, aber sie hören auch schneller auf.“

Jessendy lächelte wegwerfend, und der Journalist

meinte: „Das Bild würde mir in der That sehr imponieren, wenn ich bestimmt wüßte, daß sie es allein gemacht hat!“

„Daran würde ich allerdings auch zweifeln, wenn ich momentan einen großen Meister in Paris wüßte, dessen Malerei nur im mindesten an dieses Gemälde erinnerte.“

„Vielleicht weilt Lozonczyi infognito in unsrer Mitte,“ bemerkte satanisch lächelnd der Journalist. „Sie müssen gestehen, daß die Manier der Künstlerin an die Lozonczyis erinnert,“ setzte er hinzu.

„Das ist gerade kein Wunder, da sie seine Schülerin war!“ entgegnete Jessendy.

„Nur seine Schülerin?“ spöttelte der Journalist, „nur seine Schülerin? — Manche Leute behaupten, daß sie seine Maitresse gewesen ist.“

„Ach, die Leute wissen immer sehr viel,“ sagte gleichgültig Jessendy.

„Wissen kann man nach der Richtung überhaupt selten etwas, man kann nur vermuten,“ meinte der Journalist; „in diesem Falle liegt die Vermutung ziemlich nahe. Sie erinnern sich ja doch, daß sie ihm zu einem seiner berühmtesten Bilder posiert hat — zu seiner ‚Sehnsucht‘. Es ist ein Porträt. Daß es ihn gelockt hat, sie zu malen, ist natürlich — ’s war eine fabelhaft schöne Person!“

„Sie ist noch heute schön!“ erklärte Jessendy. „Bei der Eröffnung des Salons zeigte man mir sie. Ich habe mich ihr vorstellen lassen, um ihr zu gratulieren — vielmehr habe ich mich ihr ins Gedächtnis gerufen — ich kannte sie schon früher, da sie noch Schülerin von Sylvains und ein recht zimperliches Fräulein war. Sie kam eines Abends zu uns — tiens, Monsieur Grant, wenn ich nicht irre, haben Sie die junge Dame damals bei uns getroffen — eine Deutsche mit dunkelblondem Haar und merkwürdigen Augen. Mademoiselle Gertrude de Glimm!“

Unwillkürlich war Dick zusammengefahren. „Ja, ich erinnere mich“ — murmelte er so gleichgültig als möglich. Kurze Zeit darauf trat er den Rückweg an.

Jessendy begleitete ihn hinaus. Unter dem Ausgangsportal in einem der beiden offenen Cafés chantants, unter dem Vordach des Ausstellungsgebäudes, halb im Freien, sang eine rothaarige Person mit nasalem, Yvette Guilbert

kopierenden Accent, ein Lied, das mit den Worten anfang: „J'apelle un chat un chat . . .“ Dabei gestikulirte sie, beständig freche Blicke in das Publikum werfend, lebhaft mit ihren etwas zu mageren Armen. Ihre Stimme klang wie die aller Café chantant-Sängerinnen, angestrengt, heiser und plärrend. Sie war nicht eigentlich hübsch, aber sie schien den Teufel im Leibe zu haben. Die Zuhörer und Zuhörerinnen wanden sich in Lachkrämpfen über ihre Vorträge.

„Oh la-la — die Alhambra scheint heute im Zuge,“ erklärte Jessendy — „comme cela se dégourdit vite! Sehen Sie doch einmal hin. Vor drei oder vier Jahren war sie ein schmales, schüchternes Ding, die Tochter eines kleinen Notenabschreibers. Um ein Stück Brot zu verdienen, wurde sie Modell. Sie fiel fast in Ohnmacht, als sie mir das erste Mal zu einer Aktstudie stehen sollte — und jetzt . . . Ich bitte Sie — an Frechheit überbietet sie alle. Hm! hm!“

Er trat mit Dick Grant hinaus.

„Riechen Sie die Luft?“ fragte er.

„Ja, es ist Gewitterluft,“ erwiderte Dick.

„Lau und duftig, einschmeichelnd und aufregend — das ist die echte Pariser Luft! Merkwürdig, was die alles für Reime aus den Menschen lockt, und wie schnell sich die unter ihrem Einfluß entwickeln. Ich für meinen Teil liebe diese Pariser Luft, aber sie gibt mir den Spleen!“

„Und zu denken, daß ich nach Paris gekommen war, um dem Spleen zu entfliehen!“ dachte Dick.

Es fing an zu regnen. Nachdem er sich von Jessendy verabschiedet hatte, sprang er in einen Wagen, um sich in das Zentrum der Stadt zurückrollen zu lassen.

Wieder stieg das Bild des blassen, geduldigen Mädchens vor ihm auf, das mit freundlich blickenden, traurigen Augen an der Sonnenseite des Boulevards neben einer alten Frau hinschlich, die ihr schwer am Arme hing.

„Schade!“ murmelte er, indem er langsam den lauen, aufreizenden Duft einatmete, der jetzt selbst die vom Himmel niederfließenden Tropfen angesteckt und mit Wohlgeruch erfüllt zu haben schien. — „Schade — Jessendy hat recht; es ist merkwürdig, was diese Pariser Treibhausluft nicht alles aus dem Menschen für Reime herauslockt, und wie schnell sie das fertig bringt! . . . Hol's der Teufel! aber ich glaube, mein Spleen hat mich wieder einmal eingeholt!“

Sechszundvierzigstes Kapitel.

Es hat angefangen zu regnen, als Dick Grant die Ausstellung verlassen, jetzt regnet es bereits seit zwei Stunden ununterbrochen gleichmäßig und dicht.

Im Hôtel Meurice, in einem kleinen Wohnzimmer, das auf die Tuilerieen hinaussieht, sitzt Lydia Lyndhurst und hält die Augen mit einem unruhigen und nachdenklichen Ausdruck auf einen Brief geheftet, der merklich in ihrer aufgeregten Hand zittert. Vor ihr steht ein Napf mit dunkelroten Rosen, rings um sie herum befinden sich alle jene zahllosen Sächelchen, Photographieen in geschmackvollen Rähmchen, Polster, Deckchen und Kissen, welche verwöhnte Frauen auf allen ihren Reisen mitschleppen, und welche die Schrecken der Kammerjungfern ausmachen, die für die Verpackung Sorge tragen müssen.

Es sieht sehr gemütlich aus in dem kleinen Raume, dennoch scheint sich Lydia momentan nichts weniger als wohl darin zu fühlen. Der Duft der Rosen, die vor ihr auf dem Tischchen stehen, mischt sich mit dem Geruch von nassem Asphalt, der durch die offenen Fenster dringt.

Es regnet noch immer. Dip . . . dip . . . dip, fällt das Wasser aus dem grauen Himmel auf die triefende Erde; auf das Macadam fallen die Tropfen, ärgerlich aufklatschend, als ob ihnen die Berührung unliebsam sei; auf den Rasen in den Tuilerieen sinken sie nieder, weich und ernst, wie mit einem Kuß; an den harten Leibern der Standbilder, die aus dem Rasen aufragen, fließen sie gleichgültig herunter; zwischen das helle, frische Frühlingslaub der jungen Fliederbüsche und uralten Kastanienbäume schlüpfen sie seufzend und kosehend, als hätten sie ihnen wer weiß was alles zu erzählen und brächten ihnen Grüße aus dem Himmel.

Dip, dip, dip! . . .

„Wenn man ihnen nur ungestört zuhören könnte,“ denkt Lydia.

Vielleicht gäben sie ihr Antwort auf die tausend Fragen und Bedenken, die der Brief in ihr heraufbeschworen hat, der jetzt aufgeschlagen vor ihr auf dem Tischchen liegt.

Ungestört dem träumerischen Regenrauschen zuhören! —

wie sollte man wohl in Paris, wo so vieles andre Lärm macht, besonders in der Rue de Rivoli vor den Fenstern des Hôtels Meurice! Räderrollen, Peitschenknallen, Flüche der Kutscher und Passanten, und dazwischen immer wieder das Ausrutschen eines Droschkenpferdes, das nur mit Mühe von seinem Lenker in die Höhe gerissen wird.

„Es ist um aus der Haut zu fahren!“ stöhnt Lydia. Da öffnet sich die Thür, Lydias Kammerdiener, ein breit-schulteriger, weizengelber Mulatte meldet: „Mr. Grant läßt fragen, ob die gnädige Frau zu Hause sind?“

Die gnädige Frau ist zu Hause und empfängt kurz darauf ihren Better Dick mit den Worten: „Du kommst mir wie vom Himmel geschneit, du bist der Mensch, nach dem ich mich momentan am meisten sehnte!“

„Das muß entschieden einen besonderen Grund haben,“ erklärt humoristisch Dick.

„Den hat es auch,“ gibt sie ihm freimütig zur Antwort. „Aber was ist denn mit dir? Du machst ja ein ganz komisches Gesicht. — Spleen, Dick?“

„Ja, ich bin zu dir geflüchtet in der Hoffnung, du mögest mir ihn wegzaubern. Aber vor allem teile mir den tiefgehenden Grund mit, welcher dir Veranlassung geboten hat, dich nach mir zu sehnen.“ Er legt Hut und Stock auf irgend ein Möbel nieder und setzt sich in einen Lehnstuhl neben Lydia. „Laß hören,“ sagt er aufmunternd.

Sie reicht ihm den Brief, der ihr so viel zu denken gibt und beginnt: „Erinnerst du dich an Gertrud von Glimm?“

Er zieht den Napf mit den Rosen näher an sich heran, beugt sich darüber und thut einen langen, langsamen, hörbaren Atemzug.

„Natürlich erinnere ich mich,“ sagt er dann — „wie kommst du auf sie zu sprechen?“

„Mein armer Dick, ich habe einen wunden Punkt berührt?“ fragt Lydia, ihn mitleidig beobachtend — „verzeih mir . . . aber . . .“

„Auf was für einen wunden Punkt beziehst du dich?“ unterbricht er sie etwas schroff . . . „Ach . . . vielleicht darauf, daß ich . . . einmal einen Korb von ihr bekommen habe. — Das braucht dich nicht weiter zu genieren — die alte Geschichte thut längst nicht mehr weh!“

„Gar nicht mehr?“ Lydia sieht mit echt weiblicher Neugierde zu ihrem Vetter auf.

„Nein, gar nicht mehr — absolut nicht mehr,“ versichert er trocken.

„Nun, dann gestattest du mir vielleicht, eine sehr indiscrete Frage an dich zu richten?“

„Nur zu!“

„Du hattest doch die Absicht, ein zweites Mal um sie zu werben?“

„Gewiß — nach sehr langem Ueberlegen schiffte ich mich wieder für Europa ein — mit krankem Herzen und der festen Ueberzeugung, mein Leben wäre mir keine fünf Heller mehr wert, falls ich ein zweites Mal einen Korb bekäme,“ erklärt Dick.

„Und hat sie dich ein zweites Mal ausgeschlagen?“ Der Satz fährt etwas unvermittelt, sozusagen mit einem Ruck, aus Lydias Mund heraus, und ihre Augen verschlingen den Vetter beinahe vor Neugier.

Wieder beugt er sich über die roten Rosen und atmet langsam ihren Duft. „Nein,“ sagt er nach einer längeren Pause, den Kopf hebend — „ich habe ihr keine Gelegenheit dazu geboten — ich habe sie überhaupt nicht mehr aufgesucht, habe nie mehr mit ihr gesprochen.“

„Hattest du dich vielleicht während der Ueberfahrt in eine andre Schönheit verliebt? — Ich hätte dir mehr Charakter zugetraut!“ ruft etwas ärgerlich Lydia.

„Nur nicht zu hitzig!“ entgegnet er ihr, „höre mich zu Ende, ehe du mich verurtheilst. Ich habe sie nicht aufgesucht, weil ich ihr in Paris den Tag, ehe ich ihre neue Adresse ausgekundschaftet hatte, auf der Straße begegnet war. Bei dieser Gelegenheit machte sie auf mich einen so wenig günstigen Eindruck, daß alle meine, ihre Person betreffenden Wünsche plötzlich wie weggezaubert waren.“

„Aber warum? — Was mißfiel dir an ihr?“ ereifert sich Lydia. „Es ist doch nicht möglich, daß sie . . . zweideutig ausgesehen hätte? War ein Mann neben ihr?“

„Allerdings bummelte ein Mann neben ihr her, irgend ein zottiger Gesell in einer mit Delfarben befleckten Manchesterjacke; aber der sah nicht beunruhigend aus, nicht liebhaberartig, sondern einfach kameradschaftlich. Das meinte ich nicht, nur . . .“ Dick fraute sich hinter dem Ohr —

„zweideutig — nein, nicht was du so eigentlich zweideutig nennen würdest, sah sie aus. Sie sah aus . . . wie sie alle aussehen — the regular painting-girl — staubig und struppig, als ob sie eben achtundvierzig Stunden in der Eisenbahn gefahren wäre und keine Zeit gehabt hätte, sich nachher abzubürsten, und als ob sie gar keine Vorurteile mehr habe. — Da hast du's! Ich kann Frauen ohne Vorurteile nicht leiden. Eine Frau ohne Vorurteile mag ja etwas sehr Großes, Anerkennenswerthes sein, aber es ist etwas rasend Unästhetisches.“

Lydia's Gesicht hat einen außerordentlich verstimmtten Ausdruck angenommen. „Das, was du mir sagst, ist mir sehr unangenehm — sehr!“ murmelt Lydia, „ich hätte das nicht von ihr erwartet, sie war so ladylike, so distinguiert! — Hast du . . . hm! . . . hast du nie später etwas von ihr gehört?“

„Allerdings — heute in der Marsfelddausstellung,“ erklärt er. — „Ich habe sie preisen gehört als eine große, unvergleichliche Künstlerin. Das Bild, welches sie ausgestellt hat, ist ein Ereignis. Wie es scheint, spricht ganz Paris davon. Sie ist eine Berühmtheit, ein Stern!“

„Ein Stern, ein wirklicher Stern!“ ruft Lydia, starr vor Ueberraschung; „das ist ja herrlich! Und weiter weißt du von ihr nichts?“

Er runzelt leicht die Brauen. „Nein,“ ruft er etwas gereizt, „was sollt' ich auch von ihr wissen — was denn?“

„Nun, ob sie etwa verheiratet ist.“

„Verheiratet — nein — ich glaube nicht — ganz bestimmt nicht.“

Lydia stößt einen Seufzer aufrichtiger Befriedigung aus. „Gott sei Dank!“ ruft sie, „da kann ja noch alles gut werden, da ist noch nichts verloren. Da lies“ — und mit diesen Worten reicht ihm Lydia triumphierend den Brief, der ihr heute so viel Herzklopfen und Kopfzerbrechen verursacht hat.

Der Brief lautet:

„Meine liebe Lydia!

Durch eine gute Bekannte habe ich erfahren, daß Du vor meiner Wiederkehr nach New York abgereist bist und Dich jetzt in Paris befindest. Ich habe starkes Europa-

Heimweh, und wenn es die momentane Lage meiner Geschäfte irgendwie vernünftigerweise gestattet hätte, so wäre ich Dir sofort nachgereist.

Leider kann ich Amerika augenblicklich noch nicht verlassen.

Es ist Aussicht vorhanden, daß eine Aktiengesellschaft mich von meinen Gruben befreien dürfte. Mir wäre damit natürlich sehr gedient. Ich würde mit meinen paar Hellern in die Heimat zurückkehren, mir irgend eine Glitsche kaufen — die, an der mein Herz hängt, wenn sie zu haben ist — eine andre, wenn ich auf diese verzichten müßte, und dort würde ich als biederer Landedelmann meine an Abenteuern und schweren Stunden nicht gerade arme Laufbahn beschließen.

Doch, Du weißt ja, wie lange solche geschäftliche Unterhandlungen dauern. Vielleicht fallen in Deutschland bereits die Blätter von den Bäumen, ehe ich hinüber kann.

Werd' ich dann aber froh sein, wenn ich den ersten deutschen Eichen- oder Buchenwald wieder über meinem alten Kopfe rauschen höre.

Unter anderm — sagtest Du mir nicht, daß Du in einem Maleratelier die Bekanntschaft der einzigen Schwester meines armen Freundes Glimm gemacht hast? — Sie sollte doch heiraten — Dick Grant interessierte sich für sie. Den hat sie offenbar nicht genommen, da ich ihn vorigen Herbst in Rio als Junggesellen antraf. Es würde mich interessieren, durch Dich zu erfahren, wie es ihr geht, und ob sie sich noch unvermählt gehalten hat.

Letzteres dürfte freilich kaum der Fall sein — sie war zu schön, um bis in ihr dreißigstes Jahr hinauf ledig zu bleiben. Immerhin würde mich's interessieren, Näheres darüber zu erfahren. Und wenn sie sich verheiratet hat — so möcht' ich wissen, an wen, und ob sie glücklich ist. — Könntest Du sie nicht etwa aufsuchen, und mir Näheres über sie berichten? Ist das eine zu starke Zumutung? Vergiß nicht, daß es sich um die Schwester meines besten und ältesten Freundes handelt. Es war so eine Art Vermächtnis!"

"Hm!" meint Dick nachdenklich, indem er den Brief zusammenfaltet — "hm!"

"Hast du denselben Eindruck davon empfangen wie ich?" forsch't Lydia wichtig und vergnügt.

„Welcher ist das, wenn man fragen darf?“

„Nun, da gibt's doch nichts zu fragen — ich meine, das liegt auf der Hand, daß sich Bill sehr zärtlich um das Vermächtnis seines alten Freundes sorgt — daß Gertrud eine Jugendliebe von ihm ist — daß er hofft, sie endlich heimführen zu können!“

„Es hat in der That den Anschein,“ murmelt gedankenverloren Dick.

„Ach, nun begreife ich alles!“ schwärmt Lydia weiter.

„Du erinnerst dich, wie ungehalten ich war, als damals Gertrud dich ausschlug, dich einer ins Unbestimmte seufzenden, aussichtslosen Jugendschwärmerei opferte. Aber jetzt darf ich ihr nicht mehr böse sein deshalb. Für einen Menschen wie Bill kann man getrost zweihundert Jahre lang warten!“

„Nach dem, was in dem Briefe steht, dürfte sie von der Verehrung Bills gar nichts geahnt haben; denn, wie du siehst, waren die beiden in keinem schriftlichen Verkehr,“ meint Dick. „Es thut mir für beide leid!“

„Was?“

„Nun, daß sie in keinem brieflichen Verkehr gestanden haben.“ Er erhebt etwas gereizt die Stimme.

„Aber was schadet das,“ entgegnet ärgerlich Lydia, „da sie trotzdem ledig ist und sich alles noch zum besten wenden kann?“

Pause . . . nichts zu hören als das weiche, säuselnde Rauschen des Frühlingslaubes in den Tuilerieen über den wirren, rastlosen Straßenlärm hinüber. . . .

„Zum besten wenden!“ murmelt Dick . . . „Hm! In meinen Augen wär's besser gewesen, wenn Stolzinger sich früher ausgesprochen hätte!“

„Was hätte es denn genützt?“ ereifert sich Lydia; „da er ja doch früher nicht heiraten konnte, wär's thöricht und unrecht gewesen, sie zu binden.“

Aber während sie die Worte ausspricht, steigt ihr eine Blutwelle in die Wangen. Sie ist nicht ruhig — ganz und gar nicht! Warum vermag sie denn durchaus nicht ihres langen Gespräches mit Bill Stolzinger zu vergessen, der vielen weisen Aussprüche, welche sie damals ungefragt dem armen Bill zum besten gegeben hat über die Schädlichkeit sich lange hinausspinnender Verlobungen und die verwerfliche Selbst-

sucht, die solchen Veranstaltungen Gevatter steht. Ja, wenn sie gewußt hätte, daß es sich um Bill handle! . . .

„Nun, vielleicht hatte er sich früher ausgesprochen,“ erklärt sie jetzt — „hatte sich ausgesprochen und war nur zurückgetreten, weil er daran verzweifelte, ihr je etwas bieten zu können, und einem andern nicht den Weg versperren wollte.“

„Ich kann nur wiederholen, daß mir's leid ist, wenn es sich so verhält,“ sagte Dick herb.

„Und ich muß dich fragen, was soll's schließlich gar so Großes ausmachen, ob sie wirklich mit ihm verlobt war oder nicht, da sie ja doch noch ledig ist?“

„Was es ausmachen soll?“ ruft Dick. „Nun, daß aller Wahrscheinlichkeit nach ihre Gedanken und Lebensanschauungen eine andre Richtung genommen haben dürften, als sie es gethan hätten, wenn sie in einem bräutlichen Verhältniß zu Stolzinger verblieben wäre.“

„Ich sehe schon, du kannst ihr den unästhetischen Aufzug nicht verzeihen, in welchem du ihr damals begegnet bist,“ erklärt Lydia ärgerlich; „ich finde dich kleinlich und grausam — oder . . .“ Und gereizt fügt sie hinzu: „Hast du später etwas gegen ihren guten Ruf gehört?“

„Aber Lydia!“ erwidert er ausweichend.

„Du würdest mich sehr verbinden, wenn du dich . . . hm! . . . ein wenig erkundigen wolltest,“ drängt sie weiter in ihn.

„Ich?“ ruft er entsetzt — „fällt mir nicht ein. Ich hebe keine Steine gegen die Glimm auf. Meiner Ansicht nach haben wir nicht das geringste Recht, nach der Vergangenheit Gertruds zu fragen. Wenn ein armes Mädchen sich aus all den Kummerlichkeiten, die Gertrud von Glimm durchmachen mußte, bis zu der Höhe hinaufgearbeitet hat, auf der sie jetzt steht, so ist es nicht an uns, herauszuspionieren, ob sie vielleicht einmal unterwegs gestrauchelt ist. Bei einer Künstlerin von ihrem Kaliber ist das ganz gleichgültig und geht keinen Menschen etwas an!“

„Außer den Mann, der sie heiratet,“ sagt Lydia kleinlaut.

„Nein, nicht einmal den!“ entgegnet ihr Dick Grant schroff. „Wenn man überhaupt eine Künstlerin heiraten will — eine von der Art der armen Gertrud, das heißt ein Mädchen, das jahrelang von jeglicher streng denkenden

Gesellschaft abgetrennt, ohne alle Aufsicht allein in Paris gelebt, oft gezeichnet, mit allerhand männlichen und weiblichen Zigeunern verkehrt, und Kunst, Litteratur und die Ereignisse des Tages und der Zukunft mit ihnen besprochen hat — wenn man ein solches Mädchen heiraten will, muß man sich unter allen Umständen auf so viel abgestumpftes Zartgefühl, so viel erloschene Illusionen, so viel abgestreifte Vorurteile gefaßt machen, daß es kaum mehr darauf ankommt, ob sie auch die letzte Grenze, die, auf welche ihr Frauen so schrecklich viel Wert legt, überschritten hat oder nicht."

"Also du meinst, daß die Gertrud auf keinen Fall mehr eine Frau wäre für Bill?" ruft Lydia sehr betreten — "aber das ist ja grausam — das ist ja unmenschlich!"

"Das hab' ich alles nicht gesagt," entgegnet er ihr, immer aufgeregter werdend, "ich habe nur gemeint, daß du nicht zu viel in ihrer Vergangenheit herumstöbern sollst — das wäre grausam und unmenschlich!"

"Aber, da nimmst du ja im Vorhinein an . . ." Lydias Augen werden starr.

"Ich nehme gar nichts an!" ruft er.

"Ja, aber dann . . . weißt du, daß ich mich in einer ganz abscheulichen Lage befinde!" entgegnet ihm, sich unruhig über die Schläfen streifend, Lydia. "Bill hat, glaube ich, ein wenig auf meine unbewußte Veranlassung hin (wie das zugegangen ist, will ich dir später erklären), das Verhältnis mit Gertrud gelöst, er wollte ihrer Versorgung nicht im Wege stehen. Armer Narr! — und wenn jetzt . . . Was soll ich ihm denn auf seinen armen, rührenden Brief antworten?"

"Daß Gertrud eine große Künstlerin geworden ist und daß sie noch ledig ist — weiter nichts. Laß den Dingen ihren Lauf. Du darfst nichts andres thun. Alles Weitere haben die zwei Menschen miteinander auszumachen — 's ist nicht deine Sache!" entscheidet Grant.

Bald darauf verabschiedet er sich von seiner Cousine.

Es hat aufgehört zu regnen. Die Sonne hat sich aus den Wolken herausgerungen, die jetzt zerrissen wie große Fäden zerzauster, weißer Wolle über dem blauen Himmel hinschweben.

Mit nachdenklich zusammengezogenen Brauen durch-

schreitet Dick den Tuilerieengarten, über dessen grünen Rasensamt die tieffstehenden Nachmittagssonnenstrahlen ihr Gold zwischen die lang gewordenen Schatten streuen. „Was daraus werden wird?“ denkt er für sich. — „Nun, von einem bin ich sicher, daß Stolzing gewiß keine Erkundigungen einziehen wird — ebenso gewiß, als meine schöne Base nicht unterlassen wird, es zu thun.“ Dann, wie um auf andre Gedanken zu kommen, sieht er sich um.

Links von ihm ragt der mächtige Bau des Louvrepalastes in den blauen Himmel hinauf, rechts hinter den Tuilerieengärten zieht sich die Place de la Concorde, an die sich die grünen Laubgänge der Elysäischen Felder schließen. Vor ihm schimmert die Seine, und über allem schwebt eine Weichheit und zugleich ein Reichthum der Farbe, ein Gemisch von dämpfendem Silber und verklärendem Gold, wie man es an keinem andern Punkte der Erde findet.

„Wie wunderschön es ist, Paris!“ sagt er sich, „aber... ein Ort, um dauernd den Spleen zu kurieren, ist es nicht! Ich überlasse Lydia ihrem Schicksal — morgen reis' ich ab!“

Siebenundvierzigstes Kapitel.

„So, nur noch einen Augenblick, dann bin ich fertig! So ... den Kopf etwas mehr nach links! ...“

Ein junger Mann in einem Samtrock und mit etwas zu langen Haaren ist's, der die Worte spricht. Er sitzt auf einem niedrigen Rohrstuhl und hält ein Reißbrett zwischen seinen Knien. Auf dem rauhen, blauen Papier, welches das Reißbrett bedeckt, zeichnet er mit Kohle einen weiblichen Kopf — den Kopf Gertruds von Glimm, die vor ihm in einem Savonarolafessel lehnt. Sie hat sich sehr verändert. Das unschuldig übermütige, junge Mädchen, das sich von Bill Stolzing in der Halle des Lindenheimer Schlosses den Hof machen ließ, würde man vergebens in ihr suchen, ebensowenig die bleiche, geduldige, kleine Märtyrerin, die, in den ersten Jahren ihres Pariser Aufenthaltes, mehr Tochter als Künstlerin, ganz aufging in dem Bemühen, die Schwerkut ihrer kränklichen, alten Mutter zu

zerstreuen — aber auch an die vernachlässigte, überreizte Schülerin der Akademie Hubry Menos erinnert die neue Gertrud nicht.

Die neue Gertrud ist ein herrlich erblühtes Weib, das es gelernt hat, die Last seiner Existenz ruhig auf die eigenen Schultern zu nehmen, ebenso wie die Verantwortung für sein Thun und Lassen, kein alterndes Mädchen, sondern eine vom Leben geprüfte und gereifte junge Künstlerin, die mit vollen Zügen das Glück ihres neuen Ruhmes genießt.

Der Wohlstand ist dem Ruhme vorausgegangen; schon seit zwei Jahren war Gertrud eine anerkannt tüchtige Porträtmalerin, deren Pinsel gesucht wurde und deren Einnahmen ihr ein bequemes Auskommen boten.

Heute ist sie ein Stern!

Seit Wochen klopft ganz Paris an ihre Thür. Alles, was sich in Paris zur Kunst rechnet, oder was sich für die Kunst interessiert. Die berühmtesten und die vornehmsten Namen kann man auf den Visitenkarten lesen, von denen ein Berg in einer japanischen Schüssel im Vestibül draußen steht.

Ja, Gertrud von Glimm ist ein Stern geworden — ein wirklicher Stern!

Der junge Künstler vor der Staffelei — Dibier ist sein Name — hat sie gebeten, ihr Bild zeichnen zu dürfen, um es in einer illustrierten Zeitung zu veröffentlichen. Mit Vergnügen hat sie ihm seine Bitte gewährt. Sie ist in der letzten Zeit so oft von illustrierten Zeitungen um ihr Bild gebeten worden, und es ist nach Photographieen stets in so entstellender Ausführung erschienen, daß es ihr nicht unangenehm ist, die Herstellung desselben einem der anerkannt geschicktesten Zeichner und Holzschnneider von Paris anzuvertrauen.

Nicht nur der moralische, sondern auch der physische Typus ihrer Persönlichkeit hat sich verändert. Sie ist bedeutend stärker geworden; das ehemals fast zu schmale Oval ihres Gesichts hat sich gerundet, ihr Haar, das sie jetzt wieder pflegt und mit fleidsamer Einfachheit ordnet, hat eine etwas veränderte Farbe. Nicht, daß sie geschmacklos genug wäre, es geradezu rot oder strohgelb zu färben, aber es hat dennoch einen malerisch metallischen Schimmer, den es früher nicht hatte, der von irgend einem raffinierten Schönheitsmittel herrühren mag.

Sie trägt eine Art blaßlila Teagown, das, ein Gemisch von mittelalterlich und griechisch, lose herabhängt, und aus dessen kleinem, viereckigen Madonnenausschnitt der Hals frei herausragt. Sie ist wieder eitel geworden, aber ihre Eitelkeit ist nicht mehr, wie es eine Zeit lang bei ihr der Fall war, von der krankhaften, unruhigen Art, die beständig die Bewunderung ihres Nächsten zu erregen trachtet. In ihrer jetzigen Eitelkeit verrät sich nur eine Schattierung ihres allgemeinen Schönheitsgefühls. Von kleinlicher Gefallsucht ist sie frei, hingegen durchaus nicht undankbar gegen ihr geschmackvoll dargebotene Huldigungen. Sie genießt ihren jungen Ruhm freudig, wie man etwas genießt, das spät gekommen ist und das zu erhoffen man eigentlich nie gewagt hat.

Außer dem jungen Künstler an der Staffelei befinden sich noch drei Herren in dem Atelier. Auf einer Ottomane sitzt ein junger Mann, der in einem Hefte der „Gazette des beaux arts“ blättert und sich durch die hervorragende Präzision seiner Toilette sofort als Nichtkünstler erkennen läßt. Es ist der Vicomte de la Rochette, bekannt wegen seines Kunstsinnes, welcher bei ihm die Liebe zur Gymnastik abgelöst hat.

In einem großen, geschnitzten Renaissancelehnstuhl, dessen Bequemlichkeit durch Polster erhöht wird, die mit altem Brokat bezogen sind, lehnt der Bildhauer Jessendy, und den Platz vor dem Piano nimmt ein berühmter, junger, italienischer Komponist ein, der wie ein neapolitanischer Lazzaroni aussieht und mit dem holprigen Anschlag eines echten Tondichters Stücke aus seiner neuesten Oper vorträgt, um Gertrud während des Posierens zu zerstreuen.

Die einzige anwesende Dame, mit grauen Scheiteln und einer Brille auf der Nase, ist eine sehr respectable alte Engländerin, die, völlig talentlos, ihr Geld durch Kinderporträts oder vielmehr durch Uebertünchen von Kinderphotographien verdient, und sich regelmäßig bei den Empfangstagen Gertruds einfindet, um den Thee zu machen. Da die Theestunde noch nicht gekommen ist, beschäftigt sich Mrs. Clemm momentan mit einer außerordentlich mühsamen Häkelei und befließigt sich des ununterbrochensten Schweigens.

„Möchten die Herrschaften ihr Gutachten abgeben?“ fragt soeben, seinen Kohlenstift niederlegend, der junge Künstler vor der Staffelei. „So gut ich es versteh', bin ich mit dem Ding fertig und habe leider keinen Vorwand mehr, Madame zurückzuhalten.“

Sämtliche anwesende Männer nennen Gertrud „Madame“, was bekanntlich ein Titel ist, den man in Frankreich allen weiblichen Respektspersonen aus besonderer Höflichkeit beilegt, mögen sie verheiratet sein oder nicht.

„Gott sei Dank!“ sagt, sich ein wenig reckend, Gertrud, indem sie sich aus dem kurulischen Sessel erhebt. Der Vicomte de la Rochette tritt an sie heran und reicht ihr die Hand, um ihr beim Herabsteigen vom hohen Modellstisch behilflich zu sein. Alle Anwesenden versammeln sich vor der Staffelei.

„Famos! mein Junge!“ ruft Jessendy, indem er dem jungen Künstler auf die Schulter klopft — „mit der Veröffentlichung dieser einfachen Zeichnung werden Sie einen großen Schritt vorwärts gemacht haben in Ihrer Karriere. Sie sind unsrer berühmten Kollegin eine Kerze schuldig dafür, daß sie Ihnen zu der Zeichnung gegessen hat!“

Mr. Didier verbeugt sich vor Gertrud und überbietet sich in Dankbarkeitsversicherungen — Mrs. Clemm, die, wie die meisten anerkannt talentlosen Persönlichkeiten, überall etwas zu bekritteln findet, rafft sich aus ihrer schweigsamen Passivität zu einer abfälligen Bemerkung auf und findet den rechten Arm verzeichnet, während der Vicomte de la Rochette, nachdem er die Zeichnung lange aufmerksam geprüft hat, in lauten Enthusiasmus ausbricht und, dem jungen Künstler die Hand schüttelnd, ausruft: „Meine vollste Anerkennung — eine ganz exceptionelle Leistung, ein echtes Kunstwerk!“

„Und obendrein ähnlich!“ spöttelt Jessendy, „was eigentlich ein Porträt, das die Würde eines Kunstwerkes behaupten will, heute nicht sein darf.“

Ueber diese Bemerkung lacht der Vicomte so herzlich, daß ihm dabei sein Monocle aus dem Auge fällt. „Sie sind gottvoll, Jessendy!“ ruft er aus — „Sie wissen, worauf er anspielt, gnädige Frau?“

„Nun, auf die Willkürlichkeiten der modernen Schule,“ sagt, die Brauen in die Höhe ziehend, Gertrud.

„Ach nein — auf einen ganz speziellen Fall, der mir passiert ist. Ich hatte nämlich mein Porträt bei Schuftheimer bestellt,“ (der Vicomte spricht natürlich Schufthähmähr) — „er gehört zu der äußersten Linken der modernen Kunst — zu den Punktfisten. Seine Bilder sehen aus, als seien sie aus farbigem Streusand, den man auf ein mit Gummi arabicum bestrichenen Papier geblasen hätte. — Ich bestellte das Porträt der Merkwürdigkeit wegen, um ein Porträt aus dieser Zeit zu haben. Cela marquera! — Als er es ablieferte und meine Meinung darüber zu hören verlangte, erklärte ich ihm einfach, ich sei sprachlos, worauf er mit selbstgefälligem Kopfnicken mir erwiderte: *‘C’est l’effet, que je désirais produire.’* Dann, als bescheidener, großer Mann, bat er um eine Ausstellung. Nach einigem Zögern entschloß ich mich, zu bemerken, daß das Porträt nicht ähnlich sei. Hierauf betrachtet er mich von oben bis unten mit einem Blick, von dem ich mich heute noch nicht erholt habe. Und das verlangen Sie auch noch von einem Kunstwerk?“ rief er, *‘allez, chez le photographe du coin, si vous tenez à la ressemblance!’* — Damit wendete er sich auf dem Absatz um und verließ mich. Den nächsten Morgen sandte er mir die Rechnung — sie war sehr hoch!“

Man lachte herzlich.

Hierauf begann Tessendy: „Und nun, meine Gnädigste, gestatten Sie mir die Frage, wann werden Sie die Gnade haben, mir zu Ihrer Büste zu posieren?“

„Von nächster Woche an — welchen Tag Sie wollen,“ erwiderte Gertrud; „Sie wissen, es lockt mich sehr in Marmor von Ihnen verewigt zu werden. Ihre Büste ist ohnehin das einzige, was mir die Unsterblichkeit sichert.“

„Und Ihr Ruhm, gnädige Frau,“ rufen de la Rochette und Didier wie aus einem Munde.

„Ach, der weibliche Ruhm ist nie von langer Dauer!“ seufzte Gertrud — „’s ist immer ein wenig Modesache dabei. Sei’s drum — wohl thut er doch!“ Sie lächelte und dehnte sich ein wenig mit einer Gebärde, die beiläufig ausdrücken sollte, wie angenehm ihr zu Mute war.

Mrs. Clemm hatte indessen den Thee gemacht und kredenzte ihn den Anwesenden. Die Herren ließen sich mit ihren Tassen in den bequemsten Sizen nieder, über die

das Atelier gebot. Gertrud wußte, wie viel Männer auf Komfort geben und räumte ihnen insollgedessen so viel Behaglichkeit ein, als es der Anstand zuließ. Sich eine Freiheit herauszunehmen, gestattete sie keinem, es hatte es auch schon sehr lange keiner ihr gegenüber versucht. „Erlauben Sie mir, ein Anliegen vorzubringen,“ begann der Vicomte: „Der Prinz von . . .“ er nannte den Namen eines als besonders kunstsininig bekannten europäischen Thronfolgers — „also der Prinz von . . ., der zu Ihren größten Verehrern gehört, hegt den lebhaften Wunsch, Sie kennen zu lernen. Könnten Sie sich nicht entschließen, mir die Freude — die Ehre zu geben — nächsten Montag . . .“

In dem Augenblick erschien Naná, welche jetzt Gertruds ganzen Haushalt leitete, und präsentierte der Herrin eine Visitenkarte.

Gertrud las den Namen, runzelte die Brauen und wechselte die Farbe.

„La statue du commandeur!“ witzelte Jessendy halblaut.

Mit einem ärgerlichen Blick wendete sich Gertrud nach ihm um.

„Offenbar ein lästiger Besuch,“ sagte der Vicomte — „empfangen Sie ihn nicht — das ist alles!“

„Es wäre vielleicht das Beste . . . wenn ich den Mut hätte!“ murmelte Gertrud. Aber sie hatte den Mut nicht.

„Ich lasse bitten,“ rief sie der Dienerin zu, und zu Jessendy sagte sie: „eine alte Bekannte ist's, Mrs. Lyndhurst.“

„Lyndhurst?“ rief Jessendy; „ach richtig, jetzt entsinne ich mich — die hübsche Amerikanerin, die so schöne Augen und immer so große Eile hatte. Ja, ja . . . ich entsinne mich. Woher kommt denn die angesegelt?“

Gertrud zuckte die Achseln. Eine Minute später trat Lydia ein.

Sie war sehr elegant in taubengraue Seide gekleidet, mit einem marabubesezten Capotehütchen und einem ebenfalls marabubesezten, weit von den Schultern abstehenden Kragen. Ihr Gesicht trug einen aufgeregten und unruhigen Ausdruck, fast als ob sie sich auf eine große Rührscene gefaßt gemacht hätte. Aber Gertruds glänzende Erscheinung und gemessene Haltung schüchterten sie ein — die Arme, welche sie bereit war, ihrer ehemaligen Ateliergenossin entgegenzustrecken, blieben fast unbewegt, sie streckte

der jungen Künstlerin nur ihre Hand entgegen, worauf sie mit befangenem Lächeln sagte: „Sie sind jetzt so berühmt geworden, liebe Gertrud, daß ich mich gar nicht recht traute, bis zu Ihnen vorzudringen — ich hoffe, daß Ihnen mein Besuch nicht als eine Vermessenheit erscheint!“

„Ich freue mich im Gegenteil sehr darüber, daß Sie den Weg zu mir gefunden haben,“ erwiderte ihr Gertrud höflich und steif. „Allerdings hatten Sie so lange nichts von sich hören lassen, daß ich etwas überrascht war, als ich Ihren Namen auf der Visitenkarte las!“

Das Erscheinen der schönen Frau veranlaßte die Anwesenden natürlich, sich nach ihren Hüten umzusehen.

„Gilen Sie bereits fort?“ fragte Gertrud, sich ihnen zuwendend, worauf de la Rochette an sie herantrat und fragte: „Also darf ich hoffen, daß Sie mein Frühstück am Montag mit Ihrer Gegenwart beehren wollen — in ganz kleinem Komitee, nur der Prinz, Jessendy und meine Schwester, welche ebenso begierig ist, Sie kennen zu lernen, wie der Prinz.“

„Ihre Schwester, die Marquise de Berne, von deren Kunstfönn ganz Paris spricht?“ sagte Gertrud. „Da kann ich allerdings nicht widerstehen. Gut, ich komme!“

„Und vor dem Dejeuner posieren Sie mir ein Stündchen,“ bat Jessendy; „auf die Gefahr hin, für einen Stümper zu gelten, will ich mein Möglichstes thun, die Büste ähnlich zu machen. Wenn mir die Aufgabe gestellt wird, ein Kunstwerk des lieben Gottes zu kopieren, so kopiere ich es mit Pietät. Also ich rechne auf Sie.“

„Um zehn Uhr bin ich bei Ihnen,“ versprach ihm Gertrud. „Sie erlauben, mir einen Chaperon mitzubringen“ — mit einem Blick auf die Clemm — „conditio sine qua non!“

Er verbeugte sich — „ich habe den Damen nie etwas abzuschlagen gewußt — nicht einmal meine Achtung, wenn sie die durchaus von mir verlangen,“ erklärte er übermütig.

„Und ist es mir gestattet, den Sitzungen beizuwohnen, um Künstler und Modell in Stimmung hineinzuspielen?“ erkundigte sich der Komponist. Gertrud nickte, Jessendy und de la Rochette küßten der schönen Malerin die Hand, die andern verbeugten sich respektvoll, Mrs. Clemm be-

festigte eiligst ihren Strohhut mit zwei Nadeln auf ihrem Kopf.

Zwei Minuten später waren die ehemaligen Freundinnen allein.

Achtundvierzigstes Kapitel.

„Eine Tasse Thee?“ fragt Gertrud, an den Theetisch tretend.

„Mit Vergnügen,“ erwidert Lydia, „aber ich bitte, sehen Sie mich nicht so abweisend an. Ihre Berühmtheit schüchtert mich ohnehin arg genug ein. Wissen Sie, wie Sie jetzt aussehen? . . . Als ob Sie lebhaft wünschten, die Thüre hinter mir schließen zu können.“

„Aber Lydia, wie können Sie nur so etwas behaupten!“ entgegnet ihr Gertrud. „Nehmen Sie ein Biskuit?“ Und während sie Lydia den Teller präsentiert, fragt sie sich, was habe ich denn gegen sie, warum wünsche ich sie weg — warum hätte ich eigentlich Lust, zum Fenster hinauszuspringen? Allerhand Bilder steigen aus ihrer Seele auf. Das altmodische, luftlose Atelier Sylvains', in dem die Schülerinnen Stillleben nach künstlichen Blumen malten und Aktstudien nach dem Gipsabguß — der kleine Salon in der Rue Malesherbes — das offene Grab, in das man den Sarg der Mutter mit Gewalt hinunterstoßen mußte, weil die Grube zu kurz war — der Brief, der die Mutter getödet — der zärtlich herzliche Brief und noch andre Dinge — Dinge, an die sie sich jahrelang nicht mehr gestattet hatte, zu denken. Sie hätte wahnsinnig werden oder sich umbringen müssen, wenn sie nicht gelernt hätte, zu vergessen! Indessen behauptet sie ihre Haltung irgendwie, und Lydia, welche nie zu den Scharfsinnigsten gehörte, sondern stets, in ihrer jeweiligen Illusion oder fixen Idee wie in einer Taucherglocke eingeschlossen, durch die Welt spaziert ist, fährt fort: „Wie wunderschön Sie es hier haben — und Ihr Teagown, wie gut es Ihnen steht! Doucet, nicht wahr?“

Gertrud nickt.

„Und wer waren die Herren, welche ich so plötzlich verschreckte?“

„Den großen Braunen sollten Sie kennen,“ meint Gertrud — „es ist der Bildhauer Jessendy.“

„Ach ja, und er wünscht Ihre Büste zu machen. Sie müssen doch furchtbar stolz sein, Gertrud! — Der mit dem Monocle im Auge war, glaub' ich, der Vicomte de la Rochette, ein großer Kunstmäcen, nicht? Ich bin ihm neuerlich auf der englischen Botschaft begegnet.“

„Ja, er hat meine ‚Ernte‘ gekauft,“ erklärt Gertrud.

„Ihre wundervolle ‚Ernte‘! Ich bin hingerissen, geradezu hingerissen von dem Bild — und der dicke Schwarze — sein Gesicht kam mir bekannt vor . . .“

„Sie werden seine Photographie in den Auslagen gesehen haben — es ist Cavaleoni,“ sagt Gertrud.

„Cavaleoni — der Komponist von ‚Pulcinellas Tod‘ — der junge italienische Musiker, von dem die ganze Welt spricht?“ ruft Lydia aus — „ich sterbe vor Neugier, ihn kennen zu lernen — das ist ja herrlich — wie schade, daß er davongelaufen ist! Aber es staubt ja geradezu von Berühmtheiten bei Ihnen, Gertrud — freilich, freilich, gleich und gleich gesellt sich gern. Sie sind ja jetzt selber ein Stern! — Wer das gedacht hätte, damals, als Ihre Staffelei neben der meinen stand im Atelier Sylvains! Wenn Ihre Mutter das erlebt hätte, wie stolz sie gewesen wäre auf Sie!“

Ja, wie stolz! . . . Immer neue Bilder, neue Bilder aus der alten Zeit! . . . Gertruds Atem stockt — es ist ihr plötzlich zu Mut, als ob man ihr mit einem scharfen Messer das Herz mitten entzweigeschnitten hätte — mühsam rafft sie sich zu einer Phrase auf.

„Ja, die Mutter hätte sich gefreut!“ murmelt sie. Sie versucht zu lächeln — die Anstrengung ist zu groß — ihr Gesicht zuckt — und plötzlich fließt ein heißer Thränenstrom über das mühsame Lächeln hin und reißt es mit sich fort.

Noch um Jahre später wird sich Lydia dieses in Thränen ertrunkenen Lächelns erinnern.

Sie erschrickt jetzt vor ihrer Unzartheit und Taktlosigkeit, und beide Arme um Gertrud schlingend, küßt sie dieselbe immer und immer wieder.

„O verzeihen Sie, seien Sie mir nicht böse, Gertrud. Ich vergaß ganz, an was Sie mein Anblick alles erinnern

mußte nach dieser langen Trennung — und ich hatte eigentlich gar kein Recht, mich bei Ihnen zu präsentieren, so ohne mich vorher angekündigt zu haben, jetzt, wo Sie eine so glänzende Stellung einnehmen, daß wir gewöhnliche Sterbliche alle nur von fern — fern zu Ihnen aufsehen!“

„Übertreiben Sie nicht,“ murmelt, ihre Thränen trocknend, Gertrud — „ich danke Gott von Herzen für das bißchen Erfolg, das er mir gegönnt hat, aber gar so weit her ist es ja nicht — und ob es bestehen wird, weiß man nie. Ich freue mich sehr, Sie zu sehen — aber Ihr Besuch kam mir ein wenig unerwartet — unsre Beziehungen waren gänzlich eingeschlafen, ich hatte ja doch jahrelang keinen Brief mehr von Ihnen erhalten!“

„Ich will Ihnen nicht unrecht thun, Gertrud, aber ich glaube, diejenige, welche zuerst mit dem Schreiben aufgehört hat, waren Sie,“ meint Lydia und spielt mit ihrem Visitenkartentäschchen, das sie zugleich mit einem Batisttuch in den Händen hält.

„Das ist wohl möglich,“ erwidert Gertrud nicht ohne Bitterkeit. „Angenehmes hatte ich nicht zu berichten, und Bekannten, die in Glück und Ueberfluß lebten, von meinem Elend zu erzählen, schämte ich mich. Das werden Sie wohl begreiflich finden.“

„Arme Gertrud!“ Wieder zieht Lydia das Mädchen an ihre Brust und küßt es. Sie ist von Natur eine Blaudertasche, und das Mitleid raubt ihr jedes Maß von Besonnenheit. „Soll ich ganz aufrichtig sein,“ beginnt sie, „ich hätte vielleicht gar nicht den Mut gehabt, meine Beziehungen zu Ihnen von neuem anzuknüpfen, wenn mir nicht von anderer Seite der Impuls gegeben worden wäre. Ein Freund Ihres verstorbenen Bruders schrieb mir vor einigen Tagen aus New York und forderte mich auf, mich nach Ihnen zu erkundigen — Sie erraten, wen ich meine!“

„Herr von Stolzing,“ sagt Gertrud, die plötzlich die Farbe gewechselt hat. „Kennen Sie den?“

„Er ist mein leiblicher Better,“ erklärt Lydia, Gertrud aufmerksam betrachtend. Nun sie so weit gegangen ist, will sie weiter gehen. Es wäre doch zu interessant, Bill genau berichten zu können, welchen Eindruck die Nennung seines bescheidenen Namens auf die große Künstlerin gemacht hat

und in was für einem Andenken er bei derselben steht.
„Mein leiblicher Vetter — Vetter im zweiten Glied.“

„Sie hatten mir nie von ihm gesprochen,“ sagt Gertrud trocken, „und Herr von Stolzing hat sich durch Sie nach mir erkundigen lassen?“

„Ja, sehr eindringlich.“

Der plötzliche Farbenwechsel bei Erwähnung des jungen Mannes ist zu jäh gewesen, als daß er Lydia hätte entgegen können; gespannt wartet sie auf Gertruds nächste Aeußerung. Nach einer langen Pause sagt diese, immer im selben herben Ton: „Er war in mißlichen Vermögensverhältnissen — wie geht es ihm jetzt?“

„Brillant!“

„So, ah!“ Gertrud kreuzt die Arme über der Brust und blickt unter fest zusammengezogenen Brauen gerade vor sich hin. Es spricht Bitterkeit und Verachtung aus ihrem Blick. Offenbar hat die Nachricht, daß es Bill Stolzing brillant geht, einen sehr unangenehmen Eindruck auf sie gemacht. Lydia, welche ihren Gedankengang errät, beeilt sich, diesen unangenehmen Eindruck zu verwischen.

„Wenn ich sage, daß es ihm brillant geht, meine ich, daß es ihm jetzt endlich gut geht, nachdem er sich recht lange hat quälen müssen, um es auf einen grünen Zweig zu bringen. Vielleicht wissen Sie, daß er nach Amerika kam, ohne einen Heller — um Geld zu verdienen.“

Gertrud nickt.

„Dazu stellte er sich allerdings recht komisch an,“ fährt Lydia fort; „die vorteilhaftesten Geschäfte ließ er links liegen, achselzuckend oder mit verächtlich abgewandtem Gesicht ging er daran vorbei. Von einer reichen Heirat wollte er schon gar nichts wissen. Die Aussichten waren trübe. Er versuchte es mit dem Comptoirdienst, aber er wurde krank davon. Zum Kaufmann taugte er nun einmal gar nicht. Da, eines schönen Tages, fing man an, viel zu reden von einem neuen Diamantenlager in Peru. Sehr lockend war es nicht, die Ausbeute zweifelhaft und unter sehr harten Bedingungen ermöglicht, das Klima mörderisch. Wir redeten ihm sehr ab, sich in das Unternehmen einzulassen. Förmlich am Rockschöß hielt ich ihn zurück. Er aber stürzte sich hinein wie ein Rasender. Lange ließ er nichts von sich hören. Ich glaubte fast, daß er verunglückt sei. Da, dieses

Frühjahr, tauchte er plötzlich wieder in New York auf — als Millionär!“

„Ach!“ wieder folgt eine Pause, dann thut Gertrud eine sehr ungeschickte Frage — eine so ungeschickte Frage, daß sie sich dafür schlagen möchte, nachdem sie ihr entschlüpft ist. „Ist er verheiratet?“ fragt sie.

Lydia hätte Lust, ihr ins Gesicht zu lachen — auf der Zunge schwebt ihr die Antwort: „Gerade dasselbe wollte er von Ihnen wissen“ — aber im rechten Moment überlegt sie sich's noch. Ein Abglanz von ihres Betters Dick praktischer Lebensweisheit flackert durch ihre Seele. Sie darf Bill nicht kompromittieren — wer weiß, ob er nach reiflicher Ueberlegung noch Lust hegen wird, eine so berühmte Künstlerin zu heiraten. So sagt sie nur: „Bis jetzt noch nicht — obzwar sich die schönsten Mädchen von New York die Augen nach ihm ausschauen. Aber es ist spät geworden.“ Lydia erhebt sich und greift nach ihrem Kragen, den sie im Laufe des Gespräches aufgehakelt hat und der ihr von den Schultern geglitten ist.

„Darf ich ihn von Ihnen grüßen? Er nimmt das lebhafteste Interesse an Ihnen — Sie seien die Schwester seines besten Freundes, schrieb er mir, und er betrachte Sie als eine Art Vermächtnis.“

O wie schlau kommt sich Lydia vor, während sie dies sagt!

„Zu was ihn grüßen lassen — wir stehen seit Jahren in gar keinem Verkehr,“ erklärt Gertrud schroff, „und ich muß gestehen, daß mich die Teilnahme, welche er nach dieser langen Zeit für mich an den Tag legt, in sehr großes Erstaunen versetzt.“

„Nun, wie Sie wollen, meine liebe Gertrud — aber mich lassen Sie es nicht entgelten, wenn Sie auf meinen Better böse sind. Ich fühle mich sehr dankbar gegen ihn gestimmt, weil er mich veranlaßt hat, unsre lieben alten Beziehungen wieder aufzunehmen. Darf ich wiederkommen? — Nicht wahr, ich darf — es ist zu schade, daß ich so beeilt bin — es ist mir noch gar nicht gelungen, Sie ordentlich warm zu plaudern. Wenn Sie sehr lieb sein wollen, so kommen Sie morgen zu mir frühstücken!“

„Ich gehe nie aus,“ entgegnet ihr Gertrud hastig — „es zerstreut mich — es stört mich in der Arbeit.“

„Aber Gertrud! Die Einladung de la Rochettes haben Sie doch angenommen,“ ruft Lydia vormurfsvoll; „jetzt bin ich aufrichtig verletzt!“

Was bleibt Gertrud übrig, als nachzugeben.

Dann noch ein paar entzückte Ausrufe über die Schönheit und Traulichkeit des Ateliers — tiefes Bedauern, daß Lydia vor lauter Wiedersehensfreude und Wiedersehensgeplauder noch nicht dazu gekommen ist, Gertruds Kunstwerke zu bewundern — Klagen über ewige Hitze — Abschiedsumarmungen und in einem lauten Aufrauschen von Seide steuert die Frau, die so schöne Augen und immer Gile hat, hinaus.

Neunundvierzigstes Kapitel.

Nun war sie fort — Gertrud war wieder allein — endlich wieder! sagte sie sich. Sie wollte erleichtert aufatmen, aber sie fand keine Erleichterung.

Die Sonne stand schon tief, durch die Luft zitterte das dämpfende, unnennbare Etwas, das der Dämmerung vorausgeht. Gertrud eilte aus dem Atelier, als ob sie vor etwas hätte fliehen wollen, und zog sich in ihr Schlafzimmer zurück. Dort fing sie an, hastig, immer hastiger auf und ab zu gehen. Sie hätte laufen, durch die Wände rennen mögen, so groß war die Unruhe, die in ihr tobte.

Für sie war es nicht Lydia, die plötzlich bei ihr aufgetaucht war — nein, das Gespenst ihres alten Lebens hatte an ihre Thür geklopft und Dinge in ihrem Herzen geweckt, die lang geschlafen hatten — das alte Heimweh — die alte Liebe — die alte Reue — die alte Scham! — Eine schreckliche Qual folterte sie — eine Qual, um die es wie der Leichengeruch toter Freude schwebte.

Sie hatte geglaubt, ganz und gar fertig zu sein mit der Vergangenheit, und daß nichts mehr sie hinüberlocken könne in das alte Leben.

Es gab nunmehr nur noch einen einzigen Weg, den sie würdig gehen konnte, und den Weg hatte sie so tapfer als möglich gehen wollen. Sie wollte ihn gehen, ohne zu klagen, ohne zu jammern über das, was nicht mehr un-

geschehen zu machen war. Sie wollte ihre Existenz nicht brach legen durch unfruchtbar nörgelnde Reue, sondern was ihr an Kraft verblieben, dazu anspannen, nach einem Ziel zu streben, das ihr zu erreichen nicht verboten war. Lange war sie ihrem Vorsatz treu geblieben — ihre ganze Existenz war nichts mehr gewesen als Arbeit und Wohlthätigkeit — die bescheidenste Wohlthätigkeit, die angestrengteste Arbeit. Jeder Gedanke, der sich nur mit einem Flügelschlag über die von ihr selbst gezogene Grenze hinauswagte, stieß sich bald so wund, daß sie ihn rasch wieder einsing und von neuem der einzigen Richtung zuwendete, in der ihr das Denken noch von Nutzen und Frommen war.

Die Wohlthätigkeit war ihre Erholung, die Arbeit war ihre Buße, ihr Gebet. In der Arbeit vereinigte sie von nun ab ihr bestes Wollen, ihr tiefstes Fühlen, ihr höchstes Denken, die edelsten Triebe ihrer Natur.

Das Lied der großen Chimäre war verstummt. Die grausame Gottheit, welche keine Götter dulden wollte neben sich, war befriedigt.

Mit Gertruds Arbeit ging es vorwärts, und der Stachel der Erinnerung stumpfte sich ab. Wenn sie anfangs beständig mit ihrem erniedrigenden Schuldbewußtsein beschäftigt, unaufhörlich damit wie mit einem bösen Traum gerungen hatte, so hatte sie sich im Laufe der Zeit langsam an dieses Schuldbewußtsein gewöhnt, und hatte es tragen, sich damit abfinden gelernt. Die Kranken, die sie gepflegt und denen sie müde, wie sie war, ihre Nächte geopfert, die Hungerigen, denen sie das Stückchen Brot verabreicht hatte, das sie selber kaum entbehren konnte, die fragten nicht nach ihrer Vergangenheit, und wenn sie darum gewußt hätten, wäre ihnen die Sache nicht wichtig erschienen, nicht viel wichtiger, als daß sie einmal ein Nervenfieber durchgemacht hatte. Ihre ganze Umgebung liebte und verehrte sie. Und langsam regte sich ihre tiefgebeugte Selbstachtung, richtete sich aus ihrer Erniedrigung auf an dieser Liebe und Verehrung, welche sie annehmen durfte, ohne vor sich selber als eine Betrügerin gelten zu müssen.

In der Welt, über welche die große Chimäre ihre schauerlich mächtigen Flügel breitete, stellte man nicht dieselben Ansprüche an die Menschen, die man in Gertruds ehemaliger Welt an sie stellte. Die Wege in der Welt

der großen Chimäre waren nicht so glatt, wie die sandbestreuten Parkwege von Lindenheim — nein, gar nicht glatt waren sie, sondern rauh und steinig, und daß man auf diesen Wegen strauchelte, war schließlich kein Wunder, und es strauchelten ihrer zu viele, als daß man sie alle hätte verstoßen und es ihnen verbieten dürfen, sich aufzurichten, und wenn sie sich einmal aufgerichtet hatten, so wäre es öde Grausamkeit gewesen und Unflugheit dazu, die Hand, die sie bescheiden hilfbereit ihren Leidensgenossen entgegenstreckten, zurückzuweisen.

Es war eine schreckliche Welt, die Welt der großen Chimäre — so traurig, daß, wer darin lebte, genug damit zu thun hatte, dem andern sein Päckchen tragen zu helfen und es eigentlich auf alles Weitere nicht sehr viel ankam.

Und Gertrud hatte ihrem Nächsten geholfen, hatte ihm beigegeben, wo und wie sie konnte. So weit ihre moralischen und physischen Kräfte, ihre pekuniären Mittel reichten, bekümmerte sie sich um alle ihre jungen begabten und auch unbegabten Kollegen und Kolleginnen. Mehr als eine verzweifelte Künstlerexistenz hatte sie zur rechten Zeit ermutigt, mehr als eine schwankende gestützt, mehr als eine gebrochene aufgerichtet.

In diesem stillen und doch von edelster Thätigkeit ausgefüllten Leben hatte sich langsam alles, was aufgeregt in ihr war, beruhigt, alles, was getrübt war, geklärt. Der Wohlstand war gekommen. Sie hatte ihn dankbar hingenommen aus der Hand des Schicksals und freundlich mit ihrer Umgebung geteilt. Sie war wieder heiter geworden, hatte das Leben von neuem lieben gelernt. Sie hatte ihren alten Kinderschlaf wieder gefunden.

Und so, wohlthuend und wohlthätig, war sie in ihr dreiunddreißigstes Jahr getreten, ohne auch nur noch einen Blick hinter sich zu werfen nach der verlorenen Jugend — nach der verlorenen Liebe.

Dann, plötzlich und unerwartet, an einem schönen, sonnigen Maitag, war der Ruhm zu ihr hereingestürmt, gewaltig, jubelnd — und ein wenig frech! Sie war als Siegerin hervorgegangen aus dem Kampf und konnte sich mit Stolz nach dem zurückgelegten Weg umsehen.

Vor einer Stunde hätte sie kaum zu sagen gewußt, was sie sich noch im Leben wünschen sollte — und

jetzt war sie matt und elend wie nur je. Was war geschehen? — Nichts — Lydia war dagewesen. Was weiter? — Sie hatte von Bill gesprochen — nun, und wenn? — Es ging ihm gut — er hatte sich nach ihr erkundigt. . . .

Sie trat an das offene Fenster, das auf einen Garten hinaus sah. Draußen rauschten die Baumkronen leise und süß — das Laub war noch weich — fast wie im Frühling. Es schwebte wie eine von einer unsichtbaren Person ausgehende Zärtlichkeit durch die Luft.

„Und wenn er sich nach mir erkundigt hat,“ sagte sich Gertrud herb, „was kann's mir anhaben — für mich ist's vorbei. Er hat's nicht anders gewollt — ja es ist vorbei. Ich habe mir mein eigenes Los geschaffen — ich bin zufrieden mit meiner Existenz, kein Mensch soll mir nehmen, was ich mir errungen habe! Ach . . . übrigens, was quäl' ich mich — ich bin die Schwester seines besten Freundes — er betrachtet mich als eine Art Vermächtnis, weiter nichts. Sobald er erfährt, daß ich keine Not leide, wird er beruhigt sein und eine andre heiraten. Ja, heiraten — eine Frau, die ihm Kinder schenken wird — süße, frauusköpfige Kinder, die ihm ähnlich sehen.“

Der Schweiß trat ihr auf die Stirn — „ja, so muß es kommen — darauf bin ich längst gefaßt! — Das wär' kein Unglück! — Nein, das nicht! . . . Vor was fürcht' ich mich?“

Ein feuchter, duftiger Dunst stieg aus dem Garten herauf, der schwermütig süße Geruch sich üppig entfaltenden Pflanzenlebens; zwischen dem Rauschen der Blätter hörte man das Zwitschern der Vögel, die ihre Nester suchten. Der Aufschrei eines Finken weckte in ihrer Seele eine in der Erinnerung schlummernde Melodie. Ganz deutlich hörte sie's zwischen den Blättern rauschen:

Gott grüß' dich, solange' du die Sonne noch siehst!
Die Sonne noch siehst!

Sie fing an, am ganzen Körper heftig zu zittern. „Nein, das wäre kein Unglück!“ stöhnte sie — „nein, das nicht, nein! Aber wenn er jetzt vor mich hinträte und spräche: Gertrud! Die ganzen langen Jahre habe ich nur an dich gedacht, und wenn ich gearbeitet habe, mich gesorgt mit dem Ein satz meiner Gesundheit, meines Lebens, so

war's, weil ich mir sagte: die Gertrud soll's doch noch einmal gut haben auf der Welt! Gertrud, willst du mich? Gertrud, warst du mir treu?"

Ihr war's, als höre sie die Worte neben sich sprechen, leise, aber ganz deutlich — sie hörte den Klang seiner Stimme, sie sah seine Augen, seinen siegesfroh zärtlichen Blick. Ihr fröstelte — Wie höhnende Wonneschauer eines verscherzten Glücks glitt es über sie hin!

Sie warf sich auf ihr Bett nieder, versteckte den Kopf in die Kissen und ächzte. Ja, das wäre das Unglück — das Unglück!

Fünzigstes Kapitel.

Indessen saß Lydia, auf die Ankündigung des Diners wartend, im Hôtel Meurice vor einem Blatt sehr dicken Papiers und schrieb:

„Lieber Bill!

Daß Gertrud von Glimm eine große Künstlerin geworden ist, habe ich Dir bereits gestern mitgeteilt. Ich schrieb Dir das Faktum ganz roh, ohne Zubereitung. Jetzt muß ich noch einiges hinzufügen. Ich habe Erkundigungen eingezogen über sie. Sie ist ein Engel — sie wird von ihrer ganzen Umgebung wie eine Heilige verehrt — conduite irréprochable, versichert man mir . . .“

Hier stockte Lydias Feder . . . Hastig überflog sie das Geschriebene mit den Augen; dann, halb lachend, zerriß sie den Briefbogen.

„Conduite irréprochable — Erkundigungen . . . das nimmt er ja totübel! — Unsinn, so geht's nicht!“

Sie zog einen frischen Briefbogen aus ihrer Mappe, tauchte die Feder von neuem ein und ließ sie übers Papier fliegen.

„Lieber Bill!

Ich war bei ihr — ich habe sie gesprochen. Sie ist schöner als je und nicht nur eine große Künstlerin, sondern ein Engel.

Aber sie ist sehr böse auf Dich — will Dich nicht

grüßen lassen und wird rot, wenn man Deinen Namen ausspricht.

Daß sie noch ledig ist, schrieb ich Dir neulich. Komisch ist's, daß eine ihrer ersten Fragen nach Dir dem Umstand galt, ob Du Dich in derselben Lage befändest.

Dies das Résumé aller meiner Beobachtungen. Gott segne Dich — *Vogue la galère!*

Deine alte Lydia."

Diese inhaltsreichen Zeilen sandte Lydia sofort auf die Post und rieb sich innig vergnügt die Hände.

Das nannte sie den Dingen ihren freien Lauf lassen!

Gertrud hatte sich fest vorgenommen, Lydia auszuweichen. Dieses eine Frühstück, zu dem Lydia sie geladen und das sie in Anbetracht der Umstände nicht hatte gut ablehnen können, mußte sie freilich über sich ergehen lassen. Dabei aber sollte es bleiben. Von da an wollte sich Gertrud unter keiner Bedingung mehr aus ihrer Ruhe und ihren vier Wänden herauslocken lassen.

Aber die lebhafteste Freundlichkeit und stürmische Energie Lydias hatten bald alle guten Vorsätze Gertruds über den Haufen geworfen.

Da Dick Grant am Tage nach seiner Auseinandersetzung mit Lydia im *Hôtel Meurice* — vielleicht aus Angst, in eine unerquickliche Angelegenheit mit hinein verwickelt zu werden — Paris verlassen hatte, so fehlte es seiner Cousine nun total an einer angenehmen Begleitung bei den verschiedenen Ausflügen, die noch auf dem Programm ihres Pariser Aufenthalts standen; und wenn Lydia sich mit der flehenden Bitte an Gertrud wendete, ihr aus der Verlegenheit herauszuhelfen, so konnte sie ihr füglich ihre Begleitung nicht versagen.

Gertruds Wille war von jeher schwach gewesen, und Lydias Energie im Durchsetzen ihrer Wünsche geradezu gewaltthätig. Sie stieß die Einwände, welche Gertrud schüchtern gegen gemeinschaftliche Vergnügungsunternehmungen vorbrachte, mit einem Strich ihres reich garnierten Sonnenschirmchens um.

Ehe sich Gertrud dessen versah, war sie schon jedesmal besiegt.

Von Bill war nicht mehr die Rede gewesen, das beruhigte sie sehr. Ihre Angst vor seiner andauernden Liebe erschien ihr bald als düsterhafte Ueberspanntheit. Wenn man die Männer und das Leben einmal so gut kannte wie sie, wußte man, daß so etwas einfach nicht möglich war. Er hatte sich gewiß nur nach ihr erkundigen lassen aus Gewissenhaftigkeit, weil er sich nachträglich Skrupel machte, sie im Stich gelassen zu haben. Das war sonnenklar.

Und so fuhr sie denn mit Lydia nach Fontainebleau und freute sich an dem Sonnenschein und an der altmodischen Vornehmheit des zwischen grünen Wäldern schlummernden Städtchens.

Die beiden Freundinnen besahen mitsammen das Schloß, das merkwürdige alte Schloß, das den Glanz Franz' I. gesehen hat und jetzt dem Präsidenten der Republik zum Sommeraufenthalte dient. Der Präsident ist freilich bescheiden und zieht sich in ein oberes Stockwerk zurück, das, ehemals von der Suite glänzenderer Regierungsoberhäupter bewohnt, sich abseits von den historischen Räumen befindet — den Räumen, in denen man den Freundinnen die weltberühmten Primaticios zeigte und den Tisch, an welchem Napoleon I. seine Abdication unterschrieben, und das Bett, das für Marie Antoinette geschnitten worden war, und in dem später die Kaiserin Eugenie geschlafen hat.

Nachdem sie das Schloß besichtigt hatten, gingen sie lange im Park spazieren und machten schließlich eine Fahrt durch den Wald. Sie übernachteten in einem Hotel, das dem alten Schloß gerade gegenüber liegt — dem kleinen, wunderhübschen Hôtel de France et d'Angleterre, in dem jedes Zimmer nicht nur ein Muster von Komfort und anheimelnder Sauberkeit, sondern auch von wirklich gutem Geschmack, ausschließlich mit authentischen alten Möbeln aus der Zeit Ludwigs XVI. und des ersten Kaiserreichs ausgestattet ist — den Möbeln, welche, in der luxuriösen Epoche des zweiten Kaiserreichs aus dem Schloß ausgemerzt und über die Gegend verstreut, von Madame Dumaine, der intelligenten Wirtin des France et d'Angleterre gesammelt und zum großen Teil hier vereinigt worden sind.

Den nächsten Tag machten sie einen Ausflug nach Barbizon.

Das Eis war gebrochen! — Von dem Augenblick an versuchte Gertrud keinen Widerstand mehr; für die paar Tage war's wirklich nicht der Mühe wert!

Aus den „paar Tagen“ wurden vier Wochen, und als Lydia endlich ihre Absicht, abzureisen, ankündigte, war die Freundschaft der beiden im vollen Zuge, und die Trennung fiel Gertrud schwer. Zugleich sagte sie sich, es sei gut, daß es nun zu Ende war.

Aber es war nicht zu Ende!

Als Gertrud sich an dem heißen Julimorgen, an dem Lydia von Paris abdampfen sollte, auf dem Nordbahnhof einfand mit einem Strauß Rosen und einer Bonbonniere von Boissier, um von Lydia Abschied zu nehmen, sagte ihr Lydia, welche die Thränen in den Augen hatte: „Auf Wiedersehen — im November komme ich wieder nach Paris, und da müssen Sie mein Porträt malen!“

„Auf Wiedersehen!“ murmelte Gertrud, aber das Wort erstarb ihr auf den Lippen.

Der Schaffner fing an, die Thüren des Zuges zuzuschlagen — noch aus dem Fenster streckte Lydia der Freundin die Hand entgegen — „auf Wiedersehen im November — Weihnachten feiern wir zusammen!“ rief sie. — Ein schriller Pfiff — in Dampfwolken eingehüllt, fuhr der Zug davon.

„Weihnachten feiern wir zusammen!“ murmelte Gertrud, indem sie aus dem Bahnhof trat. — Sie stieg in einen Wagen und gab dem Kutscher ihre Adresse. Leicht und fröhlich rollte der Wagen über den glatten Asphalt hin. Aber Gertruds Herz war plötzlich schwer geworden.

„Weihnachten feiern wir zusammen!“ hatte Lydia gesagt — aber das war ja unmöglich! Seit drei Jahren verbrachte Gertrud den Weihnachtsabend immer mit Luise Moreau, die ihr seit jenem Tage, da sie aus der Bewußtlosigkeit ihres Nervenfiebers zum erstenmal die Augen geöffnet, getreulich in allen Lebensnöten zur Seite gestanden, ihre beste Freundin und nützlichste Ratgeberin geworden war. Wie oft hatte Gertrud sie ihr leibhaftiges Gewissen genannt. Und nicht nur an Weihnachten — an jedem Tag, den Luise frei hatte, pflegten sie und Gertrud zusammenzukommen.

Luise war Gertruds festeste moralische Stütze gewor-

den — wie an eine ältere, klügere Schwester klagte Gertrud sich an dieselbe an.

In der Welt der großen Chimäre hatte niemand etwas einzuwenden gefunden gegen Gertruds Freundschaft mit Luise Moreau — im Gegenteil hatte man sie ihr hoch angerechnet. Was aber würde Lydia sagen gegen diesen vertraulichen Verkehr mit einer Gefallenen — ja, einer Gefallenen, die aus ihrer Vergangenheit kein Hehl machte, wenn sie auch nie darüber sprach.

Und selbst wenn Lydia, vom höchsten christlichen Standpunkt aus, sich entschließen würde, Gertruds Verkehr mit der heroischen Krankenpflegerin nicht zu verdammen — was würde Luise Moreau sagen zu Gertruds Verkehr mit der lebenslustigen Lydia Lyndhurst? — Was würde sie überhaupt sagen zu Gertruds neuer Lebensweise?

Luise hatte von Gertrud verlangt, daß sie, der Welt und ihren Genüssen vollständig entsagend, ihren Lebenszweck in der Arbeit, ihre Erholung in der Wohlthätigkeit finden solle. In den ersten Zeiten ihrer völligen Beseelung hatte sich Gertrud diesen strengen Anforderungen willenlos gefügt. Aber als sie anfang zu gesunden, hatte ihre Natur begonnen, wieder den Freuden zuzustreben, die ihr der neu erworbene Wohlstand ermöglichte.

Luise hinderte sie, wo sie konnte, daran, diesen Versuchungen nachzugeben, und wenn Gertrud ihr entgegnete, daß die Dinge, welche sie sich gönnen wollte, doch nur unwesentlicher Natur seien, erwiderte sie immer: „Verzehre deine Sehnsucht, solange sie noch klein ist; wenn sie groß ist, verzehrt sie dich!“ Und Gertrud hatte ein wenig gemurmelt, dann sich doch dem sittlichen Ernst der Freundin untergeordnet, ja sich schließlich gewundert, daß sie je anders als in deren Sinne hätte handeln wollen!

Als die Freundin im verflossenen Februar nach Kairo abgereist war, um sich dort anlässlich einer entsetzlichen Epidemie der Krankenpflege zu widmen, hatte sich Gertrud erst fürchterlich vereinsamt gefühlt, dann hatte sie aufgeatmet, als ob ein Druck von ihr genommen worden sei.

Ein Weilchen hatte sie dennoch an ihren Entsagungsgewohnheiten festgehalten. Als aber der Ruhm gekommen war mit seinem ganzen berausenden Blendwerk, da hatte sie den Kopf verloren; sie war den einschmeichelnden Stimmen

gefolgt, die sie zum Genuß, zur Freude zurückriefen. Und jetzt, wo sie zum erstenmal dazu kam, über sich nachzudenken, erschrak sie darüber, wie weit sie abgeglitten war von dem Wege, welchen sie mit Luise zu gehen pflegte.

Was würde Luise dazu sagen, daß sie dies gethan und jenes . . . ?

Sie wurde immer unruhiger und unruhiger. Plötzlich kam ihr ein Bohn gegen die Tyrannei Luise Moreaus; Luise war eng, war eine Fanatikerin, sagte sie sich. Sie wollte sich nicht von ihr lenken lassen wie ein Kind.

Einen Augenblick bereute sie es heftig, Luise Moreau ihr Geheimnis gebeichtet zu haben — sie hätte Lust gehabt, sich ganz los zu machen von ihr. Dann wieder überkam sie die Sehnsucht nach der Entfernten so stark, daß sie ihr am liebsten gleich nachgereist wäre mitten in die Pest hinein. Sie hätte sich vor ihr auf die Kniee werfen mögen wie in den Zeiten, wo ihr am Allertraurigsten zu Mute gewesen war, den Kopf in ihrem Schoß bergen und ihr zurufen: „Ich weiß nicht mehr aus und ein — hilf du mir!“

Ein heftiger Kopfschmerz fing an, sie zu plagen. Beim Gabelfrühstück, das Naná mit besonderer Sorgfalt bereitet hatte, konnte sie nichts essen. Nach der Mahlzeit legte sie sich ein wenig nieder. Sie war eben eingeschlafen, als ein scharfes Klingeln an der Thür sie weckte.

Ärgerlich über die Störung richtete sie sich auf. „Was gibt's, Naná?“ fragte sie durch die Thür.

„Ein Telegramm für Mademoiselle.“

„Ein Telegramm?“

Naná brachte es ihr. Mit der Gleichgültigkeit der Großstädterin entfaltete sie es.

Ein heiserer Schrei entfuhr ihren Lippen — das Blatt flatterte zur Erde. „Luise Moreau heute früh an der Cholera gestorben. Brief folgt. Rédon.“

Rédon war der Name des Arztes in dem Spital, dem Luise ihre aufopfernden Dienste geweiht hatte.

Sie war gestorben wie eine Heldin, wie eine Heilige. Der Arzt berichtete es in einem ausführlichen, von einem glühenden Eifer der Desinfektion halber vielfach durchstochenen Brief, der acht Tage nach der telegraphischen Todesnachricht Gertrud zukam. Der Arzt konnte nicht

Worte genug finden für die Tapferkeit und Unererschrockenheit, mit der sie ihren schweren Beruf ausgeübt, und für die Zartheit, die heitere Geduld, welche sie den Kranken unter den widermärtigsten Verhältnissen zu zeigen nie aufgehört hatte.

Gertrud weinte um die Verlorene Tag und Nacht. Sie irrte herum wie eine Wahnsinnige; den alten, immer wieder auftauchenden katholischen Jugendgewohnheiten gemäß, flüchtete sie in die Kirchen und stieß sich die Stirn gegen die Altarstufen wund. Sie begriff nicht mehr, daß sie einmal aufrührerische Gedanken gegen die Abwesende gehegt — die ganze Welt war dunkel und leer geworden für sie. Immer wieder wollte sie nach der festen Hand greifen, die sie so liebevoll, wenn auch streng durchs Leben geleitet hatte.

Aber die Tage vergingen — und der Schmerz stumpfte sich ab — ganz leise — allmählich . . . ohne daß sie sich selbst Rechenschaft davon gab. Sie fing an, sich an den Gedanken zu gewöhnen, daß Luise Moreau tot war. Aber die Leere, welche durch ihr Hinscheiden in Gertruds Seele entstanden war, die blieb, und diese Leere wollte ausgefüllt werden.

Einundfünfzigstes Kapitel.

Vier Wochen waren vergangen; Gertrud fing an, sich von neuem in ihrem Leben zurechtzufinden; ihre innere Unruhe hatte sich gelegt. Sie dachte gar nicht mehr an Lydia Lyndhurst und nicht mehr von früh bis abends an Luise Moreau, als etwas eintrat, was abermals alles umstürzte, was sich indessen mühsam in ihr gefestigt hatte.

Lydia, deren ersten Brief Gertrud nicht beantwortet hatte, schrieb ein zweites Mal, und zwar teilte sie Gertrud mit, daß sie Lindenheim, welches wegen seiner altmodischen Winkeligkeit von Frau Ferdinand von Zoller schon jahrelang verschmäht wurde, gemietet habe und im September mit Sicherheit auf Gertruds Besuch rechne.

Eine rasende Aufregung bemächtigte sich Gertruds; die Sehnsucht nach der Heimat rüttelte ihr an jedem Nerv.

Lindenheim! . . . es noch einmal sehen! — es wirklich noch einmal sehen! . . . Sie verging vor Seligkeit, vor schwindelnder, zum Himmel jauchzender Seligkeit bei der bloßen Vorstellung! — Dann plötzlich durchzuckte sie die Erinnerung an Luise Moreau!

„Was würde sie sagen? Entsetzt wäre sie bei dem bloßen Gedanken daran, daß ich dieser Verlockung nachgeben könnte!“

Und plötzlich erinnerte sie sich, daß Luise Moreau tot war, und es kam wie ein Gefühl der Erleichterung über sie bei dem Gedanken, daß sie vor dieser strengen Richterin sich nicht mehr werde verantworten müssen. Gleich darauf schämte sie sich für diesen Gedanken.

Sie fing an, unruhig auf und ab zu gehen. Unwillkürlich gedachte sie der Worte Luises: „Verzehre deine Sehnsucht, solange sie noch klein ist, läßt du sie erst groß werden, verzehrt sie dich!“

Sie durfte ihr Heimweh nicht groß werden lassen! Sie eilte zu ihrem Schreibtisch, um Lydias Brief sofort abschlägig zu beantworten! Aber als sie die Feder in die Hand nahm, lag diese wie Blei zwischen ihren Fingern — sie konnte sie nicht über das Papier hinschleppen. — Sie brach in heftiges Schluchzen aus.

Um ihre Gedanken von Lindenheim abzulenken, versuchte sie zu arbeiten. Aber sie malte nur so aus dem Handgelenk heraus, Herz und Kopf waren nicht dabei, und sie brachte nichts Ordentliches zu stande. Da warf sie den Pinsel weg, wie sie die Feder weggeworfen hatte und entschloß sich, einen kleinen Ausgang zu machen und bei der Gelegenheit ein Geschenk für Boshka einzukaufen, mit der sie noch immer in freundschaftlichster Korrespondenz stand, und die demnächst ihren Geburtstag feiern sollte.

Boshka befand sich nicht in brillanten Vermögensverhältnissen, aber ihr Mann verdiente immerhin genug, um sie beide anständig zu ernähren, und hie und da fiel auch noch etwas ab auf eine gemeinschaftliche Reise. Gewöhnlich freilich reiste der Mann, welcher Korrespondent bei einem Prager Blatte war, das die czechischen Interessen in deutscher Sprache vertrat, allein.

Seine häufigen Abwesenheiten trugen, wie Boshka Gertrud in ihren Briefen oft versichert hatte, nur dazu

bei, die Verträglichkeit der beiden Eheleute zu sichern. „Wir schreiben uns häufig und telegraphieren uns manches Mal. Damit helfen wir uns ganz gut über unsre langen und häufigen Trennungen hinaus, und wenn die beiden Kameraden dann schließlich wieder zusammenkommen, haben sie einander um so mehr zu erzählen und freuen sich recht sehr aneinander und an ihrem hübschen Heim!“ So berichtete Boshka.

Nach den Photographieen zu urtheilen, welche die junge Slavin Gertrud gesandt hatte, mußte das Heim ganz reizend sein, und seine Ausschmückung während der häufigen Abwesenheiten des Gemahls machte Boshkas hauptsächlich Beschäftigung aus. Kinder hatte sie nicht, fügte sich aber in diesen Umstand mit demselben vergnügten Idealismus, mit dem sie von jeher das Kupfer ihres Lebens in Gold umzuwandeln verstanden hatte. Diese Art Alchimie schien ihr bei ihrer neuen Existenz recht sehr zu stanno zu kommen, da es in ihrem Leben nicht nur an eigenen Kindern, sondern an verschiedentlichem Andern zu fehlen schien.

Es war Nachmittag. Gertrud verfügte sich in den Bon marché und wählte zwei sehr hübsche Kleider für Boshka aus. Nachdem sie das Nothwendige für die sofortige Absendung dieses Angebindes veranlaßt hatte, machte sie noch einen Weg in eine entlegenere Straße, um eine kranke Malerin zu besuchen und zu zerstreuen.

Erst gegen Abend kehrte sie in ihre Wohnung zurück. Dort trat ihr Naná mit rotgeweinten Augen und einer schwarzen Schürze entgegen.

„Was gibt's, Naná?“ rief Gertrud.

„Die arme kleine Karoline — das Kind meiner Nichte, ist heute in Sommerive ertrunken!“ schluchzte Naná.

„Um Gottes willen!“ stieß Gertrud aus und sank auf den ersten Stuhl zusammen, der ihr zu Händen kam. „Wie ist das zugegangen?“

Ja, wie! Das Heimweh hatte den armen Wurm umgebracht.

Eine Verwandte aus Sommerive war nach Paris gekommen, das Totenhemdchen für das Kind zu besorgen und Naná aufzufordern, dem Begräbniß beizuwohnen. Durch sie hatte Naná erfahren, wie alles zugegangen war.

Vor beiläufig einem Jahre hatte die Mutter sich ver-

heiratet und bei diesem Anlaß ihr armes, uneheliches Kind, das der Mann bei sich nicht dulden wollte, einer Verwandten in Kost gegeben in ein Dorf an dem Ufer der Dife. Sommerive, welches die Mutter von da an bewohnte, lag am jenseitigen Ufer desselben Flusses. Das Kind war anfangs über die Trennung außer sich gewesen, hatte sich aber beruhigt, bis vor kurzem die Mutter es besucht und ihm Spielzeug und Kuchen mitgebracht hatte. Da, als die Mutter fortwollte, hatte sich das Dirnlein ihr an die Röcke gehängt und geschrieen und geweint und himmelhoch gebeten, das Mütterchen möge es nach Hause mitnehmen. Um es zu beschwichtigen, hatte die Mutter ihm versprochen, in drei Wochen, wenn Jahrmarkt sein würde in Sommerive, würde sie kommen, es abzuholen. Und vorgestern hatte der Jahrmarkt angefangen in Sommerive, und da hatte die kleine Karoline geschäftig ihre besten Kleider in ein kleines Bündel zusammengepackt und allen Leuten erzählt, heute käme das Mütterchen sie holen, heute würde sie hinüberfahren nach Hause, zur Fete von Sommerive!

Und zehnmal des Tages war sie zur Fähere gelaufen, mit der die Mutter kommen mußte, da es keine Brücke gab über den Fluß. Aber die Mutter war nicht gekommen!

Noch spät am Abend war die Kleine hinausgelaufen zum Fluß und hatte hinübergespäht, dorthin, wo die Lichter der Jahrmarktsbuden schimmerten, und hatte gehorcht auf das lustige Klingeln und Schmettern der Musik, und hatte nicht begreifen können, warum die Mutter nicht kam.

„Sie hat zu viel zu thun am ersten Tage des Festes,“ hatte sie ihren kleinen Freundinnen erklärt und dann hinzugesetzt: „Morgen kommt sie gewiß.“

Und ehe sie sich in ihrem Bettchen ausgestreckt am Abend, hatte sie ihr Bündel neben sich gelegt, um es nicht zu vergessen, wenn die Mutter sie ganz früh am Morgen holen kommen würde.

Aber die Glocken läuteten Mittag, und die Mutter war nicht gekommen — und das Kind war wie verrückt geworden vor Heimweh. Es hatte nicht essen, nicht spielen wollen, sondern nur beständig den Kopf gewendet und gehorcht — „kommt die Mutter nicht?“ so daß die alte Verwandte, bei welcher es untergebracht war, es am liebsten selbst hinübergeführt hätte nach Sommerive. Aber sie

wagte es nicht. Denn wenn es irgendwie gegangen wäre, hätte die arme Mutter das Kind gewiß nicht im Stiche gelassen.

Die Schatten fingen an lang zu werden, und die Dife zog sich wie ein breites, goldenes Band durch die Wiesen bei Sommerive. Da ging die alte Verwandte ein paar Besorgungen machen, und dabei verlor sie das Kind aus den Augen. Zuletzt hatte sie es noch gesehen, wie es am Rand des Flusses hin und her schritt und mit vorgestrecktem Hälschen hinüberhorchte nach der Musik. Die Ufer waren an jener Stelle leicht — Besorgnisse hatte die alte Muhme nicht gefühlt, nur schreckliches Mitleid mit dem Kinde. Auf das, was kommen sollte, war sie ganz unvorbereitet gewesen.

Das Kind war zum Fährmann gegangen und hatte denselben gebeten, es hinüber zu führen. Um es abzuweisen, hatte der Fährmann ihm erwidert: die Ueberfahrt koste sechs Sous.

Karoline war in Thränen ausgebrochen, weil sie nicht mehr als vier Sous besaß. Armer Wurm!

Da der Fährmann ihren Bitten nicht nachgeben wollte, hatte sie ihm schließlich gedroht: „Wenn Ihr mich nicht fahrt, so schwimme ich hinüber!“

Das hatte er nicht ernst genommen.

Was dann in ihr noch vorgegangen war, konnte man nur erraten.

Wie es schien, hatte sie es richtig versucht, hinüber zu schwimmen — ein Schiffer hatte ihr blondes Köpfchen im Strom schimmern sehen; als sie bis in die Mitte der Dife gekommen war, hatten ihre Kräfte versagt — sie hatte versucht, umzukehren — es war zu spät — weder das eine noch das andre Ufer hatte sie mehr zu erreichen vermocht — eine Strömung hatte sie hinweggerissen — und nun war sie tot. . . .

Nach dem, was man der Naná mitgeteilt, war die Mutter völlig fassungslos vor Schmerz, und die Naná bat ihre junge Herrin um einen freien Tag, damit sie dem Kinde das letzte Geleit geben, eine Handvoll Erde werfen könne auf dessen Sarg. Sie war schrecklich erschüttert, die arme, alte Naná, von dem Tode des Kindes.

„Mademoiselle muß verzeihen, daß ich ihr das alles

so ausführlich erzählt habe — aber das kleine Ding war meine ganze Freude, und ich zählte die Jahre, bis ich sie in Paris würde irgendwo in die Lehre geben können. Aber meine Nichte ist an allem schuld, die arme dumme Rose! Als damals das Kind kam, war's natürlich ein Unglück; aber als es sich so reizend herauswuchs und so brav und flug und zärtlich wurde und auch noch bildhübsch dazu, da war's dann wieder ein so großes Glück, daß sie für ihr ganzes Leben hätte zufrieden sein können und nur an das Kind denken sollen. Und jahrelang ging's auch ganz gut — sie hielt sich tapfer und arbeitete wie ein Pferd und war lustig und guter Dinge, und alle, die sie kannten, hatten sie gern. Man nannte sie ‚Madame‘ aus Höflichkeit, und keiner kümmerte sich darum, ob ihr der Titel wirklich gebühre oder nicht. Da plötzlich kommt der lange Tischler und verliebt sich in sie und will sie heiraten. Und sie mag ihn eigentlich nicht, ist aber wie behext von dem Gedanken, wieder eine ehrbare Frau zu werden. Ich hab' ihr abgeraten — es nützte nichts — und was hatte sie davon? — Daß ihre neuen Verwandten auf sie heruntergesehen haben, daß man aufgewühlt hat, was längst vergessen war — daß sie sich hat für das Kind schämen müssen und ... daß es gestorben ist. Man muß bei einem bleiben im Leben — und nicht an Sachen herumflicken, die nicht zu flicken sind!“

Zweiundfünfzigstes Kapitel.

Nachdem die Naná Gertrud das Essen aufgetragen hatte, ging sie. Sie wollte noch mit dem Abendzug nach Sommerive, da das Kind den nächsten Morgen früh begraben werden sollte.

Gertrud legte sich bald schlafen. Was sollte sie anders mit sich anfangen. Es war schwül — sie ließ die Fenster ihrer Schlafstube offen. Von unten tönte das Rascheln und Säufeln der Blätter aus dem Garten zu ihr herauf — ein zischelnder dürrer Laut.

Die Blätter waren trocken und welk — das Laub wird so bald welk in der Stadt. In Sommerive war das Laub

gewiß noch frisch, und wenn die Nachtlust durch die Bäume strich, da rauschte es sanft und weich, daß es einem schmeichelnd durch die Seele glitt, wenn man es hörte. In Lindenheim war es sicherlich auch so! — Ob die Bäume wohl noch gewachsen waren in Lindenheim? fragte sie sich plötzlich. Der Hochsommer war immer schön in Lindenheim. An den heißesten Tagen gab es dort schattige, kühle Plätze, vor denen ein Springbrunnen plätscherte und zu denen der Rosenduft herüberzog.

O dieser Rosenduft! — Wie süß war er im Sommer; aber auch der Herbstrosenduft, in den sich der Geruch der ersten trockenen Blätter mischte, die der Regen benetzt hatte, und auf die nun die Sonne schien — auch feuchtes Moos, auf das Sonnenstrahlen fielen, duftete süß.

Die kleine Karoline war tot! — Das Heimweh hatte sie umgebracht, und Gertrud weinte plötzlich krampfhaft darüber, daß die kleine Karoline tot war, und daß das Heimweh ihren Tod herbeigeführt hatte. Sie sah das Kind vor sich, wie es hilflos und traurig herumirrte am Ufer des Flusses und sehnsüchtig horchte auf die Jahrmarktsmusik, die von drüben zu ihm herübertönte und es lockte. Jeden müden und aufgeregten Herzschlag des Kindes lebte Gertrud ihm nach, die bunten Jahrmarktsbuden schimmerten ihr vor den Augen.

Arme kleine Karoline! — 's war nicht der Jahrmarkt, der sie gelockt hatte — hinter dem Jahrmarkt war das Heim gewesen — war die Mutter — die kleine Karoline hatte gehofft, sich in das Heim hineinschmiegen zu dürfen an der Hand der Mutter, die Mutter würde ihr über den Kopf fahren, weich und warm, hatte sie gehofft — so am Halschen und über die Ohren hin . . .

Wie lange hatte niemand mehr Gertrud liebevoll angefaßt! — Sie begriff, wie sich das Kind sehnte nach der Berührung einer weichen, warmen Hand . . .

Das bunte Gewirr der Jahrmarktsbuden mit ihrem Goldglitterschimmer und ihrem Schmuck von dreifarbigen Fahnen verschwamm vor Gertruds Blicken; hohe alte Lindenzweige wuchsen aus den Dächern der Buden heraus, die flache, billige Musik ging unter in dem schwermütigen Rauschen der Lindenzweige, und aus dem bald hell aufschimmernden, bald ernst nachdunkelnden Grün der Blätter,

die ein linder Hauch bewegte, ragte das grünlich abgetönte Dunkelrot eines Mansardendaches, das mit halbrunden Ziegeln gedeckt war . . .

O! wie schön das war, und wie sie sich danach sehnte! — Aber als sie hin wollte, da sah sie vor ihren Füßen einen Strom, der war breit und braun und trug allerhand zerbrochenes Gerät mit sich, wie die Ströme im Frühling, wenn sie ihre Ufer überschwemmen und tückisch mitgerissen haben, was ihnen Widerstand bietet. Und sie irrte hin und her und wußte nicht, was zu thun — und der Strom wurde breiter und neigte ihr die Füße.

Von drüben lockte die Heimat . . . da sprang sie in die braune, trübe Flut — sie schwamm und schwamm, mit ihrer ganzen Kraft drängte sie sich vorwärts. Schon sah sie die grünen Ufer grüßen — aber der Strom wurde breiter und verschlang das Grün. Da erfaßte sie eine rasende Angst — keine Ufer waren mehr zu sehen, weder hüben noch drüben — nichts als Wasser, braunes, tosendes Wasser unter einem niedrigen, grauen Himmel. — Sie schrie auf — in kaltem Schweiß gebadet erwachte sie. — — —

„Das Heimweh hat sie umgebracht!“ und dann . . . „man soll nicht zu flicken versuchen, was nicht zu flicken ist!“ So klang es ihr beständig durch die Seele. Die ersten Worte nahmen sich fast wie eine Lockung, die zweiten nahmen sich wie eine Warnung aus. Das Heimweh in ihrem Herzen lag eng verschlungen mit einer kalten, harten Trostlosigkeit.

Die Sehnsucht wurde stärker und stärker, sie vergiftete ihr ganzes Sein. — Des Nachts fuhr sie mitunter plötzlich auf aus ihrem fiebrigen Halbschlaf — ihr war's, als höre sie die Hähne krähen aus dem Wirtschaftshof in Lindenheim — melancholisch, gedehnt und etwas heiser in den weißlichen, glanzlosen Morgen hinein, und an ihren Fenstern hingleitend das träumerische Streicheln und Rauschen der tauschweren Clematisranken. — Wie gut sie den Laut kannte! — — —

Sie suchte das zwischen Blumensträußchen blaßgrün gestreifte Tapetenmuster ihres alten Lindenheimer Schlafkammerchens an der Wand. — Da erblickte sie statt dessen eine uneingerahmte Altstudie.

Sie erwachte aus ihrer Verwirrung und vergrub das Gesicht stöhnend in ihre Kissen.

Einschlafen konnte sie nicht mehr, ihre Haut brannte wie Feuer, und in ihren Gliedern war die Unruhe derer, die beständig fliehen möchten vor etwas, das sie mit sich herumtragen.

Sie sprang aus dem Bett und riß das Fenster auf. — Durch den Laubduft, der aus dem Garten unter ihren Fenstern drang, strich schwach, aber wahrnehmbar der Geruch frisch aufgewühlten Straßengehirschs — der Morgen-geruch der Großstadt, die sich säubert.

Mit Ekel kehrte sie sich ab. — Sie dachte an die unberührte Frische eines Sommermorgens in Lindenheim. Oft hatte sie die aufgehende Sonne dort nicht begrüßt, aber doch manchmal, wenn sie ihren Bruder auf die Jagd begleitet hatte, oder auch wenn es ungewöhnlich früh eine Reise anzutreten galt, und dann war es jedesmal wunderschön gewesen, so friedlich und verheißungsvoll, fast wie ein Gottesdienst. Und als schließlich der Moment gekommen war, wo sich Licht und Schatten teilten, die Dämmerung, mit durchsichtigen Schwingen davonhuschend, ihre weißlichen Schleier hinter sich herzog und die ganze Erde wie mit flimmerndem, funkelndem Gold bedeckt erschien, in das lange, ernste Schattenstreifen hineindunkelten, da hatte sie jedesmal die Hände gefaltet in einem Entzücken, das sich unwillkürlich zu dankbarer Andacht gestaltete.

Ach, wenn sie nur noch einmal einen Sonnenaufgang hätte sehen können in Lindenheim!

Wie widerlich er war, der staubige, faule, gärende Geruch des Großstadtmorgens! An was er sie erinnerte! — Von neuem warf sie sich auf ihr Lager und stieß mit dem Kopfe gegen die Wand. Das Heimweh zehrte an ihr wie eine schwere Krankheit.

Anfangs September erhielt sie eine neue dringende Einladung von Lydia und zugleich von Boscha einen Brief, in welchem sich diese mit Enthusiasmus für das ihr gesandte reizende Geburtstagsgeschenk bedankte und Gertrud dringend einlud, sich ihr böhmisches Heim anzusehen und ein paar Monate — so lange sie es überhaupt aushielte —

bei ihr zu verbringen. Gertrud entschloß sich zu einem Kompromiß.

Sie wollte sich nur ganz kurz, höchstens ein bis zwei Tage, aufhalten in Lindenheim auf ihrem Wege nach Böhmen.

Menschen wie sie brauchen immer einen Vorwand zur Kapitulation, und das Schicksal hatte ihr den Vorwand verschafft.

„Vor Bill brauche ich mich nicht zu fürchten,“ sagte sie sich noch den nächsten Tag beim Einpacken, „der muß von Lydia erfahren haben, daß ich lebe und daß ich ledig bin. Wenn er noch an mich dächte, hätte er mir längst geschrieben — oder an meine Thüre geklopft. Ich wäre vor ihm in Lindenheim sicherer als in Paris.“

Dreihundfünfzigstes Kapitel.

„Hanau — Hanau!“ schreit der Schaffner durch die dumpfe, unbewegte Spätsommerluft. Es ist gegen neun Uhr abends. Diener und Wagen haben sie abgeholt. Der Diener hat ihr ein Billet Lydias gebracht. Sie öffnet es hastig, nichts Wichtiges, nur ein freundliches Begrüßungswort, weiter nichts.

„Liebe Gertrud!

Willkommen, tausendmal willkommen in Lindenheim. Ich erwarte Sie an der Schwelle der Heimat — weiter tragen mich heute meine Kräfte nicht. Ein Kuß und auf baldiges Wiedersehen. Ihre Lydia.“

An der Schwelle der Heimat! der Heimat!

Sie hat das Billet in ihre Tasche gleiten lassen — der Diener ist auf den Boß gesprungen — die Pferde traben an.

Durch die geheimnisvoll flüsternde alte Lindenallee rollt der Wagen an dem alten grauen Landgrafenschloßchen vorbei, dessen seltsame Kokoschnörkel phantastisch über ein schwarzes Eisengitter herübersehen.

Wie eigentümlich ihr zu Mute ist! . . . Bekommen . . . eines Wunders gewärtig. Was erwartet sie wohl? — Daß

sie ihr altes unberührtes „Ich“ wiederfinden und alles nur ein böser Traum gewesen sein möchte, aus dem sie nun endlich — endlich erwacht — in der Heimat.

Durch eine Allee von alten Apfelbäumen rollt jetzt der Wagen.

Hanau liegt hinter ihr. Ringsherum zieht sich die träge Leppigkeit der Wetterau, auf der, durch feuchte Dünste schimmernd, das Licht des Vollmonds ruht. Wie flüssiges Silber schimmert's in der Luft; alles verklärend, nichts verbergend, zieht's über die schlummernde Landschaft hin.

Die Farben sind abgetönt, nicht ausgelöscht, in den weißlichen Duft hinein glänzt das nasse Grün der Wiesen, das Stahlblau der sich durch ihre saftige Leppigkeit hin und her krümmenden Nidder. Das niedrige Grau der umwunderlich verschnittene alte Stämme schimmernden Weidenblätter unterscheidet sich deutlich von dem dunkleren, dichteren Laub der Erlen, welche, mit den Weiden abwechselnd, an verschiedenen Stellen die Ufer des Flößchens beschatten. Das schwärzlich vermischte Gold der Stoppelfelder hebt sich scharf ab gegen die großen Flächen von hochragendem, saftigem, grünem Rübenkraut, sogar die eng aneinander geschmiegtten Apfel vermag man zu erkennen zwischen dem dichten Geäst der alten Bäume, das seine schwarzgezackten Schatten über die Straße wirft.

Aus der Apfelallee mündet der Wagen in einen Waldweg ein. Der süße Atem des feuchten Waldmoders mischt sich mit Harz- und Kiefernduft. Wie rostiges Kupfer glänzend, verlieren sich die hohen Stämme in dem Dunkel der ernsten, breiten Kieferkronen, dazwischen, von durchsichtigem, vorspringendem Geäst verschleiert, schimmert das Blau des Nachthimmels auf. In den seichten Straßengräben glänzt das Wasser zwischen den speerartig in die Höhe starrenden Binsen, über die wilde Rosenbüsche ihre gebogenen Aeste neigen.

Und immer noch dasselbe flüssige Silber durch die Luft schwebend, am Boden hinschleichend, die Stämme der Kiefern umschlingend mit geheimnisvollen, regenbogenfarbig umsäumten Schleiern — und über allem, bannend schaurig, verheißungsvoll und schreckhaft, derselbe gespenstige Erbkönig: Zauber!

Näher . . . näher . . . Der Wald liegt hinter ihr.

Von neuem breitet sich die Ebene vor ihr aus, und dort, inmitten eines großen, dunklen Flecks — der weiße Streifen, aus dem rote Lichter herausglühen — unter einem schwerfälligen, mächtigen Mansardendach — das ist . . . nein, nicht möglich! . . . das ist Lindenheim!

Gertruds Herz pocht laut. Sie stellt sich im Wagen auf, um besser zu sehen, und sinkt sofort wieder atemlos und am ganzen Körper zitternd zurück.

Trapp, trapp, trapp! . . . Wie weit der Weg ist — wie endlos weit — und doch wie nahe, wie schrecklich nahe ist die Heimat! — Ein altmodischer Ziehbrunnen — ein schwarzer Teich mit Silberrand — dann ein schlafendes Dorf mit hochgiebligen Häusern, aus deren braunen Riegelwänden die Fenster klein und schmal wie Schießscharten herauslugen. Das Schloß ist ganz nahe, jetzt dauert's keine drei Minuten mehr.

Quer über den Marktplatz fährt der Wagen — es ist alles still — kein Mensch zu sehen noch zu hören, nur die Hunde schlagen an, durch das Rollen des Wagens aufgeschreckt.

Gertrud schluchzt.

Der Kutscher nimmt eine stramme Haltung an, die Pferde greifen flotter aus. Zwischen zwei Reihen mächtiger, alter Kastanien rollt der Wagen jetzt in ein weitgeöffnetes Thor — er hält vor dem Schlosse.

Auf den Vorhof — in den Schatten, den das altmodische Gebäude vor sich hinwirft, strömt eine Flut von Licht aus einem weit geöffneten Portal. Singende Stimmen schlagen an Gertruds Ohr — deutlich vernimmt sie die Worte:

„Bist du bleich, so bist du rein,
Bleich muß alles Ende sein!“

Drei Damen und ein Herr, dessen Tenor offenbar eine Altpartie ersetzt, umstehen einen Flügel. Plötzlich tritt Lydia aus der Gruppe heraus. „Willkommen, tausendmal willkommen!“ ruft sie, auf Gertrud zueilend. — „Wie habe ich nur die Ankunft des Wagens versäumen können! Wir waren so vertieft in das Einstudieren von Schumanns Frauenquartetten. Ich habe den Wagen später erwartet. Aber kommen Sie, liebe, liebe Gertrud. Heute stell' ich

Ihnen niemanden vor, Sie müssen gleich hinauf in Ihre Wohnung."

Matt und schwindlig folgt Gertrud der gastfreundlich voraneilenden Lydia die alte Treppe hinan, um deren dunkle Eichenstufen der Geruch von altem Holzwerk schwebt. In ihrer Seele klingen noch immer die Worte nach: „Bist du bleich, so bist du rein . . . rein."

Indessen hat Lydia den Korridor oben erreicht, und die Thüre von Gertruds altem Zimmer öffnend, ruft sie: „Kein Gast, liebe Gertrud — nicht wahr — kein Gast — eine Heimgekehrte!"

Vierundfünfzigstes Kapitel.

In ihrem alten Boudoir hatte Gertrud zu Abend gegessen, mit Lydia vor einem offenen Fenster, das auf den Blumengarten hinaus sah.

Während des kleinen Mahls hatte Lydias Jungfer in dem anstoßenden Schlafzimmer ausgepackt und Gertruds Nachtzeug herausgelegt.

Jetzt hatte sich Lydia zurückgezogen, auch die Jungfer war fort. Gertrud hatte alle höflichen Anerbietungen der Zofe, ihr beim Auskleiden behilflich zu sein, abgelehnt. Sie atmete auf, als sie sich endlich allein wußte. Träumerisch wanderte sie aus einem ihrer zwei Zimmer in das andre.

Lydia hatte sich überboten in poetischen Aufmerksamkeiten. Bei der alten Beschließerin, welche noch unter den Glimms in Lindenheim gedient, hatte sie sich erkundigt, welches Gertruds Wohnräume und wie sie möbliert gewesen waren; mit der historischen Genauigkeit eines meiningenschen Theaterregisseurs hatte sie den ehemaligen Stand der Dinge hergestellt, den Blumentisch an den Platz gerückt, den er früher eingenommen hatte, und das Bücherbrett an die Wand gehängt, wo es zu Gertruds Zeiten war. — Auf den Möbeln — frisch gewaschen und hergerichtet — schimmerte dieselbe altmodische, glasierte Leinwand, mit Rosensträußen verziert, die ehemals darüber gespannt gewesen war, und zwischen den duftigen, weißen Bettvorhängen hervor grüßte

Gertruds Lieblingsbild, der Holzschnitt nach einem Karton von Steinle: „Das Jesuskind mit Engeln auf dem Waghalsen spielend“, von einem schlichten, braunen Holzrahmen eingefasst. — Es war zu süß, zu rührend! . . . Sie sah alles wie aus einer Betäubung heraus. — Es war die Heimat — die wirkliche, wunderschöne Heimat — sie war zurückgekehrt — sie hatte sie wieder gefunden!

Sie stand da, beklommen, freudegewärtig; aber die Freude kam nicht. — Sie griff nach einem der Bücher auf dem Bücherbrett — es war ihr alter Plutarch in braunem, goldgepreßtem Ledereinband. Die Ausgabe stammte noch aus dem vorigen Jahrhundert, der Vater hatte ihr das Buch einmal zum Christkind geschenkt, und ihr Name stand auf dem Titelblatt. Wie war's denn eigentlich gekommen, daß sie das Buch hier vergessen hatte? Freilich, in der traurigen Verwirrung jener schrecklichen letzten Zeit war alles möglich. Sie begann in dem Bande zu blättern. Auf einigen Seiten waren mitten im Text kreuzweise Bleistiftstriche gezogen, andere Stellen waren scharf eingeklammert.

Gertrud begriff erst nicht — ach, richtig! — Ihre Mutter hatte die Gewohnheit gehabt, historische Werke durchzulesen, ehe sie sie der Tochter gab, und die anstößigen Stellen zu bezeichnen, um Gertrud zu verhindern, sich die Seele damit zu beflecken.

Nun ja, schlecht erzogene Mädchen gab's genug, die in ähnlichen Fällen auf die von der Zensur versemten Stellen eines Buches am ersten losgestürzt wären. Aber bei Gertrud war das nicht vorgekommen, die hatte immer mit der peinlichsten Gewissenhaftigkeit an den durchgestrichenen oder eingeklammerten Stellen vorübergelesen.

Das Blut stieg ihr brennend heiß in die Wangen — das Buch entglitt ihrer Hand, dabei zuckte etwas zwischen seinen Blättern heraus — eine alte Photographie.

Gertrud bückte sich danach — ein junges Mädchen stellte das Bild dar in einem duftigen, weißen Kleide und mit einem etwas hochmütigen, aufgeweckten Gesichtchen, aus dem zwei große Augen frank und frei mit der Unbefangenhait ihrer unwissenden Unschuld ins Leben blickten.

Etwas Unbeschreibliches überkam Gertrud, ein Gefühl unbeholfener und zorniger Verlegenheit, eine Art Haß gegen

diese schöne, gehütete, unberührte Luxusblume; aber reizend war sie, das ließ sich nicht leugnen.

Nur warum blickten die Augen so frei, so rasend, so beleidigend unbefangen aus dem Bilde heraus? Wer war das? . . .

Plötzlich . . . sie schrak zusammen! Ueber ihren Rücken schlich ihr etwas Kaltes, Lähmendes, wie es mitunter einer schweren Krankheit vorangeht — das Feuer in ihren Wangen brannte heißer . . .

Wer war es, der sie aus übermütigen Unschuldsaugen heraus so unbefangen, so unbewußt verachtete? . . .

Ihr altes Selbst — ihr eigenes Ich!

Es war ihre eigene Photographie, die sie in Händen hielt!

Fünfundfünfzigstes Kapitel.

„Ich habe eine große Überraschung für Sie in Bereitschaft, liebe Gertrud — die erste unter meinen Gästen, welche Sie begrüßt, ist eine alte Freundin,“ rief Lydia triumphierend aus, als Gertrud den nächsten Morgen zum Frühstück ins Speisezimmer trat.

Gertrud sah auf und bemerkte eine etwas hagere Dame, welche sich indessen bescheiden im Hintergrunde mit dem Samowar beschäftigt hatte.

Gertrud erkannte die langen Zähne, das sentimentale Oval und die allgemeine Zimtfarbigkeit Fräulein Lindners.

„Freundin ist zu viel gesagt,“ wandte die Idealistin bescheiden ein — „nur Bekannte, eine sehr gute Bekannte, und die wagt sich kaum zu melden einer so großen und berühmten Künstlerin gegenüber.“

Gertrud schüttelte der Pianistin kräftig die Hand, sagte „bitte, bitte“ und sonst noch irgend etwas Ermutigendes, Höfliches, und die Idealistin redete weiter: „Erinnern Sie sich denn überhaupt noch der alten Zeiten — der alten Sturm- und Kampfperiode? Es war doch schön — die Rahmkäse und der van Dyck in der lieben Crèmerie Morel — und das Hôtel du Vatican. Ich wohnte in dem Stockwerk über Ihnen. Erinnern Sie sich noch?“

Außer der zimtfarbigen Idealistin waren in Linden-
heim momentan noch eine Dame und ein Herr als Gäste.
Die Dame, Anna Maria von Hohleisen, war eine Bekannte
Gertruds aus ihrer Kinderzeit, eine alte Jungfer, sehr
liebenswürdig und gut, nur etwas zu fromm, berühmt
wegen der Ausdauer und Berve im Aufspielen von Tanz-
musik und berüchtigt wegen ihrer mitunter recht unbe-
quemen Abneigung gegen die Zahl und die Nummer 13.

Der Herr war ein junger Maler, dessen künstlerische
Entfaltung nach großartigen Anfängen etwas zurückgeblieben
war, und zwar hauptsächlich infolge zu guten Willens,
welcher ihn veranlaßt hatte, alle in den letzten zehn Jahren
aufgetauchten Malmoden nacheinander zu versuchen. Seine
Spezialität waren Dekorationen.

Junge Maler auf einer so niedrigen Stufe der Kunst
waren in Paris selten so harmlos und nie so manierlich
wie Herr Sonnenberger.

Die Lindner, welche seit zwei Jahren bei einem Klavier-
institut in Mainz als Lehrerin angestellt war, hatte Lydia
in Nauheim kennen gelernt und daraufhin eingeladen,
hauptsächlich, weil die Lindner schlecht ausgesehen und sie
gehofft hatte, ihr etwas Gutes thun zu können; und Herr
Sonnenberger war ihr von Freunden empfohlen worden.

Sehr nahe stand Lydia von all ihren Gästen eigent-
lich keinem; aber sie hatte das Bedürfnis, immer ein paar
Leute um sich zu haben, die sie manchemal etwas gewalt-
thätig, aber immer liebenswürdig beglücken konnte. Gegen
Gertrud führte sie nach dieser Richtung hin offenbar etwas
recht Merkwürdiges im Schilde.

Ein Tag, mehrere Tage waren vorüber, eine ganze
Woche, eine Woche in der Heimat. Noch immer konnte sie
sich nicht zurechtfinden darin. Das ruhige, stimmungsvoll
in Erinnerungen schwelgende Genießen, welches sie sich von
dem Aufenthalt versprochen, war ausgeblieben. Ein qual-
voll auf und ab schwankendes Empfinden durchsieberte ihr
Inneres. Die äußere Gestalt der Heimat war dieselbe ge-
blieben; die Menschen jedoch, welche ehemals für Gertrud
die Heimat mit ihrer Liebe durchwärmt hatten, die fehlten.

Aber es war nicht nur das, was sie in Linden-
heim

vermißte; nein, ebenso verstimmt sie vieles von dem, was sie vorfand. Es erschien ihr unbefriedigend — ja, war ihr geradezu peinlich. Sie konnte sich in den alten Verhältnissen nicht mehr zurechtfinden, fühlte sich dadurch beengt und gedrückt. Ihr war, als ob sie ein altes Kleid von längst verschollenem Zuschnitt anzulegen versucht hätte. Es paßte nicht mehr.

Und manchmal sagte sie sich, daß sie dem engen, alten Kleide einfach entwachsen sei, und zu andern Malen . . . zu andern Malen sagte sie sich, daß in den langen Jahren, in welchen sie das Kleid nicht mehr getragen, ihr Körperbau sich verschoben und infolgedessen das für ein edles Ebenmaß gefertigte Kleid ihr nicht mehr passe.

In den ersten Tagen ihres Lindenheimer Aufenthaltes hatte sie bald mit dem jungen Maler, Herrn Sonnenberger, bald mit zufällig eintreffenden Gästen unbefangenen Kunstwerke gerühmt, die in dieser Umgebung Entsetzen erregten; sie hatte von Dingen gesprochen, deren man in Lindenheim nicht erwähnte, und Ausdrücke gebraucht, die man in Lindenheim nicht gebrauchte. Sie hatte gemerkt, daß selbst Lydia, welche in Paris im Rausch ihrer künstlerischen Begeisterung an vielem ziemlich achtlos vorübergegangen war, sich hier in Lindenheim davon verlezt fühlte; ja, daß sie es Gertrud ernstlich verübelte, wenn sie sich mit einem Manne in ein etwas freieres Gespräch vertiefte. Und anfangs hatte Gertrud geknirscht gegen den Zwang, welchen die Vorurteile ihrer Umgebung ihr auferlegten, und nur sehr ungern hatte sie sich dem Zwang gefügt. Aber nach kurzer Zeit empfand sie ihn nicht mehr. Bald fing sie an, sich ganz unbewußt in die ehemaligen Lebensgewohnheiten hineinzuwachsen. Der Schwerpunkt ihrer Natur zog sie dahin zurück. Sie begann aufzuatmen. Die anfangs vergeblich erwartete Freude war gekommen. Ganze Stunden lang fühlte sie sich kindisch glücklich — aber gleich darauf kam eine bleierne Traurigkeit.

Sechshundfünfzigstes Kapitel.

Es war schon spät, das Diner längst vorbei; Lydia, Fräulein Lindner und Anna Maria von Hohleisen sangen mit Hilfe Herrn Sonnenbergers, der wie gewöhnlich die zweite Altpartie übernommen hatte, die Schumannschen Frauenquartette:

„Bist du bleich, so bist du rein,
Bleich muß alles Ende sein!“

Gertrud konnte diese Musik nicht mit anhören. Sie hatte sich weggeschlichen in den Park.

Der Mond, der jetzt später aufging, stand über den Bäumen. Keine verschleiern den Dünste durchschwammen heute die Luft — das Licht war fast grell, alle Konturen scharf abgegrenzt. Unnatürlich bleich und traurig, abgestorben nahm sich alles aus. Tiefschwarze Schatten streckten sich über die Rasenplätze und Kieswege, und durch die Luft zitterte traurig mahnend der erste Herbstgeruch. Ein schwacher, aber fühler Hauch bewegte die müden Blätter.

Gertrud ging und ging, ohne daran zu denken, wohin sie ihre Füße trugen. Plötzlich fuhr sie zusammen. Wohin war sie geraten? — Auf einen Pfad, den sie bis dahin streng gemieden hatte — einen Pfad, der die Rüdter entlang führte.

Sie sah auf — vor ihr aus dem üppigen Ufergras erhob sich eine mächtige alte Linde. Unter dieser Linde hatte sie gestanden, als sie die Werbung Herrn Bollers so unerwartet zurückwies, weil . . .

Ein Eichkätzchen schwang sich an dem alten Lindenbaum hinauf, ein dünner Ast krachte. Der Lusthauch wurde stärker — die Blätter bewegten sich rascher, unruhiger.

Da, in das Schauern und Beben des Laubes hinein, mischte sich noch ein Laut — der Schall eines nahenden Schrittes. „Ein Bauer, der aus dem nächsten Dorfe heimkehrte,“ sagte sich Gertrud.

Doch nein — das war nicht der Schritt eines Bauern . . .

Was ging es sie an, wessen Schritt es war . . . warum wandte sie plötzlich den Kopf und horchte wie auf

etwas Spannendes, Glückverheißendes — warum klopfte ihr Herz wie vor etwas Schrecklichem, Vernichtung Bringendem, warum fing sie plötzlich an zu laufen mit schwankenden, am Boden gleitenden Füßen, wie man im Traum vor einer gräßlichen Unentrinnbarkeit davonzulaufen sucht?

Leise gepfiffen, tönte in die Stille hinein zugleich mit dem sich nähernden Schritt:

„Gott grüß dich, so lang' du die Sonne noch siehst!“

Lied und Schritt kamen näher — über den Steg heran, der die Ridder überspannte — dann verstummte das Lied, der Schritt hielt inne . . . „Gertrud!“ rief eine Stimme so voll von Seligkeit, als jauchze sie aus dem Himmel heraus — „Gertrud!“ Mit drei Sätzen hatte der Fremde sie eingeholt. — Es war kein Fremder — es war Bill Stolzinger.

Ein warmer Arm schlang sich um ihren Leib. „Gertrud! Mein lang ersehntes Kleinod — mein endlich erobertes Lebensziel, mein Herz, mein Liebling, jetzt hab' ich dich!“ flüsterte Bill und küßte sie auf ihren roten Mund und drückte zugleich mit seiner flachen Hand ihr Köpfchen auf seine Schulter nieder. Sie ließ es geschehen — er hatte deutlich die Empfindung, daß sie es geschehen ließ. Eine Flut heißen Glücks durchschloß ihn. Da mit einemmal — ein Ruck, ein kurzer, heiserer Schrei — Gertrud war fort. Er stand allein unter den alten Bäumen, in denen der Nachtwind flachte.

Dort lief sie — wie ein gehektes Reh eilte sie dahin. Aber diesmal fehlte ihm der Mut, ihr nachzusetzen; er fühlte deutlich, daß es nicht nur mädchenhafte Sprödigkeit gewesen, die sie von ihm weggetrieben hatte.

Ein Weilschen stand er still — an Stelle der hochflutenden Seligkeit war ein zusammenkrampfendes Gefühl über ihn gekommen, etwas, bei dem es ihn abwechselnd bis in die Knochen hinein fror, dann wieder am ganzen Körper brannte — Beschämung, Angst und vor allem ein ohnmächtiges Nichtbegreifenkönnen.

„Ich war zu rasch, ich habe mich überstürzt, ich hab' alles verdorben!“ stieß er heraus. Dann stampfte er mit dem Fuß auf den Boden. „Unsinn!“ knirschte er, „das kann sie nicht ernstlich übelgenommen haben — es sei denn . . .“

Das Blut schien ihm plötzlich dick zu werden in den Adern, es floß ganz langsam — „es sei denn . . . es sei denn, sie trüge einen andern im Sinn . . . aber ich begreif's nicht, ich hätte darauf geschworen, daß sie meinen Kuß freiwillig erwidert hat!“

Siebenundfünfzigstes Kapitel.

Den nächsten Morgen gegen halb zehn Uhr saß Bill Stolzing allein an der langen Frühstückstafel, welche von den andern Gästen bereits verlassen worden war.

Gertrud war nicht erschienen, sondern hatte sich wegen Unwohlseins entschuldigen lassen. Auf Bills dringenden Wunsch hatte sich Lydia zu ihr hinaufbegeben, um sich nach ihrem Befinden zu erkundigen.

Bill saß vor seiner Theetasse und blickte ununterbrochen nach der Thür.

Endlich öffnete sich diese. Lydia trat ein mit dem aufgeregten Gesicht eines Menschen, der sich vergeblich damit abgequält hat, eine Rechnung zusammenzuzählen, die nicht stimmen will. Das Gesicht machte sie immer, wenn eines ihrer Beglückungsexperimente fehlgeschlagen war; Bill kannte das Gesicht und erschrak davor.

„Nun?“ fragte er.

„Mein armer Bill!“ begann Lydia, die bereits von dem Vetter über Gertruds sonderbares Benehmen vollständig unterrichtet worden war — „mein armer Bill! aber quäl' dich doch nicht zu sehr — es ist vielleicht nicht so schlimm, wie's scheint!“

„Sage mir lieber gleich, wie es scheint,“ unterbrach sie ärgerlich der Vetter. „Sag's deutlich! Nichts auf der Welt ist unnützer und peinlicher, als das sogenannte Auf's-Unglück-vorbereitet-werden. Es ist, als ob man einem zum Tode Verurteilten erst die Arme und Beine abhauen wollte, ehe man ihm den Kopf abschlägt!“

„Nun . . .“ Lydia holte tief Atem — „momentan steht's allerdings schlimm — ich fand sie in ihrem Zimmer packend. Sie fragte mich, ob ich ihr Pferde zur Disposition stellen könne; sie will noch heute Lindenheim verlassen.“

Bill fuhr sich mit dem Rücken der Hand über die Stirn, die mit einemmal kalt und feucht geworden war — „nun, gar so zu eilen braucht sie wohl nicht,“ murmelte er tonlos — „wenn sie vor mir und meiner Zudringlichkeit davonlaufen will, so ist dies eine unnütze Vorsicht. Ich bin kein Räuber, der mit Gewalt erzwingt, was man ihm vorenthält — nur ein in einem wunderschönen Wahn befangener Thor war ich!“

Eine drückende Pause folgte. Lydia trocknete sich die von Mitleid überströmenden Augen. Nach einer Weile begann sie von neuem: „'s war wirklich der Mühe wert, dich über den Ozean herüberzustrapazieren, um dir diese Uebersaschung zu bieten.“

Er zuckte mit den breiten Schultern, schwieg noch einen Augenblick, dann, nicht ohne Ungeduld, stieß er heraus: „Du hast's ja sicherlich gut gemeint, Lydia, aber ... hm! ... ich begreife nicht, wie du dich so irren konntest. Ein andermal ...“ Er unterbrach sich, legte, die Arme weit vor sich hinstreckend, die beiden geballten Fäuste auf den Tisch, worauf er mit schneidender Stimme wiederholte: „Ein andermal! ... Großer Gott! — Als ob man so etwas zweimal erleben könnte!“

„Mein armer Bill!“ murmelte Lydia einmal über das andre — „mein armer Bill! — Wenn ich dir das nur erspart hätte, aber ... in meinem Leben bin ich noch nie von einer falschen Vorstellung so völlig bethört worden! Ich trau' meinem Urtheil nie mehr auch das Geringste zu! Ich bin wie aus den Wolken gefallen — ganz zerschmettert bin ich.“

„Nimm dir's nicht gar zu sehr zu Herzen,“ entgegnete er ihr mit einem jämmerlich linkischen Versuch, sich über seine Verzweiflung hinüberzuschwingen; „die Sache ist nun einmal so und nicht anders — du hast wie immer nur mit dem besten Willen gehandelt.“

„Ja,“ wiederholte Lydia dumpf, „es ist merkwürdig, wie verhängnisvoll ich mit dem ‚besten Willen‘ bereits zweimal in dein Leben eingegriffen habe!“

„Zweimal?“ wiederholte nachdenklich und, den Sinn ihrer Worte nicht sogleich erfassend, Bill.

„Ja, zweimal!“ rief sie in heftiger Selbstanklage aus. „Erinnerst du dich denn nicht an unser Zwiegespräch über zu lang gedehnte Verlobungen, und wie ich dieselben ver-

damnte — die Verlobungen und die selbstsüchtigen Männer, die Jugend und Zukunft eines Mädchens einem vagen Hoffnungs-schimmer opfern. Ich ahnte damals freilich nicht, daß du meine Weisheit auf dich beziehen könntest. Das aber ist gleichgültig und ändert nichts an der Thatsache, daß ich dich dazu veranlaßt habe, den Brief an Gertrud zu schreiben, der das ganze Unheil angerichtet und deine Beziehungen zu ihr zerstört hat. Ich kann dir gar nicht sagen, wie mir gestern zu Mute war, als du mir mittheiltest, daß du deine Verlobung mit Gertrud vor einigen Jahren schriftlich gelöst habest und nun ihre gestrige Schroffheit auf diesen Umstand zurückführtest. Ich bin schuld! — Ich bin schuld!“ — Die echt weibliche, leidenschaftliche und überschwengliche Selbstanklage Lydia wirkte auf Bill beruhigend, wenigstens äußerlich.

„Du brauchst dich nicht so aufzuregen und zu martern,“ entgegnete er ihr; „auf die Gefahr hin, unhöflich zu erscheinen, kann ich dich versichern, du überschätze den Einfluß, den du auf mich ausgeübt haben willst. Dein Einfluß war nicht ausschlaggebend. Der Beweis dafür ist, daß ich den verhängnisvollen Brief erst vier Monate nach unsrer Unterredung an Gertrud abgeschickt habe!“

„Also was war ausschlaggebend?“ rief mit atemloser Spannung Lydia.

„Wenn ich dir die Wahrheit, die ganze, für mich demütigende Wahrheit eingestehen soll,“ entgegnete mit heiserer Stimme Bill, „so war's . . . weil ihre Briefe immer kälter, feltamer und gezwungener geworden waren — und ich die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß sie mich nicht mehr liebe . . . Nicht mehr . . . ich fange an, zu zweifeln, ob sie mich je geliebt hat. Das, was ich für Liebe hielt, war vielleicht nichts als die Teilnahmebedürftigkeit eines verwöhnten Kindes, das sich, vom Unglück überrascht, in seiner Todesangst an den alten Jugendfreund anklammerte.“ — Er war sehr blaß geworden, während er die Worte sprach und senkte den Kopf tiefer als er ihn im Laufe dieses Gespräches noch gesenkt hatte.

Die warmherzige, überstürzte Lydia konnte es nicht ertragen, ihn so leiden zu sehen. „Das ist nun reiner Unsinn, was du da sprichst,“ rief sie, „sie hat dich geliebt, und sie liebt dich noch. Wenn man Augen im Kopfe hat,

muß man es sehen, daß du ihr nicht gleichgültig bist! — Gar so über sie herstürmen durftest du gestern nicht — das war unter den Umständen nicht gerade am Platz. Aber ewig wird sie dir das ebenso wenig nachtragen als den dummen Absagebrief. Die Fehler, die ein Mann einer Frau gegenüber aus Liebe begeht, die verzeiht sie ihm immer, früher oder später, wenn sie kein Ungeheuer ist. Ich wette, sie reißt nicht ab, und wir feiern noch im Laufe der Woche eure Verlobung! Nur nicht den Mut sinken lassen. Uebrigens . . ." Sie streckte den Kopf vor und blickte durch das Fenster in den Garten hinaus — „da geht sie, durch die Regelbahn ist sie in den Ruchengarten verschwunden. Eine Auseinandersetzung mußt du auf jeden Fall mit ihr noch versuchen. Gil' ihr nach. Now's your time — go in and win!“

Achtundfünfzigstes Kapitel.

Mit Schritten, die von seiner inneren Aufregung beflügelt waren, stürmte Bill hinaus durch die Regelbahn in den alten Ruchengarten hinein.

Die Sonne schien hell.

Auf den geraden, sandlosen, von Salbei und Lavendel eingefassten Wegen lagen zwischen gelben und braunen Blättern verschrumpfte Pflaumen, die unausgereift herabgefallen waren, neben überreifen Birnen, um die Schwärme von Wespen furrten. Aus den verschiedenen flachen Gemüsebeeten ragten zwischen den regelmäßig gepflanzten Obstbäumen Blumen auf, die hier wild zu wuchern schienen und aussahen, als ob sie durch Zufall in die Beete hineingeraten wären — ganze Büsche von mächtigen gelben Sonnenblumen und hohe Stauden von korallenroter Kanna, von kupferfarbigen Georginen. In den Duft von Salbei und Lavendel mischten sich der säuerliche Geruch des Dill und die würzige Herbigkeit der Gurkenblätter.

Wie gut kannte Bill diesen Geruch, den spezifischen Geruch des Ruchengartens von Lindenheim! Eine Kindererinnerung nach der andern tauchte in seiner Seele auf.

Das Laub der Obstbäume war bereits gelichtet und versperrte nach keiner Seite hin die Aussicht.

Dort, den Weg an der Mauer entlang, wo die Weinreben das Spalier umrankten, schritt eine hohe Gestalt. Sie war dem Bilde, welches er jahrelang in der Seele getragen, so unähnlich, daß er sich unwillkürlich fragte: „Ist's denn wirklich Gertrud?“

Gestern, in dem bleichen Mondlicht zwischen den Schatten des Parks, hatte er gewähnt, die alte Gertrud wiedergefunden zu haben. Heute kam er zum Bewußtsein, daß die alte Gertrud auf ewig verschwunden und das, was er vor sich sah, eine ganz neue Gertrud war. Er hatte ein Kind verlassen — was er bei seiner Rückkehr gefunden, war ein herrliches, reich entwickeltes Weib.

Auf eine gewisse Veränderung war er gefaßt gewesen — auf Silberfäden an den Schläfen und leichte Furchen um die Augen herum — er hatte etwas Müdes erwartet, das er aufrichten, etwas Trauriges, das er aufmuntern, vielleicht etwas Halbverdorrtens, das er von neuem zum Blühen bringen konnte. Aber die Gertrud, die er jetzt vor sich sah, hatte nichts von alledem, sondern etwas Königliches, das ihn einschüchterte. Er erinnerte sich plötzlich, daß Lydia ihm geschrieben: „Sie ist eine große Künstlerin!“ Zum erstenmal erfaßte er den Sinn dieser Worte, die früher spurlos an ihm vorübergegangen waren.

Glücklich freilich sah sie nicht aus — besonders um den Mund herum, dessen Lippen voller geworden waren, zeichnete sich ein Zug unsägliches Leids. Aber er erriet sofort, daß es nicht in seiner Macht lag, dieses Leid zu heilen.

Er war ganz nahe an sie herangetreten, ehe sie ihn erblickte. — Da plötzlich hob sie den Kopf, ihre Augen trafen die seinen.

Sie fuhr zusammen. Er merkte, daß sie geweint hatte; er merkte auch, daß bei seinem Anblick ihre Augen eine Ueberraschung verrieten, die sich in Mitleid umwandelte.

Auch er hatte sich sehr verändert, aber in ganz andrer Richtung als sie. Seine Figur war schmaler geworden, der Hals dünner, die ehemals fast horizontalen Gardeoffiziersschultern schrägten sich jetzt bedeutend abwärts —

die Züge hatten sich verschärft — das Haar war leicht ergraut, und sein Gesicht zeigte die gelbe Farbe eines Menschen, der jahrelang mit einem schlechten Klima gekämpft hat.

Seine ganze Erscheinung zeugte von unverdrossener Arbeit unter den schwersten, anstrengendsten Bedingnissen. Nur der Blick in seinen Augen war derselbe geblieben, ehrlich und freundlich, unendlich gutmütig und über alle praktische Tüchtigkeit hinüber zur Schwärmerei geneigt.

Jetzt stand er vor ihr. Er streckte ihr seine Rechte entgegen, und da sie mit keiner Bewegung darauf antwortete, fragte er demütig: „Wollen Sie mir die Hand nicht reichen, Gertrud?“

Sie zögerte einen Moment, dann ließ sie ihre Hand in die seine gleiten. Als er sich aber darüberneigte, um sie ohne jede vertraute Zärtlichkeit, nur als Zeichen besonderer Verehrung, leicht mit den Lippen zu streifen, entzog sie ihm dieselbe mit einem kleinen Ruck. Das Blut stieg ihm in die Wangen. „Gertrud!“ begann er, „seien Sie mir nicht gar so böse! Ich weiß es ja, daß ich mich gestern unverantwortlich gegen Sie benommen habe — aber ich bin gekommen, dir . . . Ihnen meine Uebereilung abzubitten.“

„Es ist nicht nötig, es ist durchaus nicht nötig,“ rief sie hastig, „ich muß Sie dringend ersuchen, nicht mehr darauf zurückzukommen. Ich trage Ihnen nichts nach, gar nichts — aber ich bitte Sie, reden Sie nicht mehr davon!“

„Gertrud!“ entgegnete er ihr, „eilen Sie nicht so von mir weg. Es wäre doch besser, wenn wir diese traurige Angelegenheit wenigstens einmal gründlich prüfen und durchreden wollten. Vor allen Dingen brauchen Sie nicht zu fürchten, daß ich mich noch einmal verspreche. Ich weiß jetzt, daß ich, wie die Sachen stehen, kein Recht mehr habe, Ihnen ‚du‘ zu sagen“ — er errötete heftig bei diesen Worten. — „Aber wenn wir in der Phantasie jahrelang mit einer uns lieben Persönlichkeit per ‚du‘ verkehrten, so tritt uns das ‚du‘ als etwas geradezu Selbstverständliches auf die Lippen, sobald wir ihr begegnen.“

„In Ihrem letzten Brief nannten Sie mich ‚Sie‘“ — erwiderte, von ihm weggehend, Gertrud.

„Ach ja, in dem letzten Brief — dem schrecklichen Brief!“ murmelte er.

„Sie haben ganz recht,“ sagte sie dumpf, „er war schrecklich — schrecklich!“ und plötzlich die gefalteten Hände gegen die Brust pressend und den Kopf zurückwerfend, rief sie: „Wie konnten Sie mir den Brief schreiben, Bill — wie konnten Sie! — Der Brief war ein Verbrechen. Sie hatten nicht das Recht, mir alle Hoffnung für die Zukunft zu nehmen, alles in mir zu vernichten, woran ich mich aufrichten konnte, wenn Sie nicht wirklich, zugleich mit dem Glauben an eine gemeinschaftliche Zukunft, den Wunsch danach verloren hatten! Bill! Bill! Wie konnten Sie? — Sie mußten doch wissen, daß Sie damit etwas totschiugen in mir, daß Sie sich an mir versündigten!“

Ihre Worte trafen ihn ins Herz, aber ihre Festigkeit hob seinen gesunkenen Mut. Sie schien eine Rechtfertigung zu verlangen, und ihr eine Rechtfertigung zu bieten, war er bereit.

„Wenn ich mich an Ihnen versündigt habe,“ begann er — „weiß Gott, es geschah nur aus übermäßiger Gewissenhaftigkeit und Liebe zu Ihnen, Gertrud! Die Sache begann so: ich hatte von dem Tode Ihrer Mutter gehört, von Ihrer Notlage in Paris, und daß Sie die Werbung eines durchaus ritterlichen, würdigen und vermögenden Mannes ausgeschlagen hatten. Brauche ich Ihnen das Weitere zu erklären? . . . Ich sagte mir, wenn sie an dir hängt, wie du an ihr, so ist doch nichts im Stande, sie von dir loszureißen; wenn sie sich hingegen unter irgend einer Bedingung entschließen könnte, auf dich zu verzichten, so ist es besser, du befreist sie von einem Zwang und gibst ihr ihr Wort zurück.“

„So!“ sagte sie, „also in dem Sinne war der Brief geschrieben! Nun, es ist möglich, daß eine andre das alles aus Ihren schroffen, harten Zeilen herausgelesen hätte — ich vermochte es nicht. Mir hatte es den Eindruck gemacht, als schüttelten Sie eine Last von sich ab.“

„Gertrud! — Um Gottes willen, Gertrud!“

„Ja, es war so!“ wiederholte sie — „der Brief hat mich zerbrochen — ganz zerbrochen — er hat einen andern Menschen aus mir gemacht. Gott im Himmel, hat mir der Brief weh gethan! — Aber jetzt ist's vorbei!“

„Und können Sie mir den Irrtum verzeihen?“ sagte er leise.

„Verzeihen, von Herzen gern,“ erwiderte sie — „aber ungeschehen machen kann ich nicht, was er angerichtet hat!“

„Und was hat er angerichtet, das uns für immer trennen müßte?“

Ein Schwindel packte sie — sie fühlte sich so müde, daß sie einen Augenblick hart daran war, ihm ihr schimpfliches Geheimnis vor die Füße zu schleudern, nur um ein Ende zu machen ein für allemal. — Gleich darauf würgte sie die Scham an der Kehle — „nur ihn das nicht erraten lassen, um Gottes willen nur das nicht!“

„Mein Sinnen und Trachten hat eine andre Richtung genommen,“ sagte sie heiser und mühsam, „die Kunst hat eine immer größere Macht gewonnen über mich, sie beherrscht mich ganz. Ich könnte mich nicht mehr los sagen von ihr.“

„Ich würde nie verlangen, daß Sie Ihre Kunst aufgeben!“ rief er eifrig.

„Auch meine Unabhängigkeit könnte ich nicht aufgeben,“ sagte sie. „Es ist vorüber, Bill, wir passen nicht mehr zu einander.“

Er musterte sie mit einem langen, aufmerksamen, forschenden Blick von Kopf bis zu den Füßen. Eine tiefe Falte zeichnete sich zwischen seinen Augen. „Mit einem Wort,“ stieß er hervor, „Sie könnten sich unter gar keinen Umständen entschließen, meine Frau zu werden! — Ich hab’ begriffen — hab’ lang genug dazu gebraucht, aber endlich — endlich hab’ ich begriffen. — Sie haben recht — wir passen nicht mehr zu einander — Sie sind gewachsen — ich bin stehengeblieben, nein, nicht stehengeblieben, sondern zurückgegangen bin ich. — Sie haben jahrelang, wenn auch mit Sorgen und unter schweren Entbehrungen, in Mitte von allem gelebt, was geistig am förderndsten ist — ich habe die Existenz eines gewöhnlichen Arbeiters geführt und mein bißchen ursprüngliche Kultur abgestreift. Sie sind heute eine große Künstlerin, und Herr Gott! . . .“ sein Atem stockte — „ich . . . bin ein Tagelöhner — der Vermögen gemacht hat. — Sie haben recht, wir passen nicht mehr zu einander.“

Er hatte sehr ruhig angefangen — jetzt sprach er immer schneller und heftiger. Manchmal brach ihm ein Wort in der Kehle, als ob er mit Gewalt ein Schlucken

zurückdränge. „Nein,“ fuhr er fort, „wir passen nicht zu einander — ich bin wahrhaftig zu schlecht für Sie! — Verzeihen Sie mir, daß . . . ich zu treu war — in meinem Fall war die Treue eine Zudringlichkeit. Leben Sie wohl, Gertrud, Gott sei mit Ihnen!“

Er drehte sich auf dem Absatz um und verließ sie.

„Bill!“ schrie sie ihm heiser nach — „Bill!“

Aber er wandte sich nicht. Da ließ sie ihn gehen. „Es ist vielleicht besser so!“ sagte sie sich, „es führt ja doch zu nichts, wenn ich ihn zurückhalte — es darf zu nichts führen!“ Dann eilte sie in ihr Zimmer hinauf und sperrte sich ein. „Zu schlecht für mich“ — stieß sie hervor — „er für mich! Ach mein Gott! — mein Gott!“

Neunundfünfzigstes Kapitel.

Jetzt lag Gertrud auf ihrem Bette, müde und trostlos. Auch von dem Gabelfrühstück hatte sie sich unter dem Vorwande einer sich immer stärker entwickelnden Migräne ferngehalten. Sie traute sich nicht, unter Menschen zu gehen, sie traute sich nicht, ihm noch einmal in die Augen zu schauen. Sie hatte stundenlang geweint, ganz still, jeden Laut erstickend, in ihre Kissen hinein.

Jetzt hatte sie keine Thränen mehr. Sie raffte sich auf, um zu packen — aber es ging ihr nicht von der Hand. Jeder geringfügigste Gegenstand, den sie anfaßte, schien einen Zentner zu wiegen. Dazu schwindelte ihr, und sie fühlte sich so schwach, daß sie sich kaum auf den Füßen halten konnte. Der Umstand, daß sie den ganzen Tag noch nichts genossen hatte, mochte zu ihrer großen Sinnfälligkeit beitragen. Krampfhaft um ihr Gleichgewicht kämpfend, stand sie neben einem offenen Koffer, die Hand an eine Stuhllehne gestützt, als jemand an ihre Thüre klopfte.

„Wer ist's?“ fragte sie.

„Ich,“ antwortete die Stimme Lydias. „Ich habe einen Moment gehorcht, um womöglich herausbringen zu können, ob Sie vielleicht schliefen. Da ich Sie herumgehen hörte,

nehme ich an, daß Sie wohler sind, und frage, ob ich Sie einen Augenblick sprechen kann?"

„Aber natürlich!“ rief Gertrud, die indessen die Puderquaste an ihre rotgeweinten Augen gedrückt hatte, hastig und verlegen, und ließ die Freundin ein.

Lydia hielt ein sorgfältig in weißes Seidenpapier gewickeltes Päckchen in der Hand. Ihre Lippen waren so fest zusammengepreßt, daß sie ganz schmal aussahen, und der Blick in ihren Augen war streng, fast hart.

„Ist die Migräne besser?“ fragte sie schroff.

„Ein wenig,“ murmelte Gertrud.

„Es scheint,“ meinte Lydia, sich nach dem offenen Koffer umsehend, „da Sie ja bereits flott beim Packen sind!“

„Sie sehen, daß ich nicht recht damit vorwärts kam,“ murmelte Gertrud.

Lydia biß sich in die Lippen. Nach einer kurzen Pause sagte sie: „Werden Sie abends beim Diner erscheinen?“

„Muß ich?“ hauchte, den Kopf abwendend, Gertrud kaum hörbar.

„Nun, zwingen kann ich Sie nicht, aber es wäre mir sehr unangenehm, wenn Sie ausblieben,“ erwiderte die Amerikanerin.

Von sehr sensibler Naturanlage, im übrigen matt und gänzlich überreizt, konnte Gertrud die kurze, schroffe Art Lydias nicht ertragen. „Lydia! Warum sind Sie so mit mir? Was habe denn ich Ihnen gethan?“

„Was Sie mir gethan haben?“ wiederholte Lydia etwas beschämt — „mir haben Sie schließlich nicht viel gethan. Sie haben nur einen Menschen, der mir sehr nahe steht, bis ins Innerste verletzt und gekränkt!“

„Hat er es Ihnen gesagt?“ fragte, zusammenfahrend, Gertrud.

„Ja, ausführlich, was weder eine Indiskretion, noch ein Wunder war, da er teilweise auf meine Veranlassung hin nach Europa zurückgekommen ist, um sich diese Demütigung in Lindenheim zu holen!“

„Mein Gott, Lydia!“ sagte Gertrud mit geradezu heldenmütiger Ueberwindung, „es ist mir hart angekommen, meinem Jugendfreund dieses Leid anzuthun, aber es war das einzig Mögliche. Ich bin meine unabhängige Stellung viel zu sehr gewohnt, um sie aufzugeben — ich taue über-

haupt nicht mehr zum Heiraten, und wenn ich mich hätte von ihm überreden lassen, wären wir beide nur unglücklich geworden. Infolgedessen dürfen Sie's mir nicht verübeln, daß ich die Werbung Bills abgewiesen habe!"

"Das verüble ich Ihnen auch gar nicht," rief Lydia heftig, "das thut mir nur grenzenlos leid. Was ich Ihnen verüble, ist die Auffälligkeit Ihres Benehmens, die ihn — die uns alle in Verlegenheit bringt. Keiner Frau wird es besonders angenehm sein, sich an denselben Mittagstisch mit einem Manne zu setzen, nachdem sie ihm kurz zuvor einen Korb gegeben hat. Aber man muß sich Gewalt anthun. Man geht über einen derartigen Vorfall so diskret hinweg wie möglich — man thut, was man kann, daß die Welt nichts davon erfährt. Sie, Gertrud, haben, das alles außer acht lassend, nur um Bill bequemer auszuweichen, die ganze Situation in einer unverantwortlichen Weise pointiert!"

"Aber Lydia — ich begreife nicht . . . wer kann mein Wegbleiben von Mahlzeiten mit Bill in Beziehung bringen? Es weiß ja doch niemand, was zwischen uns vorgefallen ist."

"Niemand? Die Spazier auf dem Dach schreien einander heute in ganz Lindenheim zu, welcher Art Ihre Migräne ist," rief aufgeregt Lydia. "Ein Gärtnerbursch' hat es gestern beobachtet, wie der arme Bill auf Sie losgestürzt ist und Sie ihm davongelaufen sind, nachdem er Sie geküßt hat — ja — und der hat's dem Küchenmädchen erzählt, und das Küchenmädchen der Haushälterin, und die der Kammerjungfer Anna Marias. Man sagt sich nicht nur, daß Sie ihm einen Korb gegeben haben, sondern daß er sich Ihnen gegenüber eine Freiheit herausgenommen hat, und daß Sie ihm in folgedessen nicht nur aus dem Wege gehen, sondern daß Sie von Lindenheim fliehen — aus Empörung gegen ihn. Er weiß es gottlob nicht, aber — bedenken Sie ein wenig seine Lage!"

Gertrud war totenbleich geworden und zitterte am ganzen Leib. "Was kann ich thun — was kann ich für ihn thun!" rief sie außer sich.

"Was Sie für ihn thun können?" fragte, sie fixierend, Lydia — "wollen Sie wirklich und ernstlich etwas für ihn thun?"

„Ja, gewiß — selbstverständlich alles . . . alles, was ich kann!“ stieß Gertrud, nach Atem ringend, hervor — „alles — außer — außer —“ sie schlug die Augen nieder.

Lydia machte eine Geste, als ob sie etwas weit hinter sich schieben wollte. „Davon,“ sagte sie mit Nachdruck, „ist gar nicht die Rede mehr. Bill wird nicht darauf zurückkommen. Aber wenn Sie wirklich eine kleine Freundlichkeit für ihn haben und dem dummen Gerede die Spitze abbrechen wollen, so erscheinen Sie heute bei Tisch, geben Sie sich so unbefangen als möglich und behandeln Sie ihn wie einen guten, alten Bekannten! Wollen Sie das?“

„Ich werde trachten,“ murmelte Gertrud.

„Und könnten Sie sich entschließen, Ihre Reise zu verschieben?“

Einen Moment hielt Gertrud den Atem an — alles schwankte unter ihr.

„Gertrud! . . .“ bat Lydia. — „So ein Aufhebens wegen einer Kleinigkeit. — Bleiben Sie?“

„Ja,“ hauchte Gertrud, „meinethalben, wenn Sie es wünschen, ja!“

Der unangenehme Ausdruck war mit einemmal von Lydias schönem Gesicht wie weggezaubert. Niemand war lebenswürdiger als sie, wenn sie ihren Willen durchgesetzt und einen Sieg zu verzeichnen hatte. Sie machte ein paar Schritte vorwärts, klappte den Deckel des offenen Koffers zu, schloß Gertrud in die Arme und rief: „Ich mußte es ja, daß ich Sie zur Vernunft bringen würde — ich will Ihnen eine Tasse Thee und ein paar Brötchen heraufschicken zur Stärkung. Adieu und auf Wiedersehen bei Tisch!“

Sie eilte hinaus; nach einer halben Minute kehrte sie wieder und legte das Päckchen, welches sie indessen vergessen und noch immer in der Hand gehalten hatte, auf den Tisch. „Das schickt Ihnen Bill,“ erklärte sie. „Es wird Ihnen, glaube ich, beweisen, daß er wirklich auf nichts andres mehr Anspruch macht als darauf, von Ihnen als guter Bekannter behandelt zu werden.“

Mit leichtem Herzen, als habe sich die Welt plötzlich völlig verändert, schritt Lydia die braune Eihentreppe hinab in die Halle.

Dort fand sie Bill.

„Du warst bei ihr?“ murmelte er heiser — dann setzte er abrupt hinzu: „Nichts Neues?“

„O ja,“ erwiderte sie gleichmütig. — „Sie hatte sich, ehe sie mich zu sich hineinließ, die Augen gepudert, damit ich's nicht merken möge, wie vermeint sie war; sie hat ihre Reise aufgeschoben — und sie erscheint heute abend bei Tisch.“

Sechzigstes Kapitel.

Gertrud hatte das Päckchen geöffnet; sie hatte geahnt, was es enthalten würde — ein paar armselige Andenken, die Bill aufgehoben und offenbar als seine teuersten Heiligtümer geschätzt hatte — und alle ihre Briefe. Es waren ihrer nicht viele.

Sorgfältig mit einem Goldfädchen zusammengeknüpft, lagen sie da.

Eine Art Neugier wandelte sie an. Trauriger konnte ihr ja doch nicht mehr zu Mute werden. Sie knüpfte den goldenen Faden auf und begann in den Briefen zu blättern. — Der Zeitfolge nach geordnet, lagen sie da. Die ersten waren viel stärker zerknittert als die letzteren, die letzteren aber merklicher an den Rändern abgegriffen. Die ersten waren offenbar viel häufiger geküßt, die letzteren viel öfter gelesen worden. Sie fragte sich, warum das so gewesen war, und begann die vergilbten Blätter zu mustern.

In den ersten waren die Buchstaben viel kleiner gezeichnet, die Zeilen viel enger aneinander gerückt, der Schluß immer gekreuzt. Für die Unterschrift blieb gar kein Raum mehr übrig, höchstens für ein einziges G., das sich in einer Ecke zusammendrückte.

Der erste Brief, der nicht nur kürzer ausgefallen, sondern mit einem vollen „Gertrud“ unterzeichnet war, das war der Brief, den sie beendet nach dem ersten Besuch, den Lozonczyi ihr gemacht hatte. Von da an wurden die Briefe immer kürzer, die Zeilen standen weiter voneinander, die Unterschrift war deutlich und ausführlich, und an dem letzten Brief war eine halbe Seite unausgefüllt geblieben.

Sie begann in den Briefen zu lesen. Mit einem der ersten fing sie an. Eine ganze verschollene Lebensperiode schien vor ihr aufzuerstehen. Die stille, friedliche Existenz in der hübschen, soignierten, wenn auch für Gertruds ehemalige Gewohnheiten recht engen Wohnung auf dem Boulevard Malesherbes. Die Briefe waren nicht leidenschaftlich, aber sehr herzlich, von einem Hauch zärtlicher Zutraulichkeit durchweht. Sie schmiegte sich in diesen Briefen sozusagen an ihn wie eine kleine Lieblingschwester an einen älteren Bruder, von dem sie sehr verwöhnt worden ist. Sie erzählte ihm rückhaltslos jede unwichtige, rührende oder humoristische Einzelheit ihres täglichen Lebens. Sie waren sehr lieb und innig, diese Briefe, die noch vom Boulevard Malesherbes datierten. Sie legte sie seufzend beiseite und begann in denen zu blättern, die sie aus der Rue Notre Dame des Champs an ihn geschrieben hatte.

Die Tonart war völlig verändert. Die Zutraulichkeit fehlte — geschraubte, rasch abgefertigte Liebesversicherungen tauchten darin auf. Gertrud erschrak darüber, wie kalt, wie fremd diese Briefe waren in ihrer fahlen Unausführlichkeit. Sie begriff etwas, das ihr bis dahin entgangen war, nämlich, daß Bill auf den Ton dieser Briefe hin nicht nur berechtigt war, seine Verlobung mit ihr zu lösen, sondern daß er sie geradezu hatte lösen müssen.

Nicht einmal der armselige Trost, ihm eine Schuld beizumessen zu können, blieb ihr. Den reinigen Brief, den sie an jenem Weihnachtsabend an ihn geschrieben — den hatte er nie bekommen, den hatte sie verbrannt.

„Uebrigens,“ sagte sie sich, „hätte der im Grunde genommen nicht viel geändert, nur das, was kommen mußte, hinausgeschoben, die Herzlichkeit in dem Weihnachtsbriefe war ja doch nur — meinem Heimweh und meinem Unrechtsbewußtsein entsprungen — der Anfall wäre vorübergegangen und die weiteren Briefe wären dann doch wieder so öde geworden wie diese da.“ Sie beurteilte sich jetzt klar und scharf. „Ich war ja doch damals schon vergiftet,“ sagte sie sich.

Und plötzlich fiel ein neues Licht in ihre Seele, voll und grell! — „Ich hab' ihn nie wirklich geliebt,“ sagte sie sich — „nie, wie er geliebt zu werden verdient, sonst hätte das Gift keine Macht über mich gehabt!“

Sie stieß die Briefe von sich, betastete die armseligen kleinen Reliquien, die ihnen beige packt waren — ein paar trockene Blumen, ein verblaßtes, blaues Band, ein langer Gartenhandschuh. — Den Handschuh hatte sie getragen, als sie mit Bill vor seiner Abreise von Lindenheim ein letztes Mal den Park durchschritten — den hatte sie getragen, als er sie zum Abschied geküßt und ihr zugerufen hatte: „Du wirst sehen, daß ich dir die Heimat doch noch einmal zurückerobere! Aber es wird Zeit brauchen — wirst du den Mut haben, so lange zu warten?“

„Ja!“ hatte sie ihm erwidert und ihren Handschuh abgestreift, um ihm die bloße Hand darauf zu geben zum feierlichen Gelöbniß.

Zur Erinnerung daran hatte er sie gebeten, ihm den Handschuh zu schenken. „Armer Bill! Armer, lieber Bill! — O mein Gott! mein Gott!“ — und mitten in ihre große Qual schlich sich um ihr Herz ein warmes, weiches, selbstloses Gefühl voll unendlicher, fast mütterlicher Zärtlichkeit.

Wie hart ihn das Leben mitgenommen hatte, und wie gerne er sich's gefallen hatte lassen für sie — wie freudig und gläubig er ihr entgegengekommen war! Und ihn nicht belohnen dürfen für alles, was er ausgestanden hatte, sondern ihn von sich stoßen, ihm unsäglich wehe thun zu müssen!

Das weiche, warme Gefühl um ihr Herz wurde stärker, und plötzlich ging alles, was selbstsüchtig gewesen war in ihrer Qual, unter in einer heißen Flut stürmischen Mitleids für Bill.

Als der Gong eine halbe Stunde vor Tisch meldete, daß es Zeit sei, sich herzurichten, fühlte sich Gertrud von einer Aufregung erfaßt, die nicht ganz unangenehm war. Ja, sie wählte ihr Kleid mit Interesse aus und ordnete ihr Haar mit Sorgfalt. Ihr Herz pochte zum Zerspringen bei dem Gedanken, daß sie Bill begegnen solle. Beständig setzte sie in der Phantasie freundliche Worte zusammen — Worte, die sie an ihn richten konnte, ohne zu weit zu gehen. — Und immer ging sie zu weit und sagte sich, das ist zu viel, das darf ich mir nicht gestatten!

Die anderen waren bereits alle in der Halle versammelt, als sie erschien. Bill Stolzing saß an einem geschmückten, braunen Eichentisch und hatte eine Zeitung vor

sich ausgebreitet. Gertrud merkte sofort, daß er nicht laß — daß er auf sie gewartet hatte. Er saß ganz still, ohne sich zu rühren, nur die Augen schielten nach ihrer Seite hin. Erst als Lydia, welche im Vollbewußtsein ihres letzten Sieges geradezu vor Liebenswürdigkeit strahlte, ihm zurief: „Nun, Bill, raff dich auf, wir sind vollzählig“ — da erhob er sich.

Sämtliche Anwesende waren bei Gertruds Erscheinen verstummt. Sie merkte, daß man sie und Bill beobachte. Sie nahm ihre ganze Kraft zusammen, um unbefangen zu erscheinen, und als Lydia sich an sie wendete mit den vorher wohl überlegten und einstudierten Worten: „Ich brauche Ihnen vielleicht unsern neuen Gast nicht erst vorzustellen, Gertrud!“ da brachte sie mit einem tapferen Lächeln heraus: „O nein, Lydia, wir sind sehr alte Bekannte,“ und dann ging sie auf Bill zu und reichte ihm die Hand.

Ihre Unbefangenheit war täuschend gespielt; mit seiner Selbstbeherrschung war's nicht weit her. — Gleich darauf verfügte man sich zu Tische.

Die roten Wachskerzen in den schweren, alten Silberleuchtern warfen ihren bläulichen Schimmer weich und flimmernd über den niedrig gehaltenen Tafelschmuck von Malmaisonrosen und Heliothrop. Die Speisen waren vorzüglich, und Lydia hatte Champagner servieren lassen.

Gertruds Appetit regte sich. Das erste Lächeln war ihr schwer gefallen und das erste Wort. Jetzt plauderte sie geläufig und wußte es nicht mehr, wenn sie lächelte. Ein- oder zweimal wollte sie sich dazu zwingen, das Wort über den Tisch hinüber an Bill zu richten, das aber ging über ihre Kraft — kaum, daß sie die Lippen bewegen wollte, pochte ihr das Herz so, daß ihr die Hand davon zitterte und der Atem verging.

Nach Tisch jedoch, als sich während des allgemeinen Mahlzeitgrußes Bill kindisch um sie herumdrehte und offenbar nicht mit sich einig werden konnte, ob er ihr die Hand reichen dürfe oder nicht, da kam sie freundlich auf ihn zu und bot ihm ihre Rechte — und nachdem er sie genommen hatte, trat sie auch nicht zurück, sondern murmelte: „Ich danke Ihnen für Ihre Sendung, Bill — sie hat mich tief gerührt.“

Er wurde feuerrot. „Sie haben sie vielleicht gar nicht

erwartet," stotterte er — „Ihnen waren gewiß . . . diese Reliquien nicht so wichtig wie mir. Aber ich war immer ein Kleinigkeitskrämer!" Er blickte zu Boden.

„Sie waren immer der anständigste Mensch, den ich je gekannt habe!" entgegnete sie ihm warm — „mein ältester und verlässlichster Freund!"

Die andern waren von den beiden zurückgewichen — offenbar setzten alle voraus, daß sie sich etwas Wichtiges zu sagen haben mußten.

Bei Gertruds Worten hatte Bill seinen Kopf gehoben; jetzt sah er sie mit einem eigentümlichen, verwunderten, forschenden Blick an.

„Mein verlässlichster Freund!" wiederholte sie, und mit feuchten Augen und zitternder Stimme fügte sie hinzu: „Ich würde sehr enttäuscht sein, wenn Sie diese Stelle nicht auch weiter in meinem Leben einnehmen wollten."

Ein eigentümliches Lächeln trat auf sein noch immer schönes, wenn auch verfallenes und geschärftes Gesicht — ein Lächeln voll nachsichtiger Bärtlichkeit. Die Zähne schimmerten weiß zwischen den gutmütigen Lippen. „Sie sind doch immer noch dieselbe," sagte er kopfschüttelnd, „dieselbe Gertrud, die mir am Abend einen Korb gibt und den nächsten Morgen um sieben Uhr aufsteht, um mich zu fragen, ob's weh gethan hat!"

Einundsechzigstes Kapitel.

Die Tage kamen und gingen. Sie verschwanden wie im Traum. Ihr träumte, daß sie einander wiederfinden könnten in einer warmen, loyalen Freundschaft — und ihm träumte, daß noch alles gut werden würde.

Daß eine loyale Freundschaft auf eine so schiefe Basis zu stützen im Grunde auch nichts war als ein immenser Betrug, faßte sie momentan nicht. Ihr Denkvermögen war wie das aller echten Frauen sprunghaft, lückenhaft, impulsiv — manchmal sehr rasch, manchmal gänzlich stumpf. Unwillkürlich schob sie Dinge, die ihr wehe thaten, aus dem Kreis ihrer Betrachtung heraus, lebte im Augenblick.

Bill war sehr rücksichtsvoll und wich ihr aus. Es fing

an, sie zu verdrießen, daß er ihr zu viel auswich, daß er den Uebergang von der Liebe zur Freundschaft nicht schneller finden konnte. Er tummelte sich fast den ganzen Tag auf der Jagd herum und erschien nur bei den Mahlzeiten. Sie zählte die Stunden, bis sie ihn wieder sehen würde — und jeden Tag wendete sie etwas mehr Sorgfalt an ihre Toilette, und jeden Tag brach sie ungeduldig ein Stückchen von dem Zaun nieder, den sie zu ihrer Verteidigung, zu ihrem Schutz zwischen sich und ihm aufgerichtet hatte. Sie konnte es nicht aushalten, ihn traurig zu sehen. Das Mitleid für ihn wollte nicht zur Ruhe kommen, es regte alles in ihrer Natur auf, was am wärmsten, am tiefsten, am mütterlichen war. Sie zog ihn öfter und öfter, länger und länger ins Gespräch, sie mußte immer neue, liebe — „harmlose“ Worte zu finden, die ihn aufrichten konnten, ohne ihm irgend etwas zuzugestehen — was sie ihm nicht zugestehen durfte. Ihr Gewissen, von den Sophismen be-
stochen, über welche Frauen bei solchen Gelegenheiten stets verfügen, regte sich um jene Zeit nicht und wartete eine Gelegenheit ab, sie doppelt zu quälen. Sie war fest überzeugt davon, nichts Unrechtes zu wollen — ihr verlangte nur nach seiner Freundschaft — sie sagte sich, daß sie ganz beruhigt sein würde, wenn auch er in dieser Freundschaft seinen endgültigen Trost, seine innerste Befriedigung gefunden haben würde. Und dabei horchte sie immer unruhiger auf seinen Schritt, wenn er, von der Jagd heimkehrend, an ihrer Thüre vorüberkam, und das warme, liebe, weiche und ein wenig ermattende Gefühl, das, von ihrem Herzen ausgehend, ihr alle Adern durchschlich, wurde immer stärker.

Lydia ließ den Dingen ihren Lauf und lächelte siegesgewiß.

Und der letzte Tag kam. Am Nachmittag fragte Lydia bei ihr an, ob sie sich denn nicht erweichen lassen wolle, länger zu bleiben, ob sie wirklich abreisen müsse.

Vielleicht hatte Gertrud gehofft, daß Lydia den Reiset-
termin vergessen würde; es war auch gar nicht üblich noch gastfreundlich, so direkt zu fragen: „Wann reisen Sie?“

Aber Lydia mußte es wissen wegen der Pferde — man hatte immer Pferdenöte und Schwierigkeiten in Linden-

heim — das wenigstens gab sie vor, um die Direktheit ihrer Frage zu entschuldigen.

Gertrud wurde totenblaß, zögerte einen Moment und sagte dann: sie bedauere unendlich, sie könne aber ihren Aufenthalt wirklich nicht weiter verlängern, sie müsse durchaus reisen.

Hierauf erklärte Lydia ganz freundlich und als ob nichts wäre, wenn sie denn absolut fort müsse, könne man sie natürlich nicht halten — es sei ja ohnehin schon sehr liebenswürdig gewesen, daß sie sich hatte bestimmen lassen, wenigstens diese Tage zuzugeben. Lydia dankte ihr dafür und ging.

Raum hatte sich die Thür hinter ihr geschlossen, so bemächtigte sich Gertruds eine bodenlose Traurigkeit. In ihrer Seele war eine unklare Dämmerung, durch die Jugenderinnerungen schwebten hier ein Bild und dort eines, dazwischen klangen Melodien auf — Melodien von Liedern, die sie ihm als junges Mädchen vorgesungen — sie sah ihn übermütig, lebensfroh, ein klein wenig stückerhaft, kaum merklich von den Vorurteilen seiner Rasse befangen und sah ihn, wie er jetzt war — gealtert, abgearbeitet — aber unendlich edler, rührender als er es je früher gewesen war, einen Mann, der Jahre seines Lebens darangesetzt hatte, sich sein Glück zu erobern, und der, als er sich endlich durchgerungen bis an die Stelle, wo er es erwartet, nichts als Elend gefunden hatte! Sie wurde wie wahnsinnig bei dem Gedanken.

Das Diner war vorüber, das letzte Diner in Lindenheim für Gertrud. Man trank den schwarzen Kaffee in der Halle — die Lindner sprach mit Herrn Sonnenberger über Wagner, Lydia hatte sich zurückgezogen, um mit ihrer Mamsell für den nächsten Tag das Menü zu entwerfen, und Anna Marie hatte sich an das Klavier gesetzt und spielte halblaut Walzer von Strauß; Gertrud und Bill standen jedes an einem Ende der Halle, blickten abwechselnd nacheinander hin, und dann wieder voneinander weg.

Er sah ernst aus und sie sehr unruhig.

Mit einemmal setzte er seine Kaffeetasse nieder, ging gerade auf sie zu und sagte: „Also morgen verlassen Sie uns!“

„Ja,“ erwiderte sie, „ich kann meine Abreise wirklich nicht länger verschieben!“

Sie hatte gehofft, daß er etwas einwenden würde, aber er blieb stumm. Ihre innere Unruhe vermehrte sich. Die ganze Zeit hatte sie gefürchtet, er würde den Abschied zu schwer nehmen; jetzt erschrak sie bei dem Gedanken, daß er ihn zu leicht nehmen könne.

„Ich hoffe, daß wir als gute Freunde voneinander scheiden, Bill,“ murmelte sie. „Sie dürfen wirklich nicht glauben, daß ich Sie nicht nach Ihrem großen Wert schätze!“

Er schnitt ihr mit einer etwas kurzen Gebärde die Rede ab. „Liebe Gertrud, sprechen wir nicht davon,“ entgegnete er ihr. „Sie können doch nicht verlangen, daß mir diese nüchterne Wertschätzung Vergnügen machen soll. Ihr Freund werde ich immer bleiben, und wenn Sie mich einmal nötig haben, so brauchen Sie nur ein Wort über den Ozean hinüberzusenden, ich komme augenblicklich und stelle mich Ihnen zur Verfügung.“

„Ueber den Ozean . . .“ stotterte Gertrud, „Sie wollen wirklich nach Amerika zurück?“

„Sie glauben doch nicht, daß ich das Leben aushalten könnte in Europa unter den Umständen?“

„O Bill! . . .“ erwiderte sie.

„Hatten Sie's anders gedacht?“ fragte er mit dem guten, nachsichtigen Lächeln, mit welchem er alle ihre Verkehrtheiten hinzunehmen pflegte, selbst wenn er noch so sehr darunter litt.

Anna Marie spielte noch immer leise und weich — jetzt nicht mehr einen Walzer von Strauß, sondern „Les papillons bleus“ von Waldeufel.

Bill wendete den Kopf — den Walzer hatte er vor mehr als zehn Jahren auf einem Ball nach einem Offiziersrennen mit Gertrud getanzt. Er erinnerte sich — sie erinnerte sich auch.

Immer mehr verlangte ihr nach einem zärtlichen Abschluß dieses Lebensabschnittes.

„Mir ist sehr leid, daß wir auseinandergehen müssen, Bill . . . und ich hab' mir den Kopf zerbrochen darüber, wie ich Ihnen zum Abschied eine kleine Freude bereiten könnte . . .“

„Die alte Gertrud,“ murmelte er, „so ganz und gar die alte Gertrud!“

Anna Marie spielte noch immer „Les papillons bleus“



— mit jedem Ton traf sie Gertrud ins Herz — aber nicht böse, sondern schwermütig, teilnahmsvoll — es war, als ob warme Thränen auf ihr Herz niedersanken.

„Nun, da Sie die alte Gertrud gern gehabt haben,“ stammelte sie jetzt ganz leise und mit dem Weinen kämpfend, „so hab' ich Ihnen etwas mitgebracht, was Sie an die alte Gertrud erinnern soll. Das Bildchen heben Sie sich auf um der alten Gertrud willen!“

Die Thränen rollten ihr unbehindert über die Wangen, während sie sprach. Sie konnte sie nicht mehr zurückhalten. Dann reichte sie ihm die halb verblaßte Photographie ihres ehemaligen „Ich“, die sie am Abend ihrer Ankunft in Lindenheim in ihrem Boudoir gefunden.

Er zuckte zusammen; lange betrachtete er das Bild. „'s ist ungemein ähnlich,“ sagte er — „wie gut ich mich an die Zeit erinnere, in der Sie so aussahen — damals, als wir jenen Walzer miteinander tanzten (mit einer halben Kopfwendung nach Anna Marie) — weiß Gott, daß ich das Bildchen schätzen werde, wenn es mir auch nicht vergönnt war . . .“ Statt alles weiteren nahm er ihre Hand und sagte heiser: „Herzlichen Dank, und Gott behüte Sie, Gertrud!“

Noch einen freundlichen Händedruck . . . da plötzlich merkten sie beide, daß sie beobachtet wurden — Lydias schöne Augen glänzten nach der Fensternische hin, in welcher sie standen. Eine große Verlegenheit lähmte sie beide. Sie lächelten sich zu und gingen auseinander.

Und jetzt überkam Gertrud eine fürchterliche Aufregung — das Gefühl, etwas verfehlt, etwas unrettbar verloren zu haben. Es war ihr schrecklich gewesen, das Gespräch mit ihm abzubrechen — und doch — was auf der Welt hätte sie ihm noch sagen dürfen!

Herzlicher, freundlicher hätten die letzten Worte gar nicht sein können — warum hatte sie die Empfindung, daß alles ganz verkehrt abgelaufen, daß ihr etwas mit Gewalt entrissen worden war! — Alles in ihr schrie vor Schmerz, vor Sehnsucht — es war etwas wie das rasende Heimweh, das sie nach Lindenheim getrieben, nur noch viel intensiver, stärker, dringender verlangender.

Um einiges später fragte Lydia, von ihrer häuslichen Konferenz zurückkehrend: „Wo ist Gertrud, hat sie sich schon zurückgezogen?“

„Ich glaube, sie ist in den Park hinausgegangen,“ meinte Fräulein Lindner.

„So wie sie war, in dem leichten Kleid? Das ist ja ein Selbstmord,“ ereiferte sich Lydia. „Das Wetter ist plötzlich umgeschlagen, es ist bitter kalt draußen, ich muß ihr einen Ummwurf bringen.“

Und sie nahm ein weißwollenes Mäntelchen von der Lehne eines Stuhles und machte Miene, damit hinauszueilen. Da legte Bill die Hand auf ihren Arm — „laß mich gehen,“ stotterte er. Er war feuerrot im Gesicht und sah von ihr weg.

Sie überließ ihm die Hülle, und er ging.

Ja, das Wetter war umgeschlagen. Der Herbst schrie in den Bäumen und bog ihre Kronen hin und her und entriß ihnen massenweise das Laub, das zu müde war, um sich zu wehren, obzwar es bei Tag noch ganz grün erschien.

Bill sagte sich: „Wenn ich sie dort finde — dort, dann reißt mir sie weder ein Gott noch ein Teufel mehr aus dem Arm!“

Er ging immer rascher an den flimmernden Gartenlaternen vorbei, lief fast auf die Linde neben der Nidder zu.

Ein Wimmern, ein halbersticktes, menschliches Wimmern mischte sich plötzlich in das Tosen des Windes — und dort, eng zusammengekauert zu Füßen der Linde, schluchzend das Gesicht in den Knien . . . „Gertrud! meine Gertrud!“ jubelte er, riß sie empor und küßte sie, küßte sie, bis ihr fast der Atem verging — „jetzt hab' ich dich!“ jauchzte er — „und diesmal gilt's! . . .“

Und sie? . . . Sie schlang beide Arme um seinen Hals und schmiegte sich an ihn wie ein wegmüdes, wundes, verirrtes Kind an die Mutter, zu der es endlich den Weg zurückgefunden hat.

Sie konnte die Kraft nicht mehr aufbringen zum Widerstande. Sie wollte sie nicht mehr aufbringen — sie war bereit, zu schweigen, zu lügen, zu betrügen — nur, um ihn glücklich zu machen. Sein Glück sollte ihre Sühne sein!

Als sie in die Halle zurückkehrte, ging Bill einfach auf Lydia zu und sagte: „Sie reißt nicht!“

Und Lydia lächelte ihr triumphierendstes Lächeln und versicherte ruhig: „Das habe ich vorausgewußt, ich habe auch gar keine Pferde bestellt!“ Dann, sich zu Gertrud wendend, fügte sie hinzu: „Aber warum haben Sie sich denn so lange gewehrt, Sie Abscheuliche! 's ist nur in englischen Leihbibliothekromanen, daß die Heldin den armen Helden bis zum letzten Kapitel des dritten Bandes zappeln läßt!“

Gertrud blieb stumm und lächelte glückberauscht — sie mußte es kaum mehr, warum sie sich so lange gewehrt hatte!

Inviundsechzigstes Kapitel.

Ein paar Stunden mochte Gertrud geschlafen haben, als eine Unruhe, die sich langsam in ihrem ganzen Körper verbreitete, sie weckte. Sie hatte die Unruhe deutlich gespürt im Traum. Der krächzende, heisere Schrei eines Ränzchens machte dem Traum ein Ende und schreckte sie ins Bewußtsein hinein.

Jetzt war sie ganz wach — das späte Mondlicht färbte bleich und traurig durch die Jalousieen und zeichnete schmale Streifen auf den Boden. Das weiche, warme Gefühl war fort, und die Unruhe wurde immer größer.

Es war eine Unruhe, die einen Schmerz wach quälte, einen großen, schreienden Schmerz. Der Glücksrausch, der ihr Gewissen betäubt, ihr Denken verwirrt hatte, war verschwunden. Starres Entsetzen hatte ihn abgelöst. Die ganze Ungeheuerlichkeit der Situation sprang ihr in die Augen — das Mißbehagen in ihr wuchs — und wuchs. Es war wie eine Schlange, die sich, eng zusammengewunden, unter Blüten versteckt hätte, und die sich jetzt langsam aufrollte und sich mit gähnendem Rachen und unentrinnbarem Blick an sie heranringelte.

„O mein Gott! Was hab' ich gethan!“ stöhnte sie — „und jetzt kann ich nicht mehr zurück — kann nicht!“

Dann bäumte sich etwas in ihr gegen das aufbegehrende Gewissen — sie trachtete es durch nüchterne Vernunftgründe zum Schweigen zu bringen. „Wäre es nicht einfach frank-

haft, mich und ihn zu Grunde zu richten, hauptsächlich ihn — denn ich bin mir selber nebensächlich dabei — ihn zu Grunde zu richten, und mein ganzes Leben unfruchtbar brach zu legen eines spitzfindigen Gewissenskrupels halber? Wie viele Frauen heiraten, nachdem sie sich für Schmälicheres zu schämen hatten als das, was mir in der Erinnerung brennt! — Heiraten — und werden der Segen ihrer ganzen Umgebung!“

Sie fing an, mit ihrem Gewissen zu disputieren wie mit einem regelrechten Ankläger.

Theorieen, welche, die Keuschheit geradezu verhöhrend, hauptsächlich in der englischen Fraktion des Chimäristenviertels von den Aposteln der neuen, freien Lebenslehre massenhaft durchsprochen worden waren, kamen ihr bei diesem Disput zu Hilfe. Der Wert, den man auf die Reinheit eines Mädchens legt, war ein hirnverbrannter, engherziger Aberglaube, ja, noch mehr — ein Verbrechen, das man an ihrer freien Entwicklung beging. Die Frau hatte das Recht, ebenso frei zu leben wie der Mann. Die alte Anschauung war ein überwundener Standpunkt, ein barbarisches Ueberbleibsel langsam absterbender Vorurteile christlicher Sklavenmoral.

Man kannte seinen Niezsche im Chimäristenviertel oder wenigstens kannte man von seiner unmenschlichen Uebermenschenlehre alles, was einem zu wissen bequem war. Einige unter den Chimäristen behaupteten freilich, der Uebermensch sei ihnen nichts Neues, den hätten sie schon längst in Stendhal kennen gelernt, nur freilich war er von Stendhal als interessanter Einzelfall bewundert und geschildert — aber nicht als nachahmungswürdiges Beispiel hingestellt worden, was einen großen Unterschied ausmachte.

Wie weit sich ihre Gedanken in die Vergangenheit verloren, was alles aufwachte in ihr — Erinnerung an die alten Zigeunerzeiten, in denen diese junge, wilde, gärende Weisheit von allen Seiten ihre schwankende Seele umstürmt hatte!

Luiſe Moreau, mit der Gertrud einmal viel später diese Theorieen und die Uebermenschenmoral durchsprochen, hatte ihr kurz und bündig geantwortet: „Das sei eine Moral für das Vieh!“ — Une morale pour les animaux! — Ein Tier sei auch gar nicht unverschämt, wenn es seinem

Triebe folge, ebenso wie ein Wilder nicht unanständig sei, wenn er nackt herumgehe. Aber ein Europäer, der in diesem Zustande durch zivilisierte Gegenden spazierte, würde sich darin weder ästhetisch noch dezent ausnehmen.

Ihr Kopf wurde wirr und müde — der logische Disputationszweifampf mit ihrem Gewissen wurde matt — das Gewissen siegte jetzt, langsam, aber sicher siegte es. Was kümmerte sie's, welche Ansichten die Chimäristen bezüglich Moral und Keuschheit hatten! Die Hauptsache in diesem Fall waren die Ansichten Bill Stolzings, und wie sie sich zu ihrer Vergangenheit verhalten würden, wenn er von dieser Vergangenheit wüßte. Er währte, seine Lippen an einen klaren, reinen Quell zu setzen — und der Quell war ein Brunnen, in dessen Tiefe eine Leiche faulte! Das ließ sich nicht ableugnen!

Der Schweiß stand ihr auf der Stirn in dicken, kalten Tropfen, wie sie den Menschen der Todeskampf abpreßt. Sie dachte wirklich nicht mehr an sich, nur an ihn. Und so rang sie in trostloser Verzweiflung zwischen dem Zwang, ihn zu betrügen oder dem, ihn zu vernichten.

Dreihundsechzigstes Kapitel.

Jetzt war Gertruds Brautstand acht Tage alt. Mit jedem Tage war sie bleicher und hinfälliger geworden. Man fing an, über ihr sonderbares Wesen Bemerkungen zu machen. Andre Bräute blühten auf — sie welkte dahin. Es war ganz und gar unerklärlich. Selbst Lydia stellte manchesmal aus dem hellen Siegesjubel heraus, welchen ihr die Verlobung entlockt hatte, über Gertruds Seltsamkeiten Betrachtungen an.

Nur Bill grübelte nicht weiter über die Ursache ihrer blassen Wangen und heißen, eingesunkenen Augen nach. Für ihn war sie einfach krank, wahrscheinlich überarbeitet durch ihre Kunst, und jetzt brach sie zusammen. Sie mußte gepflegt, geschont, gehätschelt werden, und er pflegte, schonte und hätschelte sie von früh bis abends, und sehnte sich unsäglich nach dem Augenblick, wo sie sein unbeschränktes, unantastbares Eigentum geworden und es ihm in Folge-

dessen beschert sein würde, sie noch ganz anders zu vermöhen, beruhigen, jede Aufregung von ihr fernhalten zu dürfen. Sie liebte ihn — das war ihm genug, nach etwas anderm fragte er nicht. Sie liebte ihn.

Ob sie ihn liebte! . . .

Sie wußte jetzt ganz gut, daß sie ihn früher nicht eigentlich geliebt, sich wirklich nur aus Angst vor einer Verbindung mit Herrn Zoller und Verzweiflung über den Verlust der Heimat in seine Arme geflüchtet hatte. Aber jetzt liebte sie ihn! Wie sie ihn liebte! Sie hätte sterben wollen für ihn! — Und sie konnte nichts für ihn thun als . . . ihn betrügen! — Sie war dem Wahnsinn nahe.

Bei Tage ging es noch an — seine Zärtlichkeit wirkte auf sie wie eine süße Betäubung, in der ihre qualvolle Angst und Verzweiflung allmählich einschliefen. Der Zauber seiner Nähe war so groß, daß er alle Gespenster aus ihrer Seele verbannte. Aber die Nächte waren fürchterlich. Ihre alte Schlaflosigkeit war von neuem über sie gekommen, und zwar in einer so schrecklichen Form, wie sie dieselbe früher noch nicht gekannt hatte. — Bei Tage schleppte sie sich kaum vor Müdigkeit — sie stürzte abends fast auf ihr Bette nieder, von einer ungeheuren Schläfrigkeit übermannt. Doch kaum hatte sie die Augen geschlossen, so kam ein heißes, brennendes Angstgefühl, das ihr am ganzen Körper hinaufschlich, das sie am Halse würgte, das ihr die Haare in die Höhe trieb. Eine scheußliche Vorstellung jagte die andre. — Als sie sich entschlossen hatte, ihn zu betrügen, hatte sie gewähnt, es läge ausschließlich bei ihr, ob sie ihr Geheimniß preisgeben oder bewahren wolle.

Jetzt fragte sie sich, ob es nicht durch einen Zufall aufgedeckt werden könne? Sie grübelte und grübelte — eine schreckhafte Möglichkeit nach der andern tauchte in ihr auf.

Sie grub sich die Nägel in die Haare, sie biß sich die Zähne in die Lippen, sie versteckte ihr Gesicht in den Kissen, um nicht laut aufzuschreien. In ihren Gliedern brannte es wie Feuer, und schließlich sprang sie aus dem Bette, riß das Fenster auf und ließ die Nachtluft hereinstreifen. Die Nächte waren jetzt sehr kalt.

Dann durchfröstelte sie's. Das Frösteln bezeichnete gewöhnlich die Krisis ihrer Aufregungen. Wenn ihr anfang, kalt zu werden, beruhigte sie sich. Sie kroch in ihr

Bett zurück, und wenn es gut ging, so schlief sie gegen Morgen für eine Stunde ein.

Aber es gab auch Nächte, wo sie nicht einmal die eine Stunde schlief. Bill sowohl als Lydia wollten nichts davon hören, daß sie zu ihrer gewöhnlichen Zuflucht, dem Sulphonal, greifen möge. Sie konnte sich keines verschaffen, und das Schächtelchen, welches sie aus Paris mitgebracht hatte, konnte sie nicht finden.

Es war Anfang Oktober; ein grauer, windiger, unfreundlicher Tag.

Bill hatte seine Cousine gebeten, sie möge Feuer machen lassen in dem großen Kamin in der Halle, an dem er so oft mit Gertrud gegessen in jener wunderschönen Weihnachtszeit, als sie noch ein ganz junges, übermütiges Mädchen gewesen war. Lydia gewährte ihm natürlich seine Bitte, und als die dicken Holzflöße dann, von den Flammen umzüngelt, in der marmornen Umrahmung der Feuerstelle frachten und prasselten, da hatte er seine Freude daran wie ein kleines Kind.

Er stierte nur, wie sich Lydia lächelnd ausdrückte, alle Leute aus der Halle hinaus, weil er diesen Raum für sich und Gertrud allein behalten wollte. Und die Leute thaten ihm den Willen und gingen. Anna Marie machte eine Ausfahrt nach Homburg, wo sie ihre alte Freundin Baronin Brock besuchen wollte, und Fräulein Lindner studierte mit Herrn Sonnenberger Duette ein.

Bergnügt über das ungestörte Beisammensein mit der Geliebten, schob Bill einen mächtigen Lederfauteuil an das Feuer heran und drückte Gertrud mit sanfter Gewalt hinein, indem er sie bei beiden Schultern nahm und auf die Augen küßte. Dann setzte er sich auf etwas Niedriges neben sie und nahm ihre Hände in die seinen. „Wieder so schlecht geschlafen, mein Liebling?“ begann er.

„Es war etwas besser heute, Bill,“ erwiderte sie ihm.

„Ich zähle die Tage, bis du mein bist!“ rief er; „du wirst sehen, wie schnell ich dich gesund mache, wenn ich dich einmal hab'. O Gertrud! Gertrud! — zu denken, daß ich mir mein Glück endlich doch erobert habe! Manchmal fahr' ich plötzlich aus dem Schlaf und frage mich, ist's denn wahr? — Mein Engel, mein Liebling! — Aber so bleich sollst du nicht sein!“ und plötzlich kniete er zu ihren

Füßen nieder, umschlang sie mit beiden Armen und fragte, zwischen zwei Küßen flüsternd, „ob sie denn nicht auch finde, daß das Leben wunderschön sei.“

Sie blieb stumm, aber sie blickte ihm in die Augen und lächelte.

Ihre alte Gewohnheit, unangenehme Dinge in die Ferne zu schieben, machte sich geltend. Es war alles so hell, so freundlich um sie herum und so unvergleichlich lieb und anheimelnd! — Anheimelnd! Bill hatte Lindenheim seine Seele eingehaucht, und jetzt war es endlich wieder die Heimat, die liebe, wirkliche Heimat geworden.

Der Kamin rauchte ein wenig, wie jeder Kamin, wenn im Herbst zum erstenmal Feuer darin angezündet wird, aber das brennende Holz duftete süß, und das Feuer flammte hell und lustig und warf übermütige Lichter in jeden Winkel der immer ein wenig düsteren Halle hinein.

Und er kauerte zu ihren Füßen und küßte ihre Hände und flüsterte ihr liebe Dinge zu und fragte sie, ob sie sich noch an dieses erinnere und an jenes.

Ja, sie erinnerte sich — aber sie erinnerte sich auch noch an andre Sachen. Und ganz plötzlich fing sie an, ihm von der Angst und Not ihres Lebens im Chimärstenviertel zu erzählen, mit fieberhaften Augen und hastig überstürzten Worten — von dem Weihnachtsabend, an dem sie den schrecklichen Brief von ihm erhalten. — Dann erzählte sie von dem Brief, den sie an jenem selbigen Weihnachtsabend an ihn geschrieben und in der Flamme des Christbaumferzleins verbrannt hatte.

Bleich und bekümmert sah er ihr ins Gesicht — jedes ihrer Worte schnitt ihm ins Herz. „Mein armer Liebling!“ murmelte er ein um das andere Mal — „mein armer Liebling! Werd' ich dich je entschädigen können für alles, was du damals durchgemacht hast?!“

„Nie!“ sagte sie heiser, und es war etwas Stieres in ihrem Blick — etwas Böses, Anklagendes. Gleich darauf schlang sie beide Arme um seinen Hals und schluchzte.

„Hm! hm!“ hörten die beiden Verliebten jemanden hinter ihnen. Aufsehend, erblickten sie Lydia, die ein Telegramm in der Hand hielt.

„Dick Grant hat sich angekündigt,“ meldete sie. „Er bittet um Pferde zum Bieruhrzug.“

Vierundsechzigstes Kapitel.

Und jetzt war Dick Grant angekommen, um eine Viertelstunde früher als man erwartet hatte. Das rührte daher, daß er dem alten, in Ehren ergrauten Kutscher eine Lektion im Kutschieren gegeben hatte. Die Pferde waren unter den Umständen zweimal so rasch gelaufen als sonst. „Du weißt, ich bin immer vor meiner Zeit voraus,“ erklärte er seiner Base und bewies dies auch sofort, indem er in der Konversation herumsauste wie ein feder, junger Frühlingswind, der nichts respektiert und den ehrwürdigsten Persönlichkeiten die Hüte von den Köpfen herunterreißt. Er war guter Laune und hatte momentan gar keinen Spleen. In der Halle, in welcher man ihn wie alle der Hausfrau befreundeten Gäste empfing, waren bei seiner Ankunft nur Lydia, Bill und Gertrud anwesend. Diese beiden letzteren hatte er nicht in Lindenheim zu finden erwartet. Er äußerte seine Ueberraschung in der schmeichelhaftesten Weise, schüttelte Stolzling kräftig die Hand und küßte die Hände der Damen, wozu er lachend bemerkte, daß er sich gerne fremde Sitten aneigne, wenn sie ihm zusagten. Die Verlobung erriet er auf den ersten Blick und gratulierte beiden Teilen dazu ausgiebig.

„Und ihr drei Glücklichen wohnt allein in diesem verwünschten Schloß!“ rief er aus. „Doch nein,“ und mit einer leichten Kopfwendung horchte er nach der Richtung hin, aus der jetzt: „Ich wollt', meine Liebe ergösse sich,“ ertönte — gesungen von einem schwachen Sopran und von einer mit gefühlvollem Gaumenansatz behafteten Tenorstimme.

„Was ist denn das?“

„Unser zweites Verlobungspaar, Herr Sonnenberger und Fräulein Lindner, die sich gestern die Hand gereicht haben zum Bunde durchs Leben,“ erklärte Lydia.

„Sapristi! — das ist ja eine Epidemie,“ rief Dick.

„Was willst du? — Die Stimme der Natur!“ sagte achselzuckend Lydia.

„Schade, daß die Stimme der Natur mitunter so häßlich klingt!“ meinte mit einer Kopfwendung nach der

Richtung, von wo die Musik erklungen war, Bill, und fraute sich humoristisch das linke Ohr.

„Ja, es ist schade,“ gestand Dick — „die Zivilisation hat zwar ihr Möglichstes gethan, ihre Rauheiten zu mildern und ihr das *bel canto* beizubringen. Aber leider — leider!“ er legte die Hand auf das Herz — „ist die Natur bisher noch immer stärker als ihre Meisterin — und im gegebenen Fall spottet sie der Dressur und schreit: „Woher — woher tönt dieser Mißklang durch die Welt?“

„Nach deiner soeben kundgegebenen Theorie thäte die Zivilisation ihr Möglichstes, den Mißklang zu lösen,“ bemerkte Lydia — „meiner Ansicht nach verschärft sie ihn.“

„O Gott, nein! — Sie verschärft nur unser Gehör,“ stöhnte Dick, indem er sich mit einer ausdrucksvollen Geste beide Ohren zuhielt. Dann fuhr man noch ein Weilchen so fort, munter zu plänkeln und Wiße zu machen, bis ein Wagen vor das Schloß rollte und gleich darauf Anna Marie von Hohleisen erschien. Sie war verdrießlich, weil sie etwas in dem Eisenbahnwaggon vergessen hatte. Uebrigens gestand sie es gleich, daß sie noch etwas andres präoccupiere — sehr unangenehm präoccupiere. Sie wolle es den Herrschaften mitteilen, sagte sie, sobald sie sich ihrer Sachen entledigt haben würde in ihrem Schlafgemach.

Als sie herunterkam, lächelte sie erst alle Anwesenden verbindlich an, setzte sich an den Kamin, streckte die Füße fast ins Feuer, rieb sich die Hände — dann sich plötzlich Gertrud zuwendend, bemerkte sie: „Sie kannten die Lindner doch in Paris, wenigstens sagte sie mir, sie hätten beide zusammen längere Zeit im selben Hôtel gewohnt. Hatte die Lindner einen guten Ruf?“

Gertrud zuckte zusammen, als ob der Blitz vor ihr in den Boden gefahren wäre. „Ich . . . ich habe nie etwas gehört, was dagegen spräche,“ murmelte sie.

„Ach, die Sache ist mir sehr unangenehm,“ erklärte Anna Marie, „ich werde nämlich in der dümmsten Weise von der Welt in Mitleidenschaft gezogen. Der gute Sonnenberger scheint ja mörderisch in die Lindner verschossen. Es ist recht merkwürdig, aber solche Sachen kommen vor. Er hat auch bereits brieflich seinen Leuten von der Pianistin vorgeschwärmt und seiner Mutter mitgeteilt: entweder die oder keine. Nun ist er der Sohn sehr braver Leute —

seine Mutter ist eine Jugendfreundin von mir, und gestern erhielt ich einen Brief von ihr, mit der Bitte, ich möge Erkundigungen einziehen über die Vergangenheit der Pianistin."

Anna Marie seufzte ärgerlich, dann verstummte sie.

"Eine leidige Geschichte," meinte mit gerunzelten Brauen Lydia — "niemand spielt gern den Angeber."

"Das ist allerdings richtig," bemerkte Bill nachdenklich, und Dick Grant fügte mit Entschiedenheit hinzu: "Ich kenne Fräulein Lindner nicht — nicht näher wenigstens, aber das eine weiß ich: ich an Ihrer Stelle, gnädiges Fräulein, würde keine Erkundigungen einziehen. Wenn mich die Menschen in solchen Fällen bitten, Erkundigungen einzuziehen, thue ich einfach mein Mögliches, nichts zu erfahren."

"Das ist auch mein System," erklärte Anna Marie, "darum wollte ich die Sache einfach auf sich beruhen lassen. Das Traurige ist, daß ich durch einen Zufall mehr erfahren habe, als mir zu wissen irgend angenehm ist. Meine Freundin Brock — du weißt, Lydia, sie ist die Mutter des armen, kleinen Geigers, der sich die Hand verspielt, aber glücklicherweise unlängst einen musikalischen Gesellschafterposten bei einem russischen Prinzen erhalten hat — also meine Freundin Brock fragte mich natürlich alles Mögliche, auch wer gerade in Lindenheim sei. Als ich Fräulein Gertruds erwähnte, leuchtete ihr Gesicht auf — sie bat mich, dieselbe vielmals herzlich zu grüßen — und als ich von der Lindner anfang, verfinsterte sich ihr Blick, und sie räusperte sich und zuckte mit den Achseln und riet mir schließlich, nicht zu intim zu werden mit ihr, denn . . . nun, hübsch ist die Geschichte nicht . . . die Brock und die Lindner lebten eine Zeit lang im selben Garni, und einmal, als der kleine Brock in der Nacht, das heißt so gegen vier Uhr morgens, Herzkrämpfe bekam, und die Mutter nach Hilfe suchte, begegnete ihr auf der Treppe ein Mann, der offenbar aus dem Zimmer der Lindner trat . . ."

Gertrud war feuerrot geworden. "Aber gnädiges Fräulein!" rief etwas vorwurfsvoll Bill, den es verdroß, daß man eine derartige Geschichte vor seiner Braut erzählt hatte; dann, lachend die Hand vor das heiße Antlitz des jungen Mädchens haltend, rief er: "Na, mein Engel, für

eine Künstlerin bist du herzlich empfindlich — ich freu' mich darüber — mir sind junge Damen, die nach dieser Richtung hin zu philosophisch denken, beinahe so zuwider wie Damen, die ohne eigentliche Berechtigung prüde thun!"

"Aber es ist ja alles ein dummes Geflatsch," ereiferte sich Gertrud; ihre Stimme klang rau, und ihre Lippen hatten Mühe, die Worte zu formen — „ob früher oder später etwas gegen die arme Lindner einzuwenden war, weiß ich natürlich nicht, aber damals, im Hotel du Vatican, hat sie keinen Anlaß zu übler Nachrede gegeben!"

Eine etwas drückende Pause folgte diesen mit großer Erregung gesprochenen Worten; Bill fuhr seiner Braut liebevoll und beruhigend über das Haar, Lydia klapperte mit den Theetassen herum, und Anna Marie schneuzte sich. Nach einer Weile bemerkte Dick Grant, welcher als der Kaltblütigste auch der Schlagfertigste unter den Versammelten war, zu Anna Marie: „Ich kann nur wiederholen, näher untersuchen würde ich die Sache nicht und der neugierigen Mutter des Herrn Sonnenberger nur im allgemeinen das Beste sagen über die Braut. Dieser Nachtwandler in einem vielbewohnten Pariser Garni bedeutet nichts. Aber auf meine, leider nur flüchtige Bekanntschaft mit der obgenannten liebenswürdigen Pianistin hin, möchte ich fast behaupten, daß sie nicht, ohne nützliche Erfahrungen gesammelt zu haben, durchs Leben gegangen ist. Vierzig ist sie mindestens, und sie ist viel zu sentimental, als daß sie hätte vierzig Jahre alt werden können ohne ein kleines Abenteuer. Da sie aber offenbar nicht im mindesten von Gewissensbissen behelligt wird, sondern fest davon überzeugt ist, immer gut, edel und . . . streng uneigennützig gehandelt zu haben — so kann sie doch noch eine ganz tüchtige Lebensgefährtin für den armen Sonnenberger abgeben. Die Hauptsache ist, daß er nichts Schlimmes über sie erfährt!"

„Also Sie finden, daß dies die Hauptsache ist?" seufzte Anna Marie.

„Entschieden! Ich bitte Sie — ich sah einmal, wie einer Engländerin in Zürich im Hotel X * * * plötzlich schlecht wurde, weil sie eine Fliege in ihrem Kaffee entdeckte, nachdem sie davon getrunken hatte. Dieselbe Engländerin hatte ich tags zuvor einen Teller Suppe ver-

zählen sehen, aus dem der Kellner eine viel größere Fliege eben erst heimlich entfernt hatte, und noch obendrein mit seinen eigenen unsauberen Fingern. Die Suppe ist ihr ganz gut bekommen!"

"Bleibt noch immer die Gefahr, daß sie später von der appetitlichen Episode erfahren hätte!" entgegnet Bill.

"Du meinst, das hätte nachträglich doch noch eine Ohnmacht zur Folge haben können," bemerkte humoristisch Dick. "Solche Sachen sind allerdings vorgekommen — aber es gibt Geheimnisse, die sehr tief in der Vergangenheit begraben liegen — und Kellner, die nie bei ihrer Fliegenvertilgung beobachtet worden sind!"

"Ich muß gestehen, daß ich dich ein wenig arg fin de siècle finde, Dick," sagte Lydia — „du fertigst die ernstesten Lebensfragen doch etwas zu leichtfertig ab!"

"Ernsteste Lebensfragen! . . ." Dick zuckte mit den Achseln — „wenn man älter wird, denkt man diesen Dingen gegenüber sehr philosophisch!"

"Ja, wenn man älter wird, und auf das Heiraten verzichtet hat . . ." schob mit gutmütiger Ironie Bill ein.

"Natürlich! Nur diese Verzichtleistung sichert uns der Frage gegenüber die vollständige Objektivität," erklärte Dick.

— „Aber Spaß beiseite — die verschiedenen Maßstäbe, mit denen man die sittlichen Unregelmäßigkeiten im Leben eines Mannes und in dem einer Frau mißt, sind eine kolossale Ungerechtigkeit. Und nichts für ungut, meine Damen — der schwerfällige Wert, den man auf die Reinheit des Mädchens legt, das in die Ehe tritt, ist eigentlich eine soziale Pose — im besten Fall ein soziales Raffinement!"

"Jetzt quäl' mir die Gertrud nicht weiter!" rief geradezu empört Bill, der den beständigen Farbenwechsel auf dem Gesicht seiner Braut im Laufe dieses Gesprächs aufmerksam und mit Bewunderung beobachtet hatte. „Du siehst, wie unangenehm ihr deine frivolen Lebensansichten sind;" dann sich zu Gertrud wendend, nahm er ihre Hand in die seine, und sie leise an seine Lippen ziehend, meinte er: „Laß ihn nur reden und behaupten, daß nichts an weiblicher Reinheit liegt. Wir wissen's doch besser. Praktisch nachweisbaren Wert hat sie allerdings nicht, aber ich möcht' in keiner Zeit leben, in der man sich nicht mehr, wenn's gerade gilt, totschlagen ließe für Dinge, die man nicht fassen, nicht

greifen, nicht sehen und nicht beweisen kann. Ein Leben ohne Heiligtümer ist sehr arm, und das Heiligste unter all unsern Heiligtümern ist immer unser Heim. Mein Heim ist für mich eine Kirche, und wenn ich ein . . . entweihtes Mädchen zum Oberhaupt dieser Kirche machen sollte, so käme mir das gerade so vor, wie wenn ich als Priester beim Abendmahl einen Kelch erheben sollte, der früher bei einer Orgie einem Wüstling dazu gedient hätte, seinen Durst zu löschen!"

"Nun, etwas für sich hat ja das, was du da sagst," meinte, sich die Hände reibend, Dick — „und wenn ich einmal heirate, so . . .“

„Um Gottes willen!“ rief in diesem Augenblick Anna Marie; die andern sahen sich um.

Gertrud war ohnmächtig in ihren Sessel zurückgesunken.

Fünfundsechzigstes Kapitel.

Man hatte sie in ihr Zimmer gebracht. Sie war ziemlich bald zu sich gekommen, aber sie fühlte sich zu unwohl, um beim Diner zu erscheinen.

„Ich hab's von einem Augenblick zum andern erwartet, daß sie zusammenbricht,“ erklärte Bill. „Sie ist ja total überarbeitet, überreizt — sie braucht Ruhe — absolute Ruhe! . . . Die vermaledeite Kunst! 's ist nichts für ein Mädchen wie Gertrud — selbst im besten Fall nicht!“

Dick verhielt sich schweigsam, und Anna Marie gab ein weitläufiges Rezept zum besten gegen Ohnmachten.

Sie waren alle heraufgekommen, sich nach ihrem Befinden zu erkundigen — Lydia, Anna Marie und Fräulein Lindner. Sie hatten ihr erzählt, daß Dick in Lindenheim über Nacht bleibe, und daß Bill beabsichtige, den nächsten Morgen mit ihm nach Frankfurt zu fahren, denn Bill hatte in Frankfurt zu thun. Er hatte wichtige Geschäfte abzuwickeln mit Herrn Zoller.

Gertrud erriet, welcher Art diese Geschäfte waren. Armer Bill! Er hatte es ihr ja versprochen, daß er die Heimat zurückerobern würde für sie. Da Herr Zoller sich

nicht viel aus Lindenheim machte, so wollte er es ihm abkaufen für seine Braut. Es rührte sie noch, aber es interessierte sie nicht mehr — sie mußte, daß ihre Existenz nicht mehr davon berührt werden würde. Sie fühlte, daß das Ende nahe sei.

Den nächsten Morgen schickte Bill zu ihr hinauf, um zu fragen, wie es ihr ginge. Sie sei noch sehr schwach, ließ sie ihm sagen, fühle sich aber wohler. — Hierauf sandte er ihr ein kleines Briefchen mit vielen zärtlichen Aufforderungen, sich nur recht zu schonen, damit er sie bei seiner Rückkehr frisch und munter fände. Sie ließ ihm sagen, daß sie ihn vielmals grüße und seinen Wünschen nachkommen werde. Sie empfand es erst als Erleichterung, daß sie liegen bleiben durfte — dann wieder wurde sie unruhig. Es zog sie mit Gewalt nach ihm, sie mußte ihn noch sehen, Abschied nehmen von ihm, ehe er nach Frankfurt fuhr.

Sehr müde, in einem losen Morgenkleide, schlich sie die teppichbelegte Treppe hinab, die aus dem Oberstockwerk in die Halle führte. Von unten herauf tönten Stimmen. Ueber das braune Treppengeländer hinunterspähend, erblickte sie Lydia, die, zwischen ihren beiden Bettern sitzend, Anna Marie gegenüber an einem Tisch, etwas aus der Zeitung vorlas, und Anna Marie fragte plötzlich, von ihrer ewigen dicken, braunen Wollhäkelei aufsehend: „Wer ist's, der gestorben ist?“

„Łozonczy,“ antwortete Lydia.

„Ach, der Maler,“ sagte Anna Marie und wickelte gleichmütig den braunen Wollfaden, der sich lang abgerollt hatte, auf ihren Knäuel.

„Ja — Telegramm aus Paris,“ las Lydia, „der berühmte Maler Paul Łozonczy ist nach kurzem, qualvollen Leiden in einer Nervenheilanstalt in der Auvergne gestorben.“ Dann, von der Zeitung aufblickend — „er kann noch nicht alt gewesen sein — welch ein Verlust für die Kunst!“

„Findest du wirklich?“ bemerkte in etwas gereizter Stimme Anna Marie, eifrig häfelnd — „ich habe ja öfters Bilder von ihm gesehen in Wien — aber ich muß gestehen, daß sie mich eher abgestoßen haben — es war — wie soll ich mich ausdrücken — etwas Rohes, Cynisches darin.“

„Nun, als Künstler wüßte ich ihm kaum einen zweiten zur Seite zu stellen,“ mischte sich an diesem Punkt Bill ins Gespräch — „ich war ganz über den Haufen geworfen von seiner Ausstellung in New York — als Mensch“ — Bill runzelte die Brauen — „als Mensch hatte er seine unangenehmen Seiten.“

Gertrud stand still, wie festgewachsen, und fuhr fort, über das Treppengeländer zu spähen und zu horchen.

„Ja, als Mensch muß er unmöglich gewesen sein,“ nahm Anna Marie das Gespräch wieder auf — „wenigstens nach allem, was man mir erzählt hat.“

„Unmöglich für Damen, allerdings,“ gab Bill zur Antwort, indem er sich gedankenvoll eine Cigarette drehte. „Aber ungemein interessant war er immer. Jemand, der anregender gewesen wäre im Gespräch, ist mir nie begegnet, nur war, als ich ihn kennen lernte, sein Gedankengang bereits im höchsten Grade sprunghaft, man hatte Mühe, ihm zu folgen. Aber er riß einen immer wieder mit. Seine Äußerungen waren abwechselnd hochpoetisch und widerlich unflätig — letzteres besonders, wenn er ein Glas Cognac zu viel getrunken hatte, dann kam er auf das Thema seiner Selbstbekenntnisse, und was er da vorbrachte, konnte mitunter auch einem Manne zuwider werden.“

„Wo hast du ihn denn so genau kennen gelernt?“ fragte Lydia.

„Wir haben einmal miteinander die Ueberfahrt gemacht von St. Francisco nach Jeddo, und er schien sein besonderes Wohlgefallen an mir gefunden zu haben. Ich bedauerte ihn manchesmal tief — großer Künstler, der er, und armer Teufel, der ich damals war. Es ist schrecklich, das Leben so ausschließlich nur von seinen Nachtseiten zu kennen. Er behauptete, daß er etwas darum gegeben hätte, einmal einem weiblichen Wesen zu begegnen, das er bis zum Schluß hätte achten können, ohne daß er es einfach von Anfang an wegen unzulänglichen Liebreizes und allgemeiner körperlicher Armseligkeit hätte bemitleiden müssen. Ohne im geringsten zu renommieren, erzählte er nach dieser Richtung hin geradezu haarsträubende Dinge.“ Bill sah sich im Kreise um — Gertrud erblickte er nicht, und die grauen Scheitel Anna Mariens bürgten für ihre philosophische Gleichgültigkeit. Leiser sprechend, fuhr er fort:

„Er erzählte, wie er einmal eine seiner Schülerinnen in die Oper ‚Faust und Margarete‘ begleitet habe. Es war ein Mädchen aus gutem Hause, von ausgezeichnete Erziehung — eine, vor der er sich noch kurz zuvor geniert hätte, einen starken Ausdruck in den Mund zu nehmen — und . . . nach dem Theater . . .“

„Nun, was geschah nach dem Theater?“ fragte Lydia.

„Er begleitete das Mädchen nach Hause — das Weitere kannst du dir denken . . .“ erklärte Bill trocken — „es würde dich, tapfer wie du scheinst, doch kaum angenehm berühren, wenn ich dir die Sache so ausführlich schildern wollte, wie er sie mir geschildert hat.“

„Na, die Geschichte ist nicht weit her,“ meinte Lydia; „ähnliche Sachen haben alle berühmten Männer zu erzählen. Es gibt auch leichtsinnige Mädchen aus guten Familien.“

„Aber das ist es ja eben,“ entgegnete Bill, „sie soll ganz und gar nicht leichtsinnig gewesen sein. Man braucht nicht einmal ein berühmter Mann zu sein, um mit solchen Abenteuern prahlen zu können. Was mich an der ganzen Sache interessierte, war seine Beschreibung des Mädchens — eine weiße Lilie — ein Engel! Er zitterte am ganzen Leibe, während er mir sein unheimliches Abenteuer schilderte, und versicherte mir, daß er bereit wäre, sich die linke Hand abschneiden zu lassen, um den Blick der Unglücklichen zu vergessen, mit dem sie von ihm wegsah, als er ihr zum erstenmal nach der Katastrophe begegnete! Der Wunsch, ihr auszuweichen, scheint ihn schließlich aus Paris vertrieben zu haben.“

„Deine Geschichte imponiert mir gar nicht,“ erklärte Lydia — „es ist eine recht aufgebaufchte, geschmacklose Künstlergeschichte, und die ganze prahlerische Reue dieses Herrn Lozonczyi ist nichts als eine raffinierte Form von Eitelkeit. Er ist nicht der erste Mann, der ein Mädchen in ähnlichem Falle auf ein hohes ethisches Piedestal stellt, nur um seine dämonische Unwiderstehlichkeit in ein besonders grelles Licht zu setzen. Erstens thut ein anständiges Mädchen so etwas überhaupt nicht, so etwas kommt nicht vor . . .“ erklärte sie apodiktisch — „und dann möchte ich das anständige Mädchen sehen, das mit Lozonczyi allein in die Oper ginge!“

„Sie soll verarmt und unbeschützt gewesen sein,“ verteidigte an diesem Punkt Bill seine Erzählung — „aber Lozonczyi behauptete fest, sie sei ein Mädchen von exquisiter Erziehung gewesen und von einem solchen Prestige umgeben, daß sie ihm stundenlang in seinem Atelier posiert habe — im Tete-a-tete Notabene —, ohne daß er nur gewagt hätte, die Hand nach ihr auszustrecken. Damals, auf dem Heimweg aus der Oper, behauptete er, habe er's plötzlich gemerkt, wie's über sie gekommen sei . . .“

„So, also posiert hat sie ihm auch, und ohne Chaperon — ein merkwürdiges Mädchen aus guter Familie; was sagst du dazu, Dick?“ wendete sich Lydia an ihren zweiten Vetter, an Dick, der, in strengem Gegensatz zu seiner sonst üblichen Geschwätzigkeit, sich während der ganzen Konversation stumm verhalten hat.

„Ach, was weiß ich,“ erklärte etwas übellaunig Dick.

„Nun, ich habe Lozonczyi auch einmal gesehen,“ erzählte Lydia — „in einer Soiree bei dem berühmten Bildhauer Jessendy — du warst ja auch dabei, Dick — du und . . .“ Lydia verstummte plötzlich — ein warnender Blick aus den Augen Bills hatte sie getroffen — sie wechselte die Farbe, als ob sie vor einer plötzlichen Erleuchtung erschrocken sei. Gertrud, welche die ganze Zeit über wie verzaubert im Schatten am Anfang der Treppe oben stehen geblieben war, machte eine Bewegung, um nach ihrem Zimmer zurückzueilenden, aber schon hatte Bill sie erspäht.

„Doch aufgestanden, mein Engel?“ rief er zärtlich, indem er aufsprang und ihr entgegeneilte.

In ihrem Fluchtversuch unterbrochen, schlich sie, die Hand an der braunen Holzrampe, jetzt langsam die Treppe hinab.

„Aber wie bleich du bist, mein Liebling!“ er küßte ihr beide Hände und wurde ganz rot im Gesicht vor Ueberwindung, weil er nicht wagte, ihr vor den andern die Lippen zu küssen. „Du hättest nicht aufstehen sollen.“

„Ich wollte dir doch noch adieu sagen, ehe du fortführst,“ murmelte sie matt. „Mußt du heute fort?“

„Ja, mein Engel — gerade heute muß ich fort — 's ist nämlich der einzige Tag, an dem ich sicher bin, Herrn Zoller in seinem Comptoir zu finden — bis Anfang Oktober kommt er nur einmal die Woche in die Stadt, um seine Geschäfte zu erledigen.“

Er blickte sie lächelnd an; ob sie wohl erriet, was er in Frankfurt wollte? — Er war wie ein Kind, das zugleich ein Geheimnis haben und es von aller Welt erraten lassen möchte. — Erraten haben mochte sie sein Geheimnis wohl, aber sie sagte nichts, und Anna Marie rief zu ihm hinüber: „Wenn Sie schon bei Zoller sind, so lassen Sie sich seine Galerie zeigen. Da wir so viel von Lozonczyński gesprochen haben, wird Sie die Sammlung gewiß interessieren. Sie enthält eines von Lozonczyński's besten Bildern, die ‚Sehnsucht‘ heißt's — gestern in Homburg hat man davon erzählt. Gesehen hat es noch niemand; es ist erst vor wenigen Tagen angekommen.“

„Der Wagen ist vorgefahren,“ meldete der Diener.

„Ich bitte dich, laß mir ein Glas Cognac bringen,“ wendete sich Dick Grant an Lydia — „ich weiß nicht, was das ist — aber mich hat der Spleen plötzlich wieder am Kragen gepackt.“

Gertrud hatte ihren Bräutigam noch bis an die Thür begleitet. Ganz entsetzt über ihre Blässe, hatte er sie zum Schluß noch in seine Arme gezogen und einen Augenblick an sich gehalten, fest und warm, aber doch sehr lind und rücksichtsvoll, als ein liebes, wundervolles, gebrechliches Heiligtum.

Sechszundsechzigstes Kapitel.

Und nun war der Wagen fort. Noch ein Weilchen war sie auf der Schwelle stehen geblieben, hatte ihm nachgesehen, dann wandte sie sich in den Saal zurück. Sie begegnete dem Blick Lydias. Es war etwas Eigentümliches in diesem Blick, zugleich eine Art Neugier und eine Art . . . Grauen.

„Sie hat erraten . . . sie weiß . . .“ sagte Gertrud. Unter dem Vorwand, sich noch ein wenig niederzulegen, schleppte sie sich in ihr Zimmer zurück; dort schloß sie die Thür hinter sich zu, dann warf sie sich auf ihr Bett, flach auf den Rücken, die Hände über der Brust gefaltet, wie die Toten liegen im Sarg.

Wenn sie sich früher gefragt hatte: Werde ich es über

mich bringen, zu schweigen, so sagte sie sich jetzt, es wird mir nichts mehr nützen zu schweigen! — Sie wußte, daß die Bewahrung ihres Geheimnisses nicht mehr ausschließlich in ihren Händen lag, daß der Zufall es ihr von einem Augenblick zum andern entreißen konnte.

Sie fürchtete sich nicht vor diesem Zufall — im Gegenteil sehnte sie ihn herbei. Stundenlang blieb sie liegen mit der fatalistischen Apathie einer sich aussichtslos in einer Sackgasse herumschlagenden Verzweiflung, die vom Schicksal nichts mehr verlangt, als eine letzte Veränderung ihrer Lage — eine Veränderung, die ihr Martyrium zu irgend einem Abschluß bringen muß.

Von allem, was sie bereits ausgestanden — von allem, was sie noch auszustehen hatte, war dieser Tag der ärgste! Immerfort sagte sie sich, jetzt hat er das Bild gesehen, jetzt muß er's erraten haben! Von Zeit zu Zeit sah sie auf die Uhr und fragte sich, wie viel Zeit muß noch verfließen, ehe er zurückkommt — ehe er eine Erklärung von mir verlangt. Sie hatte die Empfindung, daß über den Moment hinaus ihr Leben ausgelöscht war — sie konnte sich nicht vorstellen, was dann noch kommen würde. Aber wenigstens würde die Qual dieser gespannten Angst zu Ende sein.

Man erwartete Bill mit dem Sechsuhrzug zurück. Um die Zeit, um welche er kommen sollte, stellte sich Gertrud ans Fenster und horchte. — Der Wagen blieb ungewöhnlich lange aus, endlich hörte sie Räder knarren, ganz leise, wie eine kaum vernehmbare Unruhe in der Luft spürte sie ihn herannahen. Sie eilte von der Thür zum Fenster, vom Fenster zu der Thür. Ihr Atem kam jetzt so schwer, daß sie wähnte, ersticken zu müssen. Da merkte sie, daß die Räder langsam rollten. Offenbar war der Wagen leer. Er war nicht gekommen! — Von nun an schlug ihre Besorgnis eine andre Richtung ein. Sie fragte sich, ob ihm etwas zugestoßen sei, ob er nur den Zug versäumt habe oder ob er überhaupt nicht mehr heimkehren würde.

Zum erstenmal im Laufe des ganzen Tages klopfte Lydia an ihre Thür. Mit einer fremden, kalten Stimme, hinter der sich eine große Unruhe verbarg, meldete sie ihr, daß Bill nicht gekommen sei. Was meine Gertrud, daß geschehen sein könne? — Hatte er einfach den Zug versäumt — oder — oder . . .

Gertruds Gedanken waren alle wie erstarrt, sie konnte gar keine Meinung äußern.

Und Lydia erinnerte sich jetzt, daß noch ein Zug ankäme gegen neun Uhr, zu dem wolle sie den Wagen ein zweites Mal schicken.

Indes mußte man sich zum Essen setzen wie alle Tage — und so setzte man sich denn zum Essen.

Eine schweigsamere Mahlzeit hatte man noch nie abgehalten in Lindenheim. Weder Gertrud noch Lydia sagten ein Wort, auch Anna Marie schwieg, sie schien mit der Lösung eines sehr tiefen Problems beschäftigt zu sein. Die milden Witze Herrn Sonnenbergers fielen aus Mangel an einem sympathischen Widerhall alle zu Boden. Die einzige, welche von Zeit zu Zeit etwas sprach, war Fräulein Lindner. Sie sagte immer dasselbe: „Die Damen scheinen besorgt zu sein — aber es ist wirklich ganz und gar nicht nötig.“

Nach dem Diner setzte sich Gertrud mit Lydia und Anna Marie in die Halle an den Kamin. Das Künstlerpaar hatte sich in ein Nebengemach zurückgezogen. Fräulein Lindner spielte ihrem Verehrer Reminiscenzen aus seiner Lieblingsoper „Faust“. „Süße Lust“ — klang's in das Knattern des lodernden Holzfeuers im Kamin, in das Toben des Sturms, der an Fenstern und Thüren rüttelte.

Das Wetter war fürchterlich — es regnete in Strömen.

Von Zeit zu Zeit wendete Gertrud den Kopf und horchte. Lydia und Anna Marie schwiegen beide, über ihre Handarbeiten gebeugt. Nach einer Weile begann Anna Marie nachdenklich: „Ich habe mir's genau überlegt,“ flüsterte sie geheimnisvoll — „nach allem, was mir die Brod' gesagt hat, möchte ich glauben, daß das Mädchen, welches Lozonczyi damals aus dem Theater nach Hause geführt hat, die Lindner war. Glaubst du nicht auch?“

„Nein,“ erwiderte Lydia trocken.

„Aber es stimmt ja doch alles wunderbar,“ fuhr Anna Marie immer in demselben geheimnisvollen Flüsterton fort — „sie ist aus sehr geachteter Familie, ihr Vater war Oberstabsarzt — sie hat mir's erzählt — und Schülerin von Lozonczyi war sie auch, wenigstens eine Zeit lang hat sie neben der Musik auch noch die Malerei studiert, und zwar im Atelier Hubry Menos, unter seiner Leitung. Aber

mein Gott, ist das kalt!" Anna Marie rieb sich eifrig die Hände.

Ein eisiger Luftzug drang in die Halle — die drei Damen sahen sich um. Die Thür hatte sich geöffnet, ein Mann war eingetreten, ein Mann mit schmutzigen Stiefeln und durchnäßten Kleidern — Bill Stolzinger.

Sofort merkte Gertrud, daß der Schlag gefallen war.

Ohne sich nach rechts und links umzusehen, ging er gerade auf die Treppe zu.

"Bill!" rief Lydia ihm nach.

Er fuhr zusammen, blieb stehen, sah sich um.

"Woher kommst du?" fragte sie.

"Ich . . . ich hatte den Fünfuhrzug in Frankfurt veräumt — da ich nicht bis Abend warten wollte, bin ich zu Fuß gegangen."

"Zu Fuß, drei Stunden lang . . . soll ich dir dein Essen nachservieren lassen?"

"Essen?" er sprach das Wort mit Abscheu aus und schüttelte den Kopf — "nein — ich habe keinen Hunger — ich bin müde, gute Nacht!" Einen Augenblick später war er verschwunden.

"Was hat er nur?" fragte Anna Marie, zu Tode erschrocken.

Lydia regte sich nicht.

Da erhob sich Gertrud, die Hand auf dem Herzen — sie öffnete die Lippen, um irgend eine Entschuldigung für ihr Vorgehen herauszustammeln. Aber kein Laut drang zwischen diesen trockenen, von Verzweiflung verzerrten Lippen hervor. Ein letztes Mal heftete sie die Augen auf Lydia — dann ging sie.

"Merkwürdig!" murmelte Anna Marie. "Hast du den Blick bemerkt, mit dem dich die Gertrud angesehen hat? — Mir war er unheimlich — ganz und gar unheimlich. Ich denke, das Mädchen wird irrsinnig. Die ganzen Tage her war ihr Benehmen schon so sonderbar. Merkwürdig — wirklich merkwürdig!"

Siebenundsechzigstes Kapitel.

Als Gertrud die Thür von Bills Zimmer erreicht hatte, klopfte sie kurz und heftig. Erst erfolgte keine Antwort, dann, als sie ein zweites Mal klopfte, fragte Bill kurz: „Wer ist's?“

„Ich,“ rief sie.

Da riß er die Thür auf. „Was willst du?“ fragte er.

Sie hatte erwartet, daß seine Stimme hart, sein Blick drohend sein würde. Aber sein Blick war starr und die Stimme nur heiser.

Ein Schrecken durchfuhr sie — sie merkte, daß er noch immer nicht alles wußte, nicht alles glaubte — daß er noch immer hoffte — daß sie noch immer etwas zu töten hatte in ihm.

Aber es konnte so nicht weitergehen, diese Spannung konnte sie nicht länger ertragen — es mußte klar werden zwischen ihnen.

„Was ist vorgefallen, Bill?“ fragte sie.

„Ich habe mich geärgert,“ murmelte er, mit gerunzelten Brauen auf die Erde stierend.

„So . . . nur geärgert?“

„Nur geärgert,“ wiederholte er, „aber so . . . so, daß ich glaubte, der Schlag müsse mich treffen“ — er zerrte heftig an seinem Hemdkragen und vermied es, Gertrud anzusehen.

Eine schreckliche Pause folgte, dann, schwer atmend, brachte es Gertrud hervor: „Aus welchem Anlasse?“

Er fuhr sich unruhig über die Stirn. — „Ich kann dir's nicht sagen,“ murmelte er, „es ist zu häßlich — ich wollt's herunterwürgen, drum bin ich davongelaufen — ich hätte mich besser beherrschen sollen. Aber ich . . . bin die Zivilisation nicht mehr gewöhnt . . .“ und plötzlich sich mit beiden Fäusten vor die Stirn schlagend, ächzte er: „Großer Gott! Wenn es wahr wäre! — Aber es kann ja nicht wahr sein!“

„Was?“

„Willst du's wirklich wissen?“

Sie zitterte so, daß sie sich kaum auf den Füßen

halten konnte. Sie legte die Hand auf eine Stuhllehne, um sich zu stützen.

Er schöpfte tief Atem, dann, sehr mühsam und gepreßt, begann er: „Ich war bei Zoller, um mich wegen des Ankaufs von Lindenheim mit ihm zu besprechen. Als wir so ziemlich im reinen waren, sagte er mir: Nun, werfen Sie doch einen Blick in meine Galerie — ein Łozonczy! — ich bitte — ein echter Łozonczy — die vielbesprochene ‚Sehnsucht‘. — Ich war bereit. Er führte mich zu dem Bild . . . und da . . . da fror mir das Blut in den Adern — denn das Bild . . . das warst du . . . und warst es wieder nicht. Es stellt ein Mädchen dar, das Bild — ein Mädchen mit bloßen Armen und bloßem Hals — in einem losen Gewand und mit einem Ausdruck im Gesicht . . . einem Ausdruck, der ein Gefühl verrät, das du nie geahnt haben kannst — ‚die Sehnsucht‘ — ja, aber die Sehnsucht eines Weibes, dessen Natur in ihrem tiefsten Bodensatz aufgewühlt worden ist. — Ich hätte das Bild von der Wand herunterreißen und zertreten mögen, besonders als Zoller sich zu mir umwendete mit der Frage: Finden Sie nicht eine merkwürdige Ähnlichkeit zwischen diesem herrlichen Werk und Ihrer berühmten Braut? Ich traf Fräulein Gertrud, kurz ehe er die ‚Sehnsucht‘ entwarf, einmal in Łozonczy's Atelier, und ich möchte fast glauben, sie habe ihn zu dem Bilde inspiriert. Sie kann sehr stolz sein darauf!“ — Mit einem ganz unbefangenen Gesicht sagte er das — der Schuft! Stolz sein! . . . Stolz . . . in den Boden hätt' ich sinken mögen! Aber seine Frau war uns nachgekommen — die Frauen scheinen andrer Ansicht, als ich armer Philister — denn die Zoller, die offenbar von ihres Mannes ehemaliger Verehrung für dich gehört hatte und eifersüchtig war auf dich, gönnte es dir nicht, daß du einen so berühmten Maler zu seiner größten Schöpfung begeistert haben solltest und sagte: ‚Davon kann keine Rede und die Ähnlichkeit kann nur eine zufällige sein. Es war in Paris allgemein bekannt, welche von den Schülerinnen Łozonczy's ihm zu dem Bilde posiert hat — ein Herr hat sie mir einmal in der Oper gezeigt. Die war freilich sehr schön. Sie saß neben Łozonczy im Amphitheater — es wurde ‚Faust‘ gegeben — man sagte mir, daß das Mädchen eine Russin und bekanntermaßen die

Maitresse von Lozonczy sei. Sie sah allerdings der Glimm, die ich nur einmal flüchtig und bei schlechter Beleuchtung erblickt habe, sehr ähnlich,“ setzte sie hinzu, und Zoller stand daneben und murmelte nur: „So, so, eine Russin,“ und dann lächelte er und schwieg. — Wenn du wüßtest, wie ich mich überwinden mußte, ihm nicht an die Gurgel zu springen. — Ich hab's nicht gethan, um dich nicht noch mehr ins Gerede zu bringen — — — er durste gar nicht glauben, daß ich nur vermuten könnte — daß du — und ... jene Russin am Ende doch ... ein und dieselbe. Verzeih mir ... Gertrud — ich weiß ja, daß es nicht sein kann — aber, da du selbst gekommen bist — Gertrud, sei nicht böse, beruhige mich ... wer war die Russin, die Lozonczy zu seiner ‚Sehnsucht‘ gestanden hat?“

Auch jetzt noch könnte sie ihn belügen, wenn ihr die Kraft übrig bliebe dazu. Aber sie hat keine Kraft mehr. Die Liebe ist tot in ihr — die Fähigkeit, Glück zu empfinden, ist tot in ihr — die Scham ist tot — das Einzige, was ihr das Leben noch fühlbar macht, ist ein dringender Wunsch, die schwere Last, an der sie so mühsam schleppt, von sich abzuwerfen.

Und sie streift sie ab. ...

„Es war keine Russin, Bill!“ sagt sie — „das Mädchen, das Lozonczy zu seiner ‚Sehnsucht‘ gestanden hat, das Mädchen ... welches er aus dem ‚Faust‘ nach Hause geführt hat — war ich!“

Einen Moment blieb er bewegungslos stehen und sah sie mit unruhigen, hilflosen Augen an — dann, in einem Stuhl zusammensinkend, stieß er einen kaum hörbaren kurzen, heiseren Laut aus und versteckte das Gesicht in beide Hände.

Ohne sich nach ihm umzusehen, schritt Gertrud der Ausgangsthür zu. Da fühlte sie seine kalte, schwere Hand auf ihrem Arm — er war ihr nachgeeilt und hielt sie zurück.

„Wie ... wie war das möglich?“ stammelte er — „wie ... wie ist das gekommen — wie wahnsinnig mußt du ihn geliebt haben!“

Sie schüttelte den Kopf — „ich habe ihn nie geliebt,“ murmelte sie — „das war das Entsetzlichste dabei!“

„Nie geliebt? ...“ er begriff gar nicht, er blinzelte

wie einer, der es versucht, sich im Dunkeln zurechtzufinden.

„Also wie kam's? . . . Wie? . . .“

„Wie's kam? . . .“ Sie legte die Hand an die Stirn — „ich weiß es nicht mehr — ich hab's vergessen — verlangst du wirklich, daß ich mich erinnern soll — es ist mir schrecklich!“

Aber seine Blicke ließen sie nicht los. Es war, als ob er noch immer einen Trost aus ihrem Geständnis schöpfen zu können erwartete. Da murmelte sie: „Ich war ein armes, verlassenes Ding — mein Zartgefühl hatte ich abgestreift — meinen Halt hatte ich verloren — ich hatte nichts im Leben mehr, auf das ich mich stützen konnte, und niemanden, vor dem ich mich zu schämen brauchte. — Er leitete mein Talent, bemächtigte sich meines Willens und bespöttelte meine letzten kümmerlichen Bedenken. Ich war eitel und fühlte, daß mein bißchen Schönheit im Verblühen stand. Er bewunderte mich. Ich richtete mich an seiner Bewunderung auf — sie wurde mir Bedürfnis. Um sie festzuhalten, zahlte ich täglich einen höheren Preis, und zuletzt . . .“ (sie kehrte das Gesicht von ihm ab) — „den allerhöchsten!“ Einen Augenblick zögerte sie, dann „leb wohl, Gott behüte dich,“ murmelte sie und wendete sich zum Gehen.

Aber als sie die Thür erreicht hatte, da fühlte sie eine schwere Hand auf ihrem Arm, und eine Stimme neben ihr rief: „Bleib! . . . Wir . . . müssen ja noch überlegen . . .“

„Überlegen! — Was ist da zu überlegen?“ hauchte sie. „Es versteht sich von selbst, daß alles aus ist zwischen uns — daß du mich nicht heiraten kannst!“

„Dich nicht heiraten . . . jetzt, wo alle Menschen mit Fingern auf dich deuten, sich alle bösen Zungen regen möchten, wenn wir voneinander gingen — Gertrud! . . . Natürlich werde ich dich heiraten, so schnell als es irgend angeht werde ich dich heiraten. Was hab' denn übrigens ich für ein Recht, dir deine Vergangenheit vorzuwerfen — ich — der ich dich geradezu in dein Unglück hineingestoßen habe — Gertrud — meine arme Gertrud!“

„Bill! Du könntest wirklich verzeihen — vergessen?“ Wie ein Jubelschrei rang sich's von ihren Lippen — sie streckte die Arme aus — sank an seine Brust.

Er zog sie an sich, wollte sie festhalten, sie und ihre Schwäche bis in die Ewigkeit an seinem Herzen bergen. Aber mit einemmal fielen seine Arme bleischwer an seinen Seiten nieder, und ein schwüler, quälender Ekstase glühte in seinen Augen — der Ekstase, den er nicht mehr töten konnte.

„Es bleibt dabei,“ sagte er tonlos, „ich werde dich heiraten. Was weiter geschieht, das weiß ich selber noch nicht. Vielleicht werd' ich vergessen . . . wahrscheinlich werd' ich vergessen und mich . . . hineinfinden . . . hineinfinden!“ — er wiederholte das Wort mit entsetzlicher Bitterkeit — „aber jetzt geh,“ drang er in sie — „geh!“ —

Sie ging, und wie sie die Thür hinter sich geschlossen hatte, hörte sie etwas wie das Stürzen eines schweren Körpers. Unwillkürlich blieb sie stehen und horchte. Er hatte sich auf den Boden geworfen und schlug röchelnd die Stirn gegen die Diele.

Achtundsechzigstes Kapitel.

Wenn sie klüger und niedriger denkend gewesen wäre, so hätte sie sich nach dieser Unterredung einigermaßen beruhigt niedergelegt und sich gesagt: da Bill überhaupt noch daran denkt, mich zu heiraten, ist alles gewonnen.

Aber klug war sie nie gewesen und niedrig denkend trotz ihrer großen Schwäche auch nicht. Das Opfer, welches er ihr bringen wollte, von ihm anzunehmen, widerstrebte ihr, und der Gedanke, neben ihm hinzuleben mit der Angst, er könne sie noch einmal so ansehen mit diesem starren Abscheu in den Augen, von ihr wegschaudern mit diesen zitternden Händen, flößte ihr geradezu Entsetzen ein. Freilich sagte sie sich, es wird anders werden mit der Zeit — sein Entsetzen, sein Ekstase wird sich abmühen, und . . . dann wird er sich hineinfinden — wie er selber sagt. Aber vor dem Gedanken graute ihr — am allermeisten graute ihr davor. Sie begriff den entsetzlichen Ausdruck, den sein Gesicht angenommen, als er das Wort ausgesprochen hatte: „sich hineinfinden!“ Das bedeutete, daß er es lernen werde,

sich in eine niedrigere Lebensauffassung zu fügen, sich mit einer beschmutzten Liebe zu begnügen.

Was früher eine himmelanstrebende Begeisterung gewesen war, das würde jetzt höchstens noch ein erschlaffender Rausch für ihn sein — die Liebe, ihrer heiligen Verklärung beraubt, würde nichts mehr sein, als der tierische Naturdrang, der, seiner Niedrigkeit vollbewußt, aber von der Leidenschaft hingerissen, an einer getrübbten Quelle Befriedigung sucht.

Ach, wenn er sie nur noch einmal in die Arme schließen würde mit der alten innigen, heiligen Zärtlichkeit. — Aber damit war's vorbei — für immer vorbei!

Sie war kein Kind mehr — das Leben hatte alle seine Geheimnisse vor ihr enthüllt. Sie wußte, was ihr an seiner Seite bevorstand. Sie wußte, daß von nun an seine Küsse immer zu kalt sein würden . . . oder . . . zu heiß! — —

„Ich muß fort!“ sagte sie sich — „aber wohin? — Nach Paris — zu meiner Kunst zurück!“

Ihr graute jetzt vor der Kunst — sie fürchtete sich vor der großen Chimäre. Es war die große Chimäre, die sie ins Unglück gebracht hatte.

Also wohin? — Nur irgend wohin, wo sie ausruhen konnte — wo sie geborgen wäre! — Es war alles so wirr um sie herum, sie fand sich nicht mehr zurecht! Sie dachte an Luise Moreau. — Wenn die noch gelebt, so hätte sie doch noch einen Halt gefunden im Leben, aber Luise war tot. Immerhin — fort mußte sie in jedem Fall. — So fing sie denn an, ein paar notwendige Gegenstände in ihre Reisetasche zu stopfen. Sie fiel um vor Müdigkeit, und zugleich brannten ihr die Augen aus dem Kopf wach und trocken, und bald da, bald dort tauchte ein beunruhigender Gedanke in ihr auf, vergeblich lockend — nutzlos drohend.

Ach, vergessen, schlafen — schlafen — nur noch einmal schlafen — das Brennen in ihren Augen los werden — das Feuer in ihren Gliedern. Sie riß das Fenster auf, um Luft hereinzulassen. Draußen sauste der Sturm, die Bäume wanden sich hin und her — es war, als schrie die ganze, vom Herbstfieber geschüttelte Natur nach Schlaf.

Während sie zwischen ihren Sachen herumkramte, fand sie das Schächtelchen Sulphonal, das sie in den vorher-

gehenden Tagen vergeblich gesucht. Sie nahm eine dreifache Dosis — dann, ohne sich auch nur der Kleider zu entledigen, streckte sie sich auf ihrem Bette aus.

Der Schlaf kam lange nicht, und als endlich die ersten Schleier auf ihr wundres Bewußtsein niederschwebten, fühlte sie's zugleich schwül und schwer an sich heranschleichen . . . eine Erinnerung, die durch den Traum zu heißem Leben geweckt wurde, mit Einzelheiten, an die sie im wachen Zustande längst nicht mehr gedacht hatte, und die jetzt mit grausamer Deutlichkeit aus ihrer Seele auftauchten — das Furchtbare, das, was sie am allermeisten zu vergessen strebte — jene schreckliche Nacht! Und der Traum ersparte ihr nichts.

Dumpf schreiend rang sie sich wach, richtete sich empor. Auf dieser Erde gab's kein Mittel, das stark genug war, um ihr den Schlaf zu erzwingen, nach dem sie sich sehnte — den Schlaf, der die Vergessenheit in sich barg.

Eine eisige Kälte erfüllte ihr Zimmer. Die erste weißliche Unruhe der Morgendämmerung mischte sich in das Dunkel der Nacht. Die Kälte um sie wurde stärker. Da merkte sie, daß sie das Fenster offen gelassen hatte. Sie blickte hinaus. Kein Blatt regte sich mehr, kein Zweig krachte, ringsherum war alles weiß — der Schnee fiel weich, lautlos, dicht.

Eine seltsame Beruhigung überkam sie. Sie griff sich an die Stirn — ja . . . und schnell, damit sie den Mut nicht verlöre — schnell — schnell! . . .

Sie schlich die Treppe hinab — durch eine der hinteren Thüren schlüpfte sie hinaus. Die Kälte strich ihr über das Gesicht wie ein bewillkommender Freundschaftsgruß. Sie setzte die Füße ruhig in den weichen Schnee, in das feierliche Leichentuch, das der Himmel barmherzig über das häßliche Sterben der Erde breitete. Ihre kleinen Füße ließen schmutzige Spuren zurück in dem dünnen Oktober-schnee. Eine Art Widerwillen überkam sie, als sie das bemerkte.

Aber der Schnee fiel dicht, er verwischte die Spur — hinter ihr war von neuem alles rein, und vor ihr schimmerten goldig die ersten verklärenden Strahlen der Morgenröte.

Durch ihre müde Seele klang's von fern, fern wie

der Gesang, der sie bei ihrer Wiederkehr in die Heimat begrüßt, und durch die frostknisternen Blätter hörte sie's leise, kaum vernehmlich:

Bist du bleich, so bist du rein,
Bleich muß alles Ende sein.

Neunundsechzigstes Kapitel.

Fast bis in den Morgen hinein war Bill rastlos in seinem Zimmer auf und ab gegangen. Endlich hatte er sich in den Kleidern auf sein Bett geworfen und war von dem schweren, bleiernen Schlaf übermannt worden, der auf große Gemütserschütterungen folgt.

Gegen neun Uhr weckte ihn ein lautes Pochen an seiner Thür. Er fuhr auf mit einer dumpfen Unglücks-empfindung im ganzen Leib, aber ohne ein deutliches Bewußtsein seines Elends.

„Was gibt's?“ rief er.

Es war Lydia's Stimme, die ihm antwortete: „Wir wissen nicht . . . wir fürchten . . . wir . . . wir . . . können Gertrud nicht finden,“ erwiderte sie ihm — „sie ist fort!“

„Gertrud . . . fort!“ Er war indessen hinausgeeilt auf den Korridor — Lydia stand vor ihm totenbleich. „Sie war doch gestern sehr matt . . .“ stotterte sie, „und ich . . . ich weiß nicht, was mir dazwischen kam, aber ich . . .“ (von ihm wegblickend) — „ich unterließ es, vor dem Schlafengehen nach ihr zu sehen. Da hielt ich mich heute früh bei ihr auf . . . und als keine Antwort auf mein Klopfen kam, drückte ich schließlich die Klinke nieder. Das Zimmer war leer, auf dem Tische stand ihre halb vollgepackte Reisetasche.“

Eine unruhige Angst, die fast sofort zur verzweifelten Gewißheit erstarrte, ergriff Bill.

„Es ist Schnee gefallen in der Nacht, man wird ihre Fußspuren verfolgen können,“ sagte er rasch. Er eilte hinaus. Etwa handhoch, blendend weiß lag der weiche Schnee am Boden, vor der Thür des Gartensalons sah

man kleine, halb von neuem Schnee verwischte Vertiefungen, die Fußspuren gewesen sein mußten.

Diesen Fußspuren folgte Bill — er wußte, wohin sie ihn führen würden . . .

Unter der Linde — dort, wo sie ihm den ersten Kuß gegeben hatte, hörten sie auf.

Aber in der weißen Fläche der mit dünnem, verschneitem Eis bedeckten Nidder war ein schwarzer Fleck . . .

Siebzigstes Kapitel.

Sie fanden sie dort. — Sie schlief fest . . . sie war eingegangen in die Heimat der Heimatlosen.

Ihr letzter Wunsch wurde erfüllt. Er nahm sie noch einmal in seinen Arm mit der alten, innigen Zärtlichkeit — mit der alten, großen, heiligen Liebe.

Er trug sie in ihr Zimmer und legte sie auf ihr Bett — dann wiesen sie ihn hinaus. Man rüttelte an der Leiche mit Belebungsversuchen. Bill horchte an der Thür — er hatte keine Hoffnung, er wartete nur, bis sie fertig sein würden, damit er wieder hinein könne zu ihr.

Endlich traten sie heraus — Anna Marie, die Haushälterin und Lydia. Lydia war's, die ganz verweint an ihn herankam und sagte: „Es ist umsonst!“

Er gab ihr keine Antwort; sie beiseite schiebend, schritt er über die Schwelle in das Zimmer und kniete nieder neben seiner toten Braut, die, auf ihrem Bette hingestreckt, ausruhte. Das nasse Haar lag auf dem Kissen, dunkel und schwer um das blasser, schmale Gesicht, dem ein Ausdruck entsetzlichen Schmerzes anhaftete.

Erst jetzt faßte er es ganz, wie rasend sie gelitten hatte. Eine wahnsinnige Reue überkam ihn — ihre Sünde war weit — nur ihr grenzenloses Leiden und ihre innige Liebe standen ihm vor der Seele. Er küßte ihre kalten Händchen wieder, immer wieder, warf sich vor, daß er sie durch seine Härte in den Tod getrieben. Ach, wenn sie noch einmal die lieben Augen aufschlagen und die Arme um seinen Hals schlingen wollte!

Er würde alles vergessen — alles! . . . Mitten in seinem Schmerz trat der Schweiß auf seine Stirn! . . . Alles? . . . Eine nörgelnde Unruhe machte in ihm auf — selbst jetzt, neben der Leiche.

Einundsiebzigstes Kapitel.

Lydia saß in ihrem Zimmer, bleich und starr vor Schrecken — vor Schmerz. Während er weinte, dachte sie nach. Mitten aus ihrer lebenslangen, ausgesucht reinen Lebensanschauung heraus bäumte sich etwas in ihr gegen die gräßliche Ungerechtigkeit unsrer allgemeinen Denk- und Gefühlsgewohnheiten. Sie kam dazu, sich zu fragen, ob es nicht wirklich — wie's so vielfach behauptet wurde — eine ungerechtfertigte Grausamkeit unsrer verkünstelten sozialen Anschauungen sei, ein Weib wegen etwas unbarmherzig zu verurteilen, was bei einem Mann nicht viel mehr Belang hat, als jeder andre Mauth, so daß eine vernünftige Frau einfach mit verächtlich geschlossenen Augen daran vorbeieilt, weil sie zu hoch darüber steht, um auch nur nach derlei zu fragen.

„Zu hoch darüber steht!“ . . . In Gedanken wiederholte sie die Worte.

Woher kam dieses „Hochdarüberstehen“?

Die Stellung, durch welche die Gesellschaft die Frau auszeichnet, stammt aus derselben Quelle, wie die Strenge, mit welcher die Gesellschaft sie beurteilt.

Und Lydia wurde sich mit einemmal klar über Dinge, die ihr bis dahin sehr dunkel gewesen waren. Sie wunderte sich, warum sie sich noch nie früher klar darüber geworden war. Sie sagte sich, daß die Stellung der Frau in der Familie, wie sie, durch die alten Römer angebahnt, durch das Christentum vervollkommt, sich nach und nach entwickelt hat, den größten Sieg bedeutet, welcher von der Zivilisation über die rohe Natur errungen worden ist. — Die Natur hat die Frau zum Leiden verdammt — die Zivilisation hat ihre Leiden zu einem geheiligten Martyrium verklärt — sie hat der Frau ein Diadem in die

Dornenkrone hineingesetzt. Die Frau ist die Priesterin im Tempel der Familie; um sie herum ist ein geweihter Zauberkreis, an den sich die Begierde des brutalsten Mannes nicht heranwagt.

Daß eine solche Stellung Pflichten auferlegt und Opfer erheischt, ist selbstverständlich, aber nur durch ernste Pflichterfüllung und willig dargebrachte Opfer kann diese hohe Stellung aufrecht erhalten werden — die Stellung der Frau — der Glaube an die Frau, die Ehrfurcht vor der Frau, auf die sich das Beste in unsern ethischen Errungenschaften stützt.

Es ist etwas Mystisches in dem Nimbus, der die Frau umgibt. Sie ist der verkörperte Beweis des angeborenen und entwicklungsfähigen Idealismus der menschlichen Natur — eine Art Allerheiligstes der Zivilisation, wie Carlyle sich ausdrückt: „Woman is a symbol of higher things!“

Ende.

73743653

Werke Ossip Schubins.

Bei Heinrich Minden in Dresden und Leipzig:

Ehre. 1 Band. 8. Auflage.

Finis Poloniae. 1 Band. 3. Auflage.

Thorschlußpanik. 1 Band. 4. Auflage.

Unheimliche Geschichten. 1 Band. 2. Auflage.

Con fiocchi. 1 Band. 3. Auflage.

Bei Hermann Costenoble in Gena:

Bravo rechts. 1 Band. 2. Auflage.

Erinnerungen eines alten Oesterreichers. 1 Band.

Bei Gebrüder Paetel in Berlin:

Unter uns. 1 Band. 4. Auflage.

Gloria victis. 1 Band. 3. Auflage.

Boris Lensky. 3. Auflage.

Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht. 3. Auflage.

Dolorata. 2. Auflage.

Mal' occhio. 2. Auflage.

Geschichte eines Genies. 2. Auflage.

Etiquette. 3. Auflage.

Bei G. Westermann in Braunschweig:

Asbein. 3. Auflage.

Bludicka.

Seil dir im Siegerkranz. 2. Auflage.

Gräfin Ericas Lehr- und Wanderjahre. 3. Auflage.

Woher tönt dieser Mißklang durch die Welt.
2. Auflage.

Bei der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart:

Erlachhof. 4. Auflage.

O du mein Oesterreich. 3. Auflage.

Gebrochene Flügel. 3. Auflage.

Ein müdes Herz. 3. Auflage.

Maximum. 2. Auflage.

Wenn's nur schon Winter wär'!

Bei J. Engelhorn in Stuttgart (Engelhorn's Allgemeine Roman-
bibliothek):

Schatten.

Die Heimkehr.



